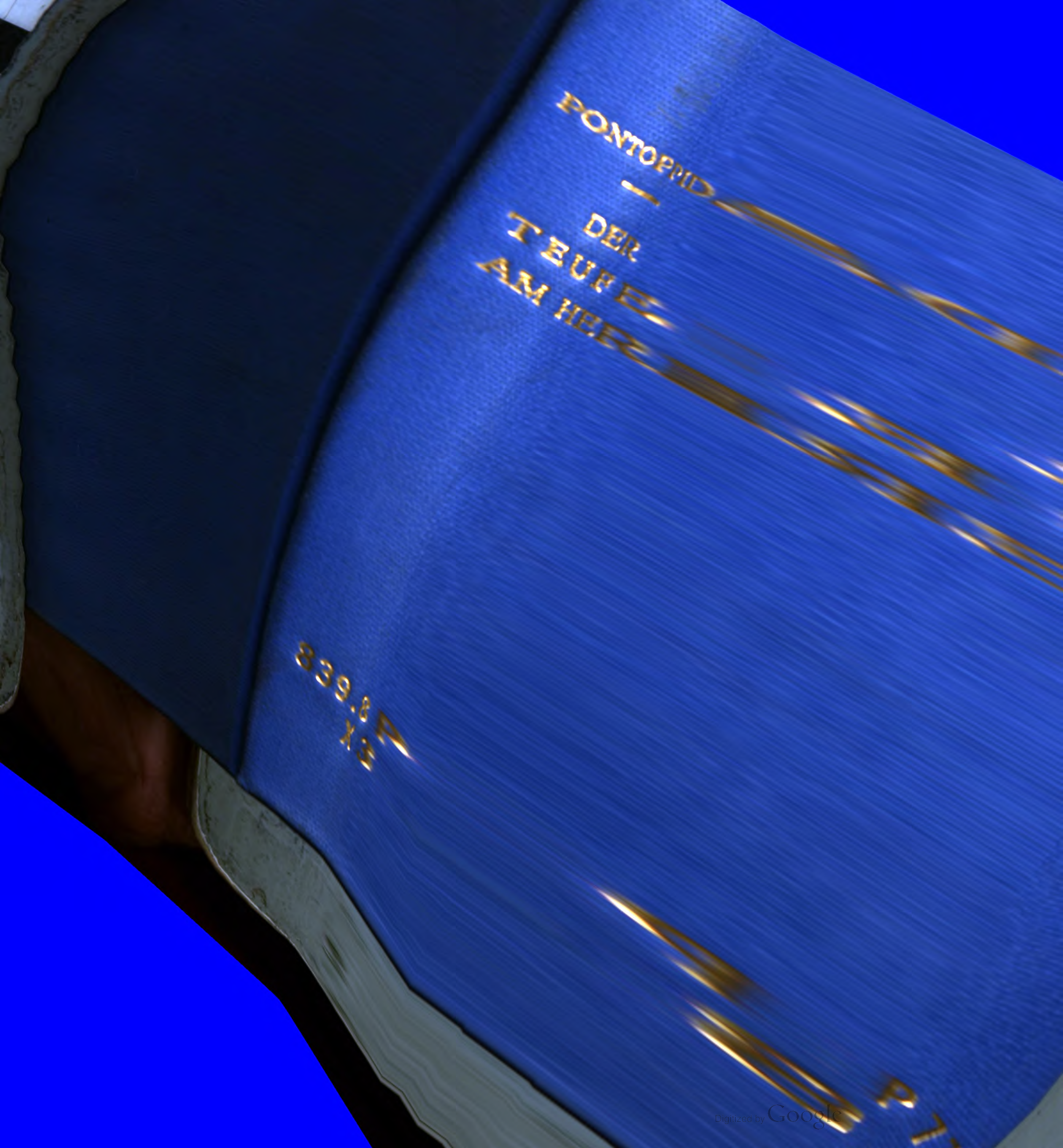
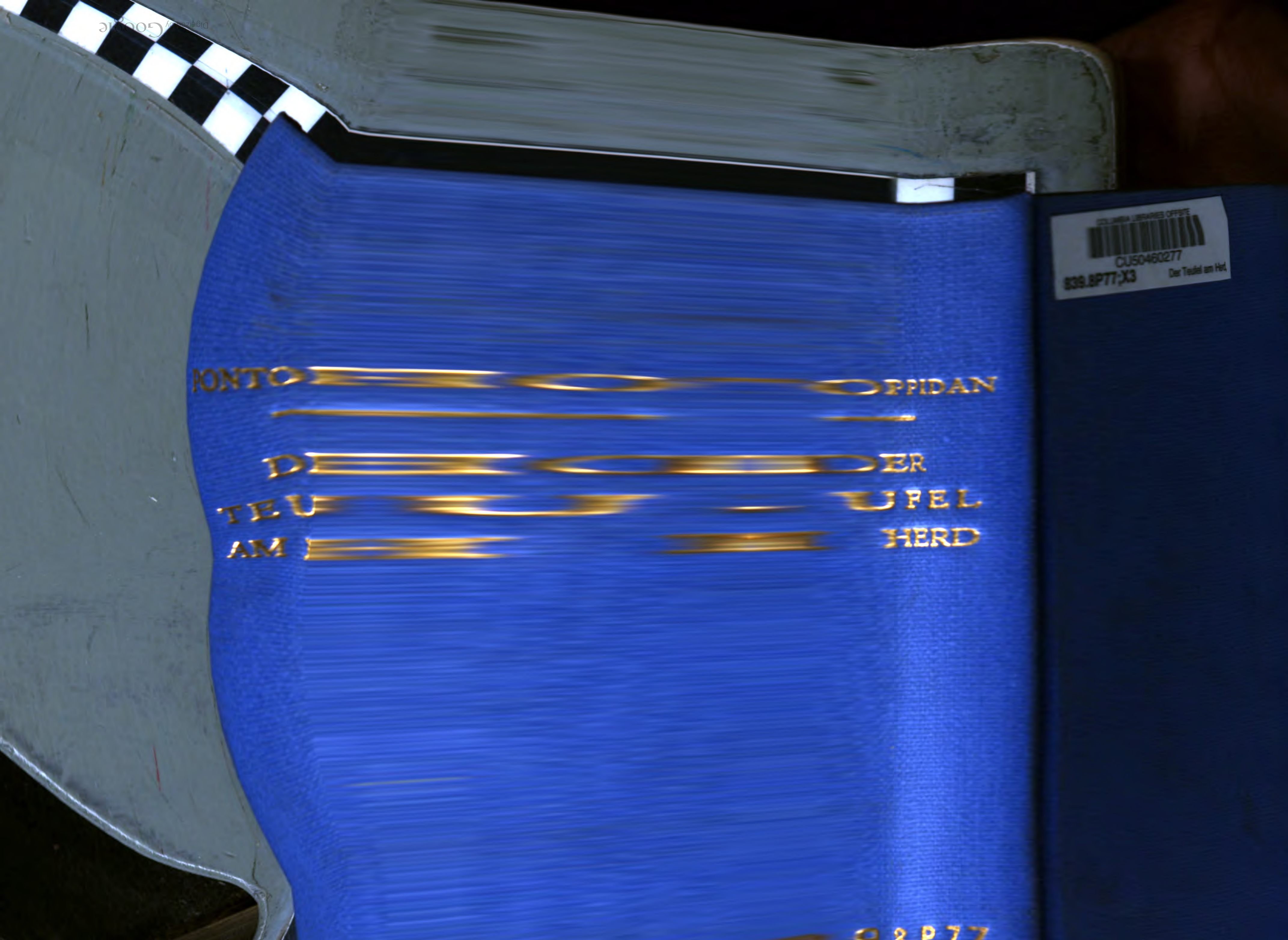
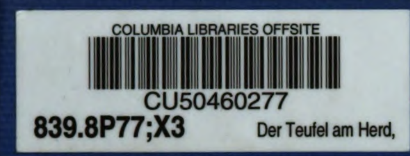



PONTOPPID
DER
TEUFE
AM HER
839.8
X3
Digitized by Google


ONTOPPIDAN
DER
EUFEL
AM HERD


COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE
CU50460277
839.8P77;X3
Der Teufel am Herd




SIGILLVM · COLLEGII · COLVMBIAE · NOVI · EBORACI
IN LVMINE TVO VIDEBIMVS LVMEN



Henrik Pontoppidan

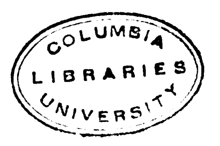
Der Teufel am Herd

Fünf Erzählungen



Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1910

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann



Der königliche Gast



Wenn Leute, die in dem lauten Treiben einer Großstadt herumgewirbelt werden, hin und wieder einmal — vielleicht mit einem kleinen Sehnsuchtsseufzer — an das Leben draußen auf dem Lande denken, schwebt ihnen in der Regel ein Dasein mit einem Gottessegen an Zeit vor. Sie stellen sich eine unendliche Reihe von ruhig dahinfließenden Tagen vor, wo jede Minute mit einer feierlichen Umständlichkeit verrinnt, ähnlich der, mit der eine Bornholmer Uhr in der Stube einer alten Bauerfrau die Ewigkeit abmißt.

Und doch ist ja in Wirklichkeit die Zeit nirgends flüchtiger, erscheint einem das Leben nirgends kürzer als gerade auf dem Lande. Wenn auch die einzelnen Tage träge genug sein können in ihrer Einförmigkeit, schon die Wochen sind geschäftig — die Jahre fliegen. Und eines schönen Tages ist das Leben dahin gefahren, und das Ganze ist vorbei wie ein Bruchstück eines Sommer- oder Winternachtstraumes.

Wenn der junge Arzt Arnold Höjer und seine kleine hübsche Frau daran dachten, daß sie schon volle sechs Jahre in Sönderböl gewohnt und genau ebenso lange verheiratet waren, mußten sie vor Erstaunen lachen. Sechs Jahre! Es war ihnen, als könnten unmöglich mehr als einige wenige Monate vergangen sein seit jener unvergeßlichen Sternennacht, als sie mit der Postkutsche hierhergekommen waren. Und sie hatten doch in der dazwischenliegenden Zeit drei Kinder in die Welt gesetzt, und ihr Heim, das damals ein gleichgültiges Stück Handwerkerarbeit war, das noch nach der Kalkgrube roch, war der Mittelpunkt der ganzen Welt und die Schwelle zum Himmelreich geworden.

Sie stammten beide aus der Hauptstadt, und mitten in

ihrem großen Liebesglück waren sie zu Anfang still verzweifelt gewesen. Die vielen neuen Verhältnisse und fremdartigen Gebräuche, die baumlose, jütische Landschaft selbst, mit der Unmenge von Himmel machte sie beklommen wie ein Paar verirrte Küchlein.

Frau Emmys Augen hatten sich mit Tränen füllen können, wenn sie an alles das dachte, was sie verlassen hatte, und daß vielleicht schon jetzt niemand sie mehr vermißte. Wenn Arnold auf Krankenbesuche gegangen war, setzte sie sich in sein Zimmer mit einem bedrückenden Gefühl von Verlassenheit und tat nichts weiter als darauf warten, daß er zurückkehren würde.

Wie sonderbar kam ihr das jetzt vor, wenn sie daran zurückdachte! Daß sie wirklich so kindisch gewesen war! — Da hatte sie am Fenster gesessen, die Hand feierlich unter der Wange, und auf den dunklen Heidehügel hinausgestarrt mit einem schwindelnden Gefühl, als sei sie allein auf einem fremden Erdball zurückgelassen, weit draußen in dem unendlichen Weltenraum. Weniger konnte es nicht tun!

Nach einem einsameren Ort als Sönderböl hätte man aber auch lange suchen können. Es waren drei Meilen bis zur nächsten Station; eine Postkutsche besorgte die Verbindung mit der Außenwelt, aber selbst von der sahen sie nichts. Die große, gelbe Kutsche mit dem scharlachroten Kutscher, die sonst ja die düstere Landschaft ein wenig hätte beleben können, kam bei der Aus- wie bei der Rückfahrt zu nächtlicher Stunde durch das Dorf. Sie illuminierte jetzt nur ihre Träume, wenn sie in dunklen Nächten auf der Landstraße vorüberrummelte und den Schein ihrer Laterne über das Rouleau des Schlafzimmers hinschleppte.

Das Dorf selbst bestand nur aus sieben, acht mageren Bauerhöfen und der doppelten Anzahl Armeleute-Hütten. Nicht einmal eine Pfarrerfamilie behauste es, sondern nur

ein Schullehrer, der sich obendrein als arger Krakehler entpuppte. Daß sie sich hier niedergelassen, hatte denn auch keineswegs seinen Grund in irgendwelcher Vorliebe für diese Gegend. Aber die Bewohner hatten einen Arzt dorthin gewünscht, und Arnold, der bereits im dritten Jahr verlobt war, hatte sich fieberhaft nach einem selbständigen Wirkungskreis gesehnt, um heiraten zu können.

Während des ersten Jahres hatten sie zuweilen Besuch von Verwandten und Freunden gehabt, die neugierig waren zu sehen, wie sie sich da draußen in ihrem Mesopotamien eingerichtet hatten. Aber schon im zweiten Jahr wurden die Besuche seltener, und da entbehrten sie sie auch nicht mehr. Weit schneller als sie es hatten erwarten können, waren sie mit ihren neuen Lebensverhältnissen vertraut geworden und hatten sich Freunde unter der Bevölkerung angeschafft. Jetzt, nach Verlauf von sechs Jahren, empfanden sie ihre Einsamkeit gar nicht mehr.

Sie hatten ganz einfach keine Zeit mehr dazu. Emmy ging völlig in ihrem Haushalt und ihren Kindern auf; und wenn Arnold nicht auf Krankenbesuch aus war, hatte er genug im Garten zu tun, oder er stand drüben im Holzschuppen und schwitzte, sintemal er um der lieben Gesundheit willen selbst sägte und spaltete, was sie an Brennholz beschaffen konnten. Außerdem bekamen sie täglich ein paar Zeitungen zur Unterhaltung, und im Winter waren sie auf eine Lesemappe abonniert, die ihnen alle vierzehn Tage ein Lispfund von der hervorragendsten Literatur der Jahreszeit ins Haus brachte.

Es stand denn auch auf ihren Gesichtern geschrieben, und zwar mit Linien und mit Farben, daß sie gediehen und zufrieden waren. Hinter dem Bretterzaun, der ihr Haus und ihren Garten umgab und Schutz gegen den Weststurm gewährte, schufen sie sich ein kleines irdisches Eden, wo ein

kleiner Kain und ein kleiner Abel von der Sonne und dem Wind gebräunt wurden, während eine einjährige kleine Evatochter mit blonden Locken Huckepack auf ihrer Mutter Rücken ritt, und allerlei nützliche und fruchtbare Tiere draußen auf dem Hofplatz und in den Wirtschaftsgebäuden herum schnatterten, gluckſten und grunzten.

Wären nicht ihr Nachbar, Schullehrer Sörensen, und seine glasäugige Madame gewesen, so würden sie sich vollkommen glücklich gefühlt haben.

Eines Tages im Februar, nachdem sie seit längerer Zeit nichts von ihren Kopenhagener Angehörigen gehört hatten, kam ein Brief von Emmys beiden Cousinen und einem Vetter, die ihren Besuch auf Fastnacht anmeldeten.

Es war dies gerade nicht die beste Jahreszeit, um ihre Herrlichkeiten zu zeigen. Im Garten lag Schnee; und der Platz innerhalb der vier Wände war allmählich ziemlich beschränkt geworden, so daß es schwer hielt, genügende Schlafstätten zu beschaffen. Aber Emmy wußte immer Rat.

Wie ein wahrer Tausendkünstler tummelte sie mit Sofas und Betten herum und machte auch in der Küche größere Anstalten. Die Fremden sollten keinen anderen Eindruck haben, als daß sie willkommen seien, sagte sie. Und außerdem faßte sie es als eine Art Mission auf, den Kopenhagenern zu zeigen, welch ein tüchtiger und gesunder Mensch man hier draußen auf der jütischen Heide werden konnte.

Aber der Teufel hatte an dem Tage, als die Gäste erwartet wurden, seine Hand mit im Spiel. Das Haus stand festlich bereit zum Empfang, und die Bettücher waren schon auf Stühlen um die Öfen herum aufgehängt, um abzudampfen, als ein Telegramm mit einer Absage kam. Es waren im letzten Augenblick Hindernisse eingetreten. Der Besuch mußte auf ein andermal verschoben werden.

Arnold machte gerade einen Krankenbesuch, als das Telegramm kam. Emmy nahm es in Empfang und mußte lachen, so ärgerlich sie auch in Wirklichkeit war. Schnell entschlossen erteilte sie den Mädchen Befehl, alles wieder an seinen gewohnten Platz zu stellen.

Als Arnold um die Mittagszeit nach Hause kam, war das Haus schon wieder in Ordnung gebracht, und um einen gar zu unbeherrschten Ausbruch des Verdrusses abzuwehren, empfing sie ihn mit einem strahlenden Lächeln in der Tür.

Aber es half alles nichts. Arnold war ein Brausekopf, der sich bei jeder Widerwärtigkeit persönlich gekränkt fühlte. Als er das Telegramm gelesen hatte, wurde sein von der Witterung gerötetes Gesicht aschfahl bis über den Bart hinaus; und er schimpfte über die unverschämte Rücksichtslosigkeit.

Emmy dachte im Grunde genau so wie er; aber sie konnte dergleichen nun einmal nicht so tragisch nehmen.

„Jetzt reden wir nicht mehr darüber, Arnold!" sagte sie schließlich. „Komm jetzt nur herein und iß. Essen haben wir nun wenigstens genug im Hause, das weiß ich."

Nach Tische saßen sie wie gewöhnlich zusammen in Arnolds Zimmer und hielten Dämmerstunde, während das Kindermädchen die kleinen Jungen im Eßzimmer jenseits der Diele beaufsichtigte. Arnolds Gemüt hatte sich beruhigt. Er saß — wohlgesättigt — mit seiner langen Pfeife im Schaukelstuhl am Ofen und hatte es sich in Schlafrock und Filzpantoffeln bequem gemacht.

Emmy saß am Fenster, ihr kleines Mädchen auf dem Schoß. Die dicke Kleine lag auf dem Rücken und strampelte wohlbehaglich mit den nackten Beinchen, während die Mutter sie trocken legte. Draußen fiel dichter Schnee. Es hatte den ganzen Tag ein klein wenig geschneit, aber jetzt war es Ernst damit geworden. Draußen auf dem Fenstergesims und oben

auf den Fenstersprossen lag schon eine fingerdicke Verbrämung. Aber es erhöhte nur das Gefühl der Sicherheit und Traulichkeit, daß der Winter selbst es so warm und dicht für sie machte.

Emmy hatte keine Zeit gehabt, sich umzukleiden. Sie war noch in ihrem Morgenkleide und hatte das Haar mit einem Stück schwarzen Schleiers verhüllt. Sie war im Laufe der Jahre ein wenig nachlässig in bezug auf ihr Äußeres geworden, obwohl sie in der Ehe keineswegs verloren hatte. Ihre kleine, üppige Gestalt mit den dunkelbraunen Augen und den starken Brauen — „die Eule" hatten ihre Freundinnen sie in alten Zeiten genannt — hatte sich ziemlich unverändert gehalten, hatte höchstens mütterlichere Formen und noch weichere Umrisse bekommen.

„Weißt du was", sagte sie mit einem langen, müden Gähnen. „Ich glaube, wir sollen es uns nicht so leid sein lassen, daß sie nicht gekommen sind. Es wäre am Ende gar nicht so nett gewesen mit der Einquartierung. Ich kann es jetzt merken, daß ich mich in den letzten Tagen gar nicht so recht heimisch in meinen eigenen Stuben gefühlt habe."

Arnold, wandte den Blick von seinen Tabakswolken ab und mußte lächeln. Wie das so häufig geschah, hatte sie ausgesprochen, woran er gerade gedacht hatte. Wenn er nicht erst eben vom Stuhl aufgestanden wäre, um sich ein Streichholz zu holen, so hätte er ihr einen Kuß für die Worte geben mögen!

Nun saßen sie eine Weile plaudernd da. Sie sprachen über das, was sich ringsumher im Dorf zugetragen hatte, beredeten ihre eigenen häuslichen Angelegenheiten, sprachen über die Magenverhältnisse der Kinder, über eine neue Hühnerrasse, die sie in der Gegend einführen wollten — Gesprächsstoffe, über die ihre Gedanken auszutauschen, infolge des aus dem

Geleise geratenen Zustandes im Hause, ihnen die rechte Gelegenheit gefehlt hatte.

Plötzlich rief Emmy aus:

„Das ist ja wahr! Das habe ich dir noch gar nicht erzählt! Ich sah heute vormittag den alten Thorvald Andersen mit einem Papier in die Schule hineingehen. Glaubst du, daß das die Adresse gewesen sein kann?"

Die Pfeifenspitze entfiel Arnolds Munde ganz. Sein Gesicht nahm einen Augenblick einen dummstaunenden Ausdruck an. Er saß lange da, ohne ein Wort zu sagen.

Aber als er die Sprache wieder gefunden hatte, war seine Stirn ganz bis an die Haarwurzeln hinauf von Runzeln durchfurcht wie ein gepflügter Acker.

„Das will ich dir aber sagen, Emmy. Wenn Schullehrer Sörensen Ernst macht mit der Adresse und sie an den Gemeindevorstand einschickt, dann gibt es hier Krieg. Ich will sein ekelhaftes Spülwasser nicht in unserm Graben haben. Wendet er sich an den Gemeindevorstand, so melde ich die Sache bei der Gesundheitskommission. Und ich werde, so wie das letztemal, eine Eingabe aufsetzen, die Hand und Fuß hat. Darauf kannst du dich verlassen!"

„Ja, wenn du das nur tun wolltest! Hua! Ich gönne dem sommersprossigen Kerl, daß er mal ordentlich einen auf den Hut kriegt! Du! hab' ich dir das übrigens schon erzählt? Gestern, als ich drüben beim Kaufmann war, wer meinst du wohl, stand da mitten im Laden — Frau Adolfine in höchst eigener Person. Tableau! Du hättest sie nur sehen sollen! Eins, zwei, drei dreht sie mir den Rücken zu. Ich tat natürlich, als hätte ich es nicht gemerkt, ging zu ihr hin und sagte guten Tag und fragte, wie geht es Ihnen, und was machen die Kinder? — Es war eine Komödie, das kannst du dir denken!"

Aus der Eßstube drang Weinen und Gezänk herüber. Die Dämmerung hatte die Jungen schläfrig gemacht. Emmy stand auf, um Licht da drinnen anzuzünden und gleichzeitig die Kleine zu Bett zu bringen.

Als sie zurückkam, hatte Arnold selbst die Hängelampe angesteckt und die Gardinen vor das Fenster gezogen. Er stand da und stopfte seine Pfeife am Rauchtisch, wandte aber das Gesicht nach dem Zimmer hinein.

„Weißt du, woran ich eben denke, Emmy? Wir sprachen neulich davon, daß es hier in unserm Wohnzimmer ein wenig voll geworden sei. Was meinst du dazu, wenn wir das Bücherbort ein wenig weiter nach der Tür heran rückten und den ovalen Sockel mit der Gipsbüste hier in die Ecke hineinstellten. Das würde das Ganze beleben!"

„Du bist wirklich schrecklich, Arnold! Ich sollte denken, wir hätten in den letzten Tagen genug hier im Hause herumrumort! Laß' mich doch wenigstens erst einmal zur Ruhe kommen!"

„Nun, du brauchst dich deswegen doch nicht gleich so zu ereifern. Es ist ja nur ein Vorschlag."

„Ja, aber es ist wirklich eine förmliche Manie bei dir geworden. Ich glaube, du leidest an der Umziehekrankheit."

„Und du bist eine echte Bruthenne geworden, Emmy. Du kannst es bald nicht mehr leiden, daß man auch nur einen Stuhl im Hause an einen andern Platz stellt."

„Nein, — wozu sollte man das auch wohl tun?"

Arnold lachte.

„Weißt du wohl noch, als ich im vergangenen Jahr den Vorschlag machte, die Laube der Aussicht halber nach Westen hinüber zu setzen? Damals widersetztest du dich doch auch gleich mit Hand und Fuß, — du sagtest, es sei dort zugiger, was ich bestritt. Räume jetzt nur ein, daß ich recht hatte."

Nun war die Reihe zu lachen an Emmy. Sie ging hin und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Nein, lieber, guter Arnold — das kann ich wirklich nicht einräumen. Es war da ja den ganzen Sommer hindurch nicht zum Aushalten vor Zug. Das kannst du doch nicht vergessen haben."

„Ich habe nicht vergessen, daß du bei dieser Behauptung bliebst. Aber das ist etwas ganz anderes."

Sie wandte sich von ihm ab.

„Ach, das meinst du ja gar nicht. Du willst nur nicht eingestehen, daß du dich geirrt hast. Das habe ich dir schon unzählige Male gesagt."

„Hör' einmal, Emmy, wenn du bei dieser dummen Behauptung beharrst, breche ich eines schönen Tages die ganze Laube ab. Ich hab' es wirklich satt, diese Geschichten mit anzuhören. Dann kannst du mitsamt den Kindern sehen, was aus euch wird!"

Er nahm eine Zeitung und setzte sich an den Tisch, den Rücken ihr zugewandt. Sie hatte angefangen abzustäuben, und jetzt summte sie eine Melodie vor sich hin, was sie zu tun pflegte, wenn sie beleidigt war und ein Unwetter in ihr heraufzog.

Da ward die Spannung der Stimmung durch das Geklingel eines Schlittens unterbrochen, der vor dem Hause hielt.

„Du sollst gewiß zu einem Patienten kommen", sagte Emmy. Und versöhnlich fügte sie hinzu: „Bei dem Wetter!"

Arnold hatte den Kopf erhoben.

„Das müssen Pastors sein! Hörst du es nicht? Es sind Pferde mit Glocken!"

Es vergingen ein paar Minuten. Dann klemmte sich die Kleinmagd auf Socken durch die Tür, die von der Diele hereinführte und war so benommen, daß sie nicht einmal die Laterne hingestellt hatte. Atemlos erzählte sie, es sei ein

fremder Herr da draußen, der fragte, ob die Herrschaften zu Hause wären.

„Hat er seinen Namen nicht genannt?"

„Ne, er hat bloß nach Herr Dokter und Frau Dokter gefragt."

„Ach das wird wohl der Landesinspektor, der Schwager des Pfarrers sein."

„Ne! Es is einen ganz fremden Minschen. Und ein fürchterlich feiner Herr, glaub' ich. Am End' is' es der neue Bischof, der hier vergangen Jahr auf Visitaschon war."

„Ach — Unsinn!" sagte Arnold, sah aber dennoch mit Bekümmerung an sich nieder.

Auch Emmy ward unruhig bei dem Gedanken an ihre Kleidung, die nicht darauf berechnet war, sich vor Fremden sehen zu lassen.

„Du mußt hier bleiben und ihn empfangen", sagte sie und verschwand eiligst durch die Tür zum Wohnzimmer.

Arnold setzte die Pfeife weg und raffte den Schlafrock zusammen, um so weit wie möglich die Mängel seiner Toilette zu verbergen. Durch die halbgeöffnete Tür sah er draußen auf der Dielenwand den Schatten eines korpulenten Mannes, der mit Hilfe des Mädchens ein Paar große Pelzstiefel von den Füßen zog und hinterher einen Reisemantel abstreifte.

Nach einer Weile erschien die ganze Persönlichkeit in der Tür.

Es war ein mittelgroßer Mann von ungefähr fünfzig Jahren mit einem Kranz graubrauner Locken um eine hohe, kahle Stirn. Ein außerordentlich gut gekleideter Mann in langem, schwarzen Rock mit großen seidenen Aufschlägen. Ein Mann, der trotz seines ungewöhnlichen Umfanges keineswegs einen lächerlichen oder abstoßenden Eindruck

machte. Ein Mann mit Haltung. Im Grunde ein ganz schöner Mann, frisch und rotwangig, mit ein Paar lebhaften, hellbraunen Augen und einem jugendlichen Mund voll großer, weißer Zähne.

„Ich habe die Ehre, Herrn Dr. Höjer zu begrüßen?" fragte er, als ihm Arnold entgegengegangen war.

„Ja, bitte schön, — wollen Sie nicht Platz nehmen!"

Sie setzten sich jeder auf eine Seite des Tisches unter die Hängelampe, und jetzt, wo Arnold ihn in voller Beleuchtung sah, bekam er einen noch jüngeren Eindruck von ihm. Er schätzte ihn — trotz der Wohlbeleibtheit — höchstens auf einige Vierzig. Die Ähnlichkeit mit dem neuen Bischof konnte er soeben erkennen. Aber sonst war auch nicht das geringste an dem Mann, was an Geistlichkeit erinnerte. Hätte er nicht einen kleinen gestutzten Schnurrbart und eine entsprechende Fliege unter der Unterlippe getragen, und wäre nicht seine Kleidung und sein ganzes Auftreten so vollkommen die eines Gentleman gewesen, so hätte er ihn unbedingt für einen Schauspieler bei irgendeiner Wandertruppe gehalten.

„Sie kommen aus Jerrild?" fragte er, indem er sich darüber wunderte, daß der andere sich noch immer nicht vorgestellt hatte.

Den Ausdruck in dem Gesicht des Fremden verfinsterte flüchtig ein Stutzen. Es war, als wolle er eine unangenehme Überraschung verbergen. Im nächsten Augenblick lächelte er wieder mit seinen sämtlichen weißen Zähnen.

„Sie setzen mich wirklich in Erstaunen, Herr Doktor! Ich begreife nicht, wie Sie wissen können —. Ich muß Sie ja fast im Besitz jenes magischen Spiegels glauben, von dem die Märchen erzählen."

„Ach nein, die Erklärung ist wirklich ganz einfach. Pastor Jörgensen ist der einzige hier in der Gegend, der mit

Schlittenglocken fährt. Die Bauern haben allezusammen Schellen."

„Ach so!"

Der Fremde sah gleichsam verlegen zur Seite und schwieg einen Augenblick.

„Ja, dann kann ich wohl nur lieber gleich beichten. Aber zuvor müssen Sie mir gestatten, einen Wunsch zu äußern, der Ihnen vermutlich sehr sonderbar erscheinen wird. Ich möchte Sie nämlich bitten, Herr Doktor, mich von einer Vorstellung meines staatsbürgerlichen Menschen zu entbinden und mir zu erlauben, schlecht und recht als ein namenloser Reisender vor Sie hinzutreten. Ja, ich sehe, Sie stutzen. Sie denken vielleicht sogar, daß sie einen Verrückten vor sich haben. Aber ich versichere Sie, ich habe wirklich ganz vernünftige Gründe für mein Anliegen."

„Daran zweifle ich nicht", erklärte Arnold mit einem verlegenen Lächeln. Die Kunstsprache des geselligen Lebens war ihm fremd geworden. Er wußte nicht recht, ob die Worte des Mannes buchstäblich zu nehmen seien oder vielleicht nur eine elegante Redensart waren.

„Sie werden wohl verstehen, Herr Doktor, daß wenn ich versuche, eine Entschuldigung — oder doch wenigstens eine Erklärung — für meine dummdreiste Anwesenheit hier zu geben — für meine unverschämte Zudringlichkeit, wie Sie wahrscheinlich in Ihrem stillen Sinn denken werden —"

„Aber keineswegs!" murmelte Arnold, immer unsicherer werdend.

„Nun ja! Kurz und gut: Pastor Petersen in Jerrild ist mein alter Freund aus der Kinderzeit —"

„Petersen?" sagte Arnold. „In Jerrild gibt es keinen Pastor Petersen!"

„Wie beliebt? Ach so — ja — das ist ja wahr! — Das können Sie natürlich nicht wissen. Aber eigentlich heißt er Petersen."

„Heißt Pastor Jörgensen Petersen?"

Der Fremde lachte laut.

„Ja, das heißt, so haben wir alle, seine alten Jugendgefährten, ihn immer genannt! Es kam daher, weil er sich einmal — halb im Scherz übrigens — über seinen ordinären Namen beklagte. Da kamen wir auf den Einfall, daß wir ihn in Zukunft Petersen nennen wollten. Und wir waren so entzückt von dem Witz, daß wir ihn später nicht wieder haben vergessen können. — Ich habe meinen lieben Kindheitsfreund seit vielen Jahren nicht gesehen, und es ist schon lange mein Wunsch gewesen, ihn eines schönen Tages in seinem Pfarrhausidyll zu überraschen. Aber ich bin nicht glücklich gewesen in bezug auf die Wahl des Tages. Als ich heute nachmittag nach Jerrild kam, war die Familie eben ausgefahren, und man erwartete sie erst im Laufe der Nacht zurück."

„Ah — jetzt verstehe ich!" sagte Arnold.

„Ja, Herr Doktor, ich will ehrlich bekennen, daß ich zu den geselligen Naturen gehöre. Die Aussicht, einen langen Winterabend mutterseelenallein in einer Reihe fremder Zimmer zubringen zu sollen, brachte mich zur Verzweiflung. Da kam ich denn auf die verwegene ... nein, auf die verworfene Idee, in die Umgegend zu fahren und menschliche Barmherzigkeit anzuflehen. Ich erkundigte mich bei den Dienstboten und erfuhr, daß in einer Entfernung von einer Meile die liebenswürdige und gastfreie Familie eines Arztes wohne — ja, und nun sitze ich hier und bin ganz beschämt über meine unerhörte Kühnheit."

„Dazu ist nicht der geringste Grund vorhanden. Sie brauchen sich deswegen wirklich nicht zu entschuldigen."

Der Fremde verneigte sich vor ihm mit einem herzlichen Ausdruck von Dankbarkeit.

„Ich gebe mich wirklich der Hoffnung hin, daß Sie mir gestatten werden, Sie einige Stunden mit meiner Anwesenheit zu belästigen. Der Kutscher hat den Befehl erhalten, sobald der Mond aufgeht, anzuspannen und mich zurück zu befördern."

„Sie sind uns sehr willkommen. Es sollte mich freuen, wenn unser Heim Ihnen einen kleinen Ersatz für das Entbehren Ihrer Freunde bieten könnte."

„Ach, davon bin ich schon ganz überzeugt! Aber nun werden Sie wahrscheinlich sagen, daß dies alles noch keine Erklärung dafür ist, daß ich Ihnen gegenüber so gern inkognito bleiben möchte. Nennen Sie es meinetwegen eine Laune von mir, einen kindischen Einfall, eine fixe Idee. Und doch, lieber Herr Doktor, werden Sie wohl verstehen können, daß ich — wirklich ernstlich bedrückt von meiner unverzeihlichen Aufdringlichkeit, wie ich es bin — mich in dieser Vermummung Ihnen gegenüber weit freier fühlen werde."

Arnold fand den Einfall trotz allem höchst extravagant, wußte aber nicht recht, was er sagen sollte. Der Fremde nahm sein Schweigen für Zustimmung, und indem er — jetzt ganz unbefangen — seinen starken Körper in den Stuhl zurücklegte, fuhr er fort:

„Sagen Sie mir doch, bitte, einmal, lieber Herr Doktor, welche Freude könnte es Ihnen im Grunde bereiten, wenn ich mich als Großhändler Mogelstrup aus Aarhus oder Baumeister Falittenberg aus Kopenhagen vorstellen wollte? Ich bin überhaupt der Ansicht, je mehr das Persönliche bei einer Unterhaltung ausgeschaltet wird, um so freier und angeregter plaudert es sich. Jegliches Im-voraus-wissen grenzt sofort einen mehr oder weniger engen Vorstellungskreis ab, der die-

selbe Wirkung auf den Gedanken ausübt wie der bekannte Kreidestrich auf ein Huhn. Geben Sie mir darin nicht recht? Und außerdem — heute ist ja Fastnacht! Wir haben geradezu eine Art Verpflichtung, unter der Maske aufzutreten. Die strengen Gesetze des Alltags sind für eine kurze, glückliche Weile aufgehoben. Habe ich nicht recht?"

„Selbstredend!" sagte Arnold mit seinem verlegenen Lächeln — „wenn es Ihr Wunsch ist. Aber irgendwie müssen wir Sie doch nennen. Wir können einen Namen oder doch wenigstens einen Titel nicht ganz entbehren."

„Nun, so nennen Sie mich,... ja, zum Beispiel... nennen Sie mich Prinz Karneval!"

Sie fingen beide an zu lachen, Arnold halb wider seinen Willen. Er fühlte sich abermals auf unangenehme Weise dem Manne gegenüber unsicher und zugleich bedrückt durch seine gesellschaftliche Überlegenheit.

Er hatte außerdem Emmy mit einiger Unruhe im Wohnzimmer, zu dem die Tür nur angelehnt war, hantieren hören. Sie hatte die Lampe angezündet, das Klavier geöffnet und Stühle an ihren Platz gerollt. Jetzt erschien sie plötzlich in der Tür in ihrem braunen Sonntagskleide mit der Busenschleife.

Er konnte es ihr sofort ansehen, daß sie einen Teil ihrer Unterhaltung gehört haben mußte. Obwohl der Fremde sich mit der größten Höflichkeit vor ihr verbeugte, und überhaupt die angenehmste Überraschung verriet, blieb sie in der Tür stehen und beantwortete seinen Gruß mit einer äußerst knapp bemessenen Neigung des Hauptes. Gleichzeitig sandte sie ihrem Gatten einen Blick aus den Augenwinkeln zu, der besagte: Du hättest ihn nicht annehmen sollen. Schicke ihn doch weg!

Er hatte in der Tat die größte Lust, ihrer Anweisung Folge zu leisten. Aber es war eine eigene Sache, einen guten Freund von Pastor Jörgensen aus der Tür zu werfen, namentlich, da

ja sonst eigentlich nichts an dem Benehmen des Mannes auszusetzen war. Und — wie der Fremde gesagt hatte — es war ja Fastnacht.

Er wußte daher nichts anderes zu tun, als auf seinen Scherz einzugehen. Nach schwachen Kräften versuchte er sich auf dem humoristischen Gebiet und sagte:

„Darf ich dir einen zelebren Gast: Seine königliche Hoheit Prinz Karneval, vorstellen!"

Emmy sah von dem einen zu dem andern hinüber und machte kein Hehl daraus, daß sie sich gekränkt fühlte. Sie hatte wirklich das meiste von dem gehört, was der Fremde zu Arnold gesagt hatte; und von der Kleinmagd hatte sie außerdem erfahren, daß er zwei große Handkoffer mit sich führte, und sie ohne weiteres gebeten hatte, diese in das Fremdenzimmer zu stellen. Nie im Leben war ihr eine solche Frechheit vorgekommen!

Der Fremde trat offen vor sie hin und wiederholte mit vielen beredten Handbewegungen seine Entschuldigungen und Erklärungen. Sie sah ihn mißtrauisch an und antwortete ihm nicht; aber er schien gar keine Mißstimmung zu bemerken. Als sich Emmy nach Verlauf einiger Minuten schweigend (und mit einem erneuten Seitenblick auf Arnold) ins Wohnzimmer zurückzog, faßte er dies gar als eine stillschweigende Aufforderung auf, den Schauplatz zu verlegen und folgte ihr ritterlich, indem er sich in Lobeserhebungen über die Traulichkeit der Zimmer und die ganze Einrichtung des Hauses erging.

Arnold kam verlegen hinterdrein. Auch er fand, daß der Scherz jetzt lange genug gewährt hatte. Aber der Fremde ging lächelnd umher und dachte offenbar nicht im geringsten mehr daran, seine Schuldigkeit zu tun.

Jetzt blieb er am Klavier stehen. Er hatte ein altes Fami=

lienbild entdeckt, das an der Wand über dem Instrument hing. Er sprach von den gut abgestimmten Farben, fragte, wen es vorstelle, bemühte sich, den Namen des Malers zu erraten und fand fast sogleich den richtigen, obwohl das Bild keineswegs von einem Meister stammte.

Sollte er Künstler sein? — dachte Arnold überrascht und sah zu Emmy hinüber, die sich mit demonstrativem Nachdruck mit einem Strickstrumpf in die Sofaecke gesetzt hatte.

Der Fremde wollte weitergehen, als plötzlich das Klavier seine Aufmerksamkeit fesselte.

„Ah — ein altes Marschallinstrument!" rief er entzückt aus. „Nein, das ist doch wirklich amüsant! Ich lernte in meiner Kindheit die ersten, fünftönigen Übungen auf so einem Instrument, und ich habe seither die Klänge geliebt! Gestatten Sie, daß ich es versuche?"

Ohne eine Erlaubnis abzuwarten, nahm er Platz auf dem Sessel, der jämmerlich stöhnte unter dem Gewicht seiner zwei-, dreihundert Pfund.

Emmy und Arnold sahen einander hilflos an. Namentlich waren Emmys große Eulenaugen voller Flehen. Was sollten sie doch nur einmal mit diesem verrückten Menschen anfangen?

„Die gnädige Frau spielt natürlich?"

„Meine Frau hat die Musik an den Nagel hängen müssen", antwortete Arnold für sie. „Eine Hausfrau hat ja nur selten Zeit für dergleichen."

„Aber das ist doch wirklich schade. Denn das Instrument ist gut. Es muß nur etwas mehr gespielt werden."

Er hatte die Finger ein paarmal über die Tasten laufen lassen und fing nun an zu spielen. Es war Schuberts scherzhaftes Menuett, das Emmy Ton für Ton konnte, da sie es selbst einmal mit ihrem Musiklehrer eingeübt hatte. Sie be-

urteilte aus diesem Grunde sein Spiel rein fachmäßig und war ganz überwältigt von seiner meisterhaften Technik und der Bravour des Vortrags.

Was sie dachte, entfuhr ihrem Munde unversehens in demselben Augenblick, als er schloß:

„Sie sind Musiker ... Komponist etwa?"

Er erhob sich lächelnd und verneigte sich, die Hand auf dem Herzen:

„Meine gnädige Frau! Ich bitte demütigst, daß Sie mir aufs Wort glauben möchten. Ich bin wirklich der, für den ich mich ausgebe. Nicht wahr — dann kennen sie meine berühmte Familie? Mein Großvater ist der ehrwürdige Herr Eulenspiegel. Mein Vater hieß Hans Quast. Und Harlekin ist mein Vetter. Meine Heimat ist das Schlaraffenland, und ich bin Reisender in den bekannten gebratenen Tauben, die einem jeden, der den Mund nur genügend weit aufmachen will, von selber in den Mund fliegen!"

Arnold fiel wieder mit seinem kurzen, angestrengten Lachen ein. Emmy dahingegen stellte sich nach wie vor ganz unempfänglich für seine Witze. Sie bereute, daß sie überhaupt mit ihm gesprochen hatte. Nicht im entferntesten verriet ihre gekränkte Hausfrauenmiene, daß sie ihn trotzdem recht unterhaltend fand.

Während er spielte, hatten die Jungen neugierig aus dem Eßzimmer hereingelugt, und die Kleinmagd hatte einen Wink bekommen, sie zu entfernen und zu Bett zu bringen. Jetzt wurde die Tür wieder leise geöffnet, aber diesmal erschien niemand.

„Kannten Sie das, was ich spielte, meine gnädige Frau?" fragte der Fremde.

„Ja. Es war Schuberts Menuett", antwortete sie in gleichgültigem Ton. Sie konnte sich nicht enthalten zu zeigen,

daß sie Bescheid wußte, ärgerte sich aber gleichzeitig darüber, daß sie sich wieder mit ihm eingelassen hatte.

„Stellen Sie Schubert sehr hoch?" fragte Arnold, indem er sich ihm näherte. Er war ganz ohne Musikverständnis, hatte aber die kleine Schwäche, in allen Verhältnissen als der Sachverständige aufzutreten.

„Ja, ich habe ihn sehr gern. Er hat eine so herzensgute Laune. Aber zurzeit ist Petschoff mein Lieblingskomponist. Dieser geniale junge Russe. Sie kennen ihn doch?"

Emmy hatte den Namen noch nie gehört und schwieg deswegen. Arnold dahingegen sagte:

„Welche von seinen Kompositionen stellen Sie am höchsten?"

Der Fremde besann sich einen Augenblick und sah ein wenig verschmitzt aus. Dann rief er aus, indem er die Hände ausstreckte:

„Den Totentanz! Ich kann die wunderbaren Einleitungstakte niemals hören, ohne Fliegekrämpfe zu bekommen. Ich denke mir, so ungefähr muß die große Reveille klingen, die am jüngsten Tage uns Siebenschläfer alle aus den Gräbern erwecken soll. Es ist eine Reise geradeswegs in den achten Himmel hinein!"

Die Eßstubentür tat sich endlich ganz auf. Die ältliche Köchin hatte dort auf der Lauer gestanden. Unter dem Vorwand, sich Bescheid über das Abendessen holen zu wollen, plumpste sie herein, um den Fremden näher in Augenschein zu nehmen und überhaupt darüber ins reine zu kommen, was für sonderbare Dinge sich eigentlich dadrinnen zutrugen.

Von ihrer Sofaecke aus winkte ihr Emmy ungeduldig ab. Aber das Mädchen ließ sich nicht abweisen. Sie blieb an der Tür stehen, die großen, gelben Augäpfel starr und mißtrauisch auf den fremden Mann gerichtet.

„Ane, Sie können gern gehen", mußte Emmy schließlich sagen. „Ich werde schon herauskommen und Ihnen Bescheid sagen."

Dann toffelte sie schmollend ab.

„Haben Sie nicht Lust, ein wenig von diesem Danse macabre zu spielen?" fragte Arnold.

„Ach, ich bin nur ein elender Dilettant! Aber wenn Sie fürlieb nehmen wollen —"

Er setzte sich wieder auf den Klaviersessel, machte versuchsweise einen Anlauf in Form einer Reihe von Akkorden, hielt dann aber inne, schüttelte den Kopf und erhob sich. Indem er stehen blieb, eine Hand auf das Klavier gelegt, ließ er den Blick unruhig und verlegen durch das Zimmer schweifen.

„Ja, nun denken Sie natürlich wieder, daß ich ein sonderbarer Patron bin. Aber ich habe eine Bitte an Sie. Wollen Sie mir nicht gestatten, die Lichte in dem Kronleuchter dort anzuzünden? Die sämtlichen Lichte! Und dann muß ich dringend um Erlaubnis bitten, mich umkleiden zu dürfen, — ich war vorhin so frei, meine Reiseutensilien in Ihr Fremdenzimmer bringen zu lassen. Ich will Ihnen nämlich sagen, ich bin — wie bereits gesagt — nur Dilettant, und es ist mir ganz unmöglich, in die rechte Musikstimmung zu kommen, wenn ich nicht in dress bin."

Emmy und Arnold zuckten förmlich zusammen. Unwillkürlich sahen sie einander an. Jetzt waren sie nicht mehr in Zweifel darüber, daß bei dem Mann eine Schraube los war.

Er ging durch das Zimmer und fing an, sich ruhig zu erklären. Mit Petschoffs Musik — sagte er — sei es ihm ungefähr so ergangen, wie es einem seiner Freunde mit Shakespeares Dichtung erging, der er lange Zeit nicht das geringste Interesse hatte abgewinnen können, jedenfalls nur wenn er sie auf dem Theater aufgeführt sah. Diesem Freund wurde

einmal der Rat erteilt, er solle sich eines Abends in Gala werfen, und seine Zimmer mit Licht und Blumen schmücken, als erwarte er hochvornehme Gäste, um sich dann in den Stunden um Mitternacht hinzusetzen und „Wie es euch gefällt" zu lesen. Er befolgte den Rat und hatte später eingestanden, daß sich ihm in jener Nacht nicht allein Shakespeares Poesie, sondern überhaupt die Poesie der ganzen Welt in all ihrer Herrlichkeit offenbart habe.

„Und so ergeht es wohl den meisten von uns armen Sterblichen mit den Gaben der Kunst. Und vielleicht mit dem Leben überhaupt. Wenn man nicht selbst ein wenig von dem Teufel im Leibe hat, versteht man nichts von dem Werk eines Genies. Auch nichts von des lieben Gottes Werk. Das habe ich — wie gesagt — ganz besonders in bezug auf Petschoffs Musik erkennen müssen."

Er war, sich die Hände reibend, auf dem Teppich auf und nieder gegangen und hatte, während er sprach, zu der Decke emporgesehen. Jetzt blieb er vor Emmy stehen und sagte, indem er den Kopf flehend auf die Seite legte:

„Würden Sie es mir sehr übel nehmen, meine gnädige Frau, wenn ich Sie an das allerliebste mittelmeerblaue oder himalajafarbene seidene Kleid erinnerte, das Sie sicher irgendwo in dem Grabesdunkel des Kleiderschranks hängen haben, wo es nur den Motten und andern Kreaturen der Finsternis zur Freude gereicht? Und Sie, verehrter Herr Doktor, würden Sie etwas dagegen haben, sich in Frack und weiße Binde zu kleiden in Veranlassung dieses kleinen Petschoffschen Auferstehungsfestes? Würden Sie mir überhaupt gestatten, in allen Grenzen des Anstandes natürlich, das Haus hier heute abend ein wenig auf den Kopf zu stellen? Es ist ja Fastnacht! Und ich habe Ihnen gesagt, wer ich bin. Also dürfen Sie mich nicht vor den Kopf stoßen."

Seine klaren, hellbraunen Ziegenbockaugen schweiften mit einem verführerischen, lockenden Blick zwischen ihnen hin und her. Als niemand von ihnen eine Antwort gab, empfahl er sich, indem er — sich ehrerbietig verneigend — der Hoffnung Ausdruck verlieh, daß er sich im Besitz von ein wenig von der Überredungskunst zeigen möge, die man einem gewissen Herrn zuschrieb, von dem es hieß, daß wenn man ihm erst einen kleinen Finger gereicht habe usw.

Noch in der Tür verneigte er sich zweimal und sagte lächelnd:

„Auf Wiedersehn!"

Kaum war er fort, als Emmy vom Sofa aufsprang, das Strickzeug wegwarf und zu ihrem Mann hinüberlief.

„Es ist ganz schrecklich! Was sollen wir nur einmal machen? Er ist ja total verrückt!"

„Ja, ganz richtig im Kopf ist er offenbar nicht."

„Wer glaubst du, daß er ist?"

„Das weiß ich wirklich nicht. Aber ich entsinne mich, daß Pastor Jörgensen einmal von einem seiner Freunde sprach — ich glaube, es war ein Gutsbesitzer — der während der Studentenzeit bei einem Ausflug in den Wald vom Wagen fiel und seither immer ein wenig wunderlich geblieben war."

„Du hättest ihn nicht empfangen sollen. Das war nicht richtig."

Sie sagte dies mit einem Gesichtsausdruck, der ihn unwillkürlich veranlaßte zu lächeln, weil er ihn in rührender Weise an ihre nervösen Mädchentage erinnerte, wo sie sich von allem einschüchtern ließ und immer gleich Schutz bei ihm suchte.

„Ich glaube, er hat dich wirklich bange gemacht", sagte er und schlang den Arm um sie. „Dein Herz pocht förmlich."

„Ja, aber willst du mir, bitte, sagen — was wir machen sollen?"

„Ach, wir müssen ihn mit ausgesuchter Freundlichkeit behandeln. Wir wollen doch um keinen Preis dem Pfarrer Grund geben, sich zu beklagen, daß wir seinen Gast nicht ordentlich empfangen haben. Geh du nun hinaus und sage in der Küche Bescheid. Wir bekommen ja außerdem hierdurch eine passende Verwendung für all unser gutes Essen. Wir wollen Rotwein und Sherry auf den Tisch stellen, da wir es ja nun doch einmal im Hause haben."

„Ja, du glaubst aber doch selbst, daß der Mann verrückt ist!"

„Nun — verrückt: das ist wohl ein reichlich krasser Ausdruck. Es ist vielleicht eine kleine Schraube bei ihm los: das wird wohl das Ganze sein. Im übrigen macht er ja einen sehr sympathischen Eindruck, finde ich. Und er ist ganz unterhaltend. Und nun will er uns ja etwas vorspielen. Wie hieß doch der Russe noch?"

Emmy antwortete zerstreut. Sie hatte die Hand noch immer um seinen Nacken geschlungen und schmiegte wie in Angst ihren weichen Körper fest an ihn.

Arnold fuhr fort, sie zu beruhigen:

„Er spielt ja gut. Es ist wirklich eine erstaunliche Fertigkeit. Und es kann ja ganz amüsant werden mit so einem kleinen Musikfest. Es ist in der Hinsicht in den letzten Jahren ja ziemlich kärglich bei uns bestellt gewesen."

Emmy hatte seinen oberen Westenknopf gefaßt, der über dem zusammengebundenen Schlafrock hervorlugte.

„Aber es kann doch nicht dein Ernst sein, Arnold — — Du willst doch nicht verlangen, daß ich — so wie er es wünschte — mein rosa seidenes Kleid anziehen soll?"

Arnold mußte lachen.

„Nein, das verlange ich wirklich nicht! ... Obwohl, du! Warum eigentlich nicht? Ich hätte wohl Lust, dich einmal wieder in Staat zu sehen. Du hast das Kleid seit der großen

Gesellschaft bei deinem Onkel nicht wieder angehabt — weißt du wohl noch? Und, mein Gott, es ist ja Fastnacht! — Ja, du siehst mich an. Aber es ist wirklich mein Ernst!"

„Ach, das kannst du doch nicht meinen, Arnold! Es würde ja geistesschwach sein ... ganz wahnsinnig!"

Sie schüttelte ihn förmlich an dem Westenknopf und wurde immer roter.

Aber nun ward er ganz erpicht darauf, ein Fest zu veranstalten. Er schlang auch den andern Arm um sie und wollte sie zu einem Kuß zwingen.

„Ich sage dir, es ist mein Ernst! Ich bekomme wirklich Lust, einmal über die Stränge zu schlagen. Hörst du, Emmy! Ich will dich in deinem seidenen Kleide sehen. Ich will dich in all deiner Herrlichkeit sehen!"

„Nein, nein — es nützt nichts, Arnold! Es geht nicht an. Bedenke doch, ich bin eine alte Frau! — Was würden die Mädchen wohl dazu sagen?"

„Die Mädchen?"

„Ja. Morgen würde das ganze Dorf darüber reden."

Diese Voraussage kühlte ihn einen Augenblick ab. Er sah im Geiste Schullehrer Sörensen herumstolpern und die Neuigkeit mit seinem schiefen, schadenfrohen Lächeln kolportieren. Aber diese Aussicht reizte ihn auf der andern Seite nur noch mehr dazu.

„Laß die Leute reden! Was geht das uns an? Es ist ja übrigens eine gute althergebrachte Bauernsitte, am Fastnachtsabend Scherz zu treiben. — Komm! Nun gehen wir beide hin und machen uns fein!"

„Nein, Arnold. Ich tue es nicht. Das Kleid paßt mir natürlich auch gar nicht mehr."

„Was macht das? Wir wollen doch nicht auf einen Kommerzienratball."

„Und dann ist es ausgeschnitten."

„Ja, was schadet das? Du bist doch am allerschönsten in deinem weißseidenen Kleide, das der liebe Gott dir selbst genäht hat. — Au!"

Sie hatte ihm einen Klaps auf das Ohr gegeben.

„Willst du gefälligst hübsch artig sein!"

Er lachte und schlang ausgelassen beide Arme um ihre Beine, um sie fortzutragen.

„Es ist ja wahnsinnig! Arnold! . . . Arnold!" fuhr sie fort zu rufen, während sie zappelnd — ohne jedoch ernsten Widerstand zu leisten — sich an die Schlafstubentür führen ließ. „Seid ihr denn alle beide gleich verrückt?"

Plötzlich ließ er sie los, und sie fuhren auseinander. Die Eßstubentür hatte geknarrt. Die alte Ane kam wieder auf ihren Flickenpampuschen hereingeschlumpt, um nach dem Abendessen zu fragen. Sie hatte offenbar etwas gehört, denn sie blieb an der Tür stehen, den häßlichen Hängemund ganz verdutzt weit aufgesperrt.

Arnold war wütend und fuhr auf sie ein, um sie auszuschelten. Aber Emmy, die sofort ihre ganze Ruhe wieder gewonnen hatte, legte sich ins Mittel und erteilte dem Mädchen mit ihrer gewohnten Bestimmtheit und hausmütterlichen Umsicht ihre Befehle. Die gepökelten Enten, sagte sie, sollten zusammen mit den Salaten kalt aufgetragen werden, und es sollte Schlagsahne zu der Pflaumentorte geschlagen werden. Die Butter sollte in Kugeln angerichtet und der Käse in Würfel geschnitten und beides auf einer zusammengefalteten Serviette angerichtet werden —

„Denn wir feiern heute abend ein Fest!" sagte Arnold mit übertriebener Lebhaftigkeit. „Haben Sie ganz vergessen, daß heute Fastnacht ist, Ane?"

n jener sternenhohen Herbstnacht vor sechs und einem halben Jahr, in der Arnold und Emmy als Neuvermählte mit der Postkutsche in Sönderböl anlangten, und ihr großes Gepäck in aller Eile auf der Landstraße vor dem Hause abgeladen werden mußte, befand sich in dem Haufen von Koffern und anderen Habseligkeiten ein funkelnagelneuer Reisekorb, über dem Emmy mit besonderer Sorgfalt wachte, und den sie gleich im Hause in Sicherheit brachte.

Diesen Korbkoffer öffnete sie auch am nächsten Tage zu allererst, als sie anfing, auszupacken und ihr Hab und Gut in dem neuen Heim unterzubringen. Er enthielt die Heiligtümer ihres Jungfrauenstandes, in erster Linie alle Hochzeitserinnerungen: Das Brautkleid, den Schleier und den Myrthenkranz, außerdem das Bukett, das Arnold ihr vor der Trauung geschickt hatte, die Speisenfolge und die gedruckten Lieder, die bei Tische gesungen waren, alle Briefe Arnolds und kleinen Geschenke aus der Brautzeit, endlich das wertvollste von ihrer persönlichen Aussteuer, darunter ein rosa seidenes Kleid mit weißem Spitzenbesatz, das sie in einer Familiengesellschaft am Tage vor der Hochzeit getragen hatte.

Während des ersten Jahres hatte sie in den langen, leeren und einsamen Stunden, wenn Arnold weg war, oft ihre Zuflucht zu diesen Kleinodien genommen. Sie saß dann auf dem Rande der ausgezogenen Schublade und ließ die festlichen Gemütsbewegungen der Hochzeitsvorbereitungen wie im Traum durch ihren Sinn ziehen. Oder sie probierte ihre hübschen Kleider vor dem Spiegel an, schmückte das Haar mit Blumen und Kleinodien, — kurz sie benahm sich auf eine Art und Weise, über die sie seither oft gelacht hatte, und die ihr verschroben erschienen war. Wie sie zu sagen pflegte: sie

hatte jetzt Gott sei Dank an etwas anderes zu denken und hatte andere Sachen, zu denen sie ihre Schubfächer gebrauchen mußte. Sie konnte sich noch ganz deutlich entsinnen, ja, sie konnte es förmlich fühlen, wie ihre Gedanken sich im Laufe der ersten Schwangerschaft von dem Entschwundenen ab- und dem Künftigen zugewendet hatten. Jahr für Jahr mußten neue Schubladen in Kommoden und Schränken leergeräumt werden, um Platz für die Kindersachen zu schaffen.

Als sie deswegen jetzt das seidene Kleid herausholen wollte, mußte sie in einer alten Pappschachtel, die oben auf dem Kleiderschrank stand, danach suchen; und als sie das Kleid sah, gab sie sofort den Gedanken auf, es anzuziehen und erklärte plötzlich sehr bestimmt, daß sie die Narrenstreiche nicht mitmachen würde.

Bei Arnold war der Mut in Wirklichkeit auch stark im Verdampfen begriffen. Schon allein das Ablegen des Schlafrocks und des Hervorsuchen des Gesellschaftsanzuges machte ihn nüchtern. Aber jetzt würde es zu fatal sein, den Scherz aufzugeben. Um sich selbst anzufeuern, fing er denn an, Emmy auszuschelten. Sie sollte sich jetzt nicht anstellen! Wenn auch das Kleid ein wenig zerknittert und etwas altmodisch im Schnitt war — was machte das? Das ganze sei ja nur ein Karnevalscherz.

Aber Emmy wollte nichts davon hören. Sie setzte sich verstimmt auf den Rand des Bettes und lehnte es sogar ab, ihm bei dem Suchen nach dem weißen Schlips zu helfen.

Draußen in der Küche fand zu gleicher Zeit ein bewegter Auftritt statt.

Die alte Ane schlürfte auf ihren Flickenpantoffeln herum und murrte vor sich hin, wie sie es zu tun pflegte, sobald nicht alles nach ihrem eigenen, dicken Kopf ging. Sie kam gerade, die kalten Enten auf einer Schüssel, aus dem Keller heraus

und erteilte der Kleinmagd den Befehl, den Kochtopf aufs Feuer zu stellen, als der Fremde plötzlich in vollem Putz, eine Rose im Knopfloch, in der Tür erschien.

Sie sank in das eine Knie und stöhnte laut auf. Es fehlte nicht viel, so hätte sie die Schüssel fallen lassen. Sie hätte nicht aufgebrachter werden können, wenn der Böse in leibhaftiger Gestalt plötzlich hinter ihr gestanden hätte.

Er blieb in der Tür stehen und nickte ihr freundlich zu.

„Lassen Sie sich nicht stören! Ich wollte nur sagen ... Ich sehe, Sie haben angefangen, den Tisch im Eßzimmer zu decken. Aber es ist ziemlich kalt da drinnen und auch nicht recht gemütlich. Ich möchte vorschlagen, daß Sie im Wohnzimmer decken. Sie können das Eßzimmer dann als Anrichtezimmer benutzen."

Ane stellte die Schüssel mit einer Wucht auf den Küchentisch, daß sie förmlich klirrte.

„Ich laß mir bloß was von Herr Dokter und von Frau Dokter sagen — daß Sie das man wissen!"

Er sah sie einen Augenblick fest an.

„Ich weiß sehr wohl, daß ich hier im Hause nichts zu sagen habe", entgegnete er darauf in unverändert freundlichem Ton. „Es ist nur ein Vorschlag, den ich Ihnen mache. Aber ich bin übrigens fest überzeugt, daß die Frau Doktor ihn billigen wird. Haben Sie also die Güte zu tun, was ich Ihnen sage. Und sollten sie zufällig irgendein Gefäß aus altem Silber oder schönem Porzellan — eine Vase oder dergleichen — beschaffen können, wollen Sie es mir dann nicht heraussetzen."

„Ich weiß garnich', was hier vor sich geht", sagte das alte Mädchen vor Wut und aufsteigender Angst dem Weinen nahe. „Na meinetwegen! Ich will nichts nich mehr damit zu tun haben."

Sie riß die Schürze ab und warf sie auf den Küchenstuhl, schlumpte dann in die Mädchenkammer und knallte die Tür hinter sich zu.

Der Fremde zuckte die Achseln.

Dann winkte er der Kleinmagd, die sich in der Ecke hinter dem Herd verkrochen hatte. Sie war ein Kind von fünfzehn Jahren, ein kleiner rotwangiger Flachskopf mit ein Paar großen, luftblauen, einfältig vergnügten Augen.

„Komm einmal her, mein Kind!“ sagte er einschmeichelnd.

Sie gehorchte, als sei sie hypnotisiert. Freimütig stellte sie sich vor ihm hin, das Kinn in die Luft, die Arme am Leibe herabhängend, wie ein Schulkind, das vor seinem Lehrer steht.

„Komm jetzt mit mir hinein. Wir beide wollen zusammen den Tisch decken. Aber es muß ganz still abgehen. Kein Geräusch! — Laß mich einmal sehen, was du auf den Füßen hast!“

Sie streckte wie auf Kommando ihren rechten Fuß vor und zeigte, daß sie auf Socken ging.

„Das kann gehen! Aber auch kein Schwatzen! Vergiß das nicht! Es soll eine Überraschung sein, weißt du. — Warte einmal! Wie heißt du?“

„Abelone.“

Er streichelte ihr die Wange.

Das ist ein guter Name. Ein festlicher Name. Aber nun hör' einmal, mein Kind! Du hast doch wohl ein andres Kleid, das du anziehen kannst, als dies alte Schüsseltuch? Ein schwarzes Kleid, nicht wahr? Und eine reine, weiße Schürze? — Gut! dann komm mit mir!“

Drinnen im Wohnzimmer hatte er schon in aller Stille die ersten Vorbereitungen getroffen. Er hatte die steif in Reih und Glied auf den Fensterbrettern stehenden Blumen weggenommen und sie sorgfältig zur Ausschmückung des Zimmers

rings umher angebracht. Der runde Tisch war vor dem Sofa weggerollt und mitten in der Stube unter den Kronleuchter gestellt, und nun bekam Abelone den Befehl, hier zu decken.

Anfänglich ging es zum Verzweifeln. Sie war gehorsam wie ein Automat, aber freilich wie einer, der verkehrt eingestellt ist. Beständig mißverstand sie seine Befehle, weil er, da die Schlafstube ganz in der Nähe lag, nicht zu sprechen wagte, sondern sich mit Zeichen und Gebärden begnügen mußte. Als sie einmal Bescheid erhielt, Weingläser zu holen, schlüpfte sie ganz geschwind in die Küche hinaus, kehrte aber mit dem Staubbesen zurück; und als er eine Blumenschale verlangte, kam sie mit einem Wassereimer herbeigeschleppt.

Plötzlich hörte man eine Tür gehen. Draußen auf dem Schlafstubengang ertönten hastige Schritte. Er blieb erschreckt stehen und spitzte die Ohren. Aber die Schritte flogen vorüber und verschwanden.

Arnold ging da draußen in Hemdärmeln und mit einem Licht in der Hand. Er war auf dem Wege nach dem Boden, wo sein Frack irgendwo in einer der Rumpelkammern hing. Er ging und summte eine Melodie vor sich hin, war aber in Wirklichkeit in fürchterlicher Laune. In seinem innersten Innern hatte er ein unangenehmes Gefühl von Verlegenheit, er wünschte den fremden Eindringling und seine Karnevalsscherze zum Teufel.

Da oben in der Dunkelheit und Einsamkeit auf dem Boden ging er endlich in sich. Mit der glücklichen Empfindung, sich von einem ungemütlichen Zwangsgedanken zu befreien, sah er ein, daß Emmy recht hatte: er war im Begriff, sich rettungslos zum Narren zu machen.

Er ließ den Frack hängen und ging ruhig und entschlossen wieder hinab.

Aber es lag nicht mehr in seiner Macht, dem Gang des Schicksalspieles Einhalt zu gebieten. Als er in der Schlafstube zurückkehrte, ward er hier von einem unerwarteten Anblick empfangen, der seinen Sinn zu hellen Flammen entfachte.

Emmy hatte auf die Dauer dem Zauber des rosa Seidenen doch nicht widerstehen können. In seiner Abwesenheit hatte sie versuchsweise das Kleid angezogen und stand nun auf den Zehenspitzen und reckte sich, um sich dünne in der Taille zu machen, so daß sie den Gürtel zuhaken konnte.

„Aber nein!" — Unwillkürlich streckte er beide Arme in die Höhe. — „Emmy! Du bist ja großartig!"

Sie konnte die Haken kaum schließen vor Nervosität. Ihre Wangen glühten wild. Sie war so bange gewesen, daß er sie lächerlich finden und sie auslachen würde. Ihr Herz hatte förmlich angefangen zu pochen, als sie ihn durch den Gang zurückkommen hörte.

„Findest du, daß es mich noch kleidet?"

„Brillant, mein Schatz! Ganz großartig! Und es paßt dir ja noch ganz gut. Sonderbar, daß du dich nicht mehr verändert hast!"

„Meinst du, daß ich dies hier auch nehmen soll?"

Sie entnahm einer roten Schachtel zwei Eichenblätter aus Silber mit kleinen Tautropfen aus Diamanten. Sie bildeten zusammen ein Diadem.

Arnold stellte sich hinter sie und sah ihr über den Kopf hinweg in den Spiegel, während sie den Schmuck im Haar befestigte.

„Kennst du das wohl noch?" fragte sie.

„Ob ich es noch kenne! ... Nein, wie lange das her ist!"

„Findest du, daß ich es tragen kann?"

„Vorzüglich! Ganz ausgezeichnet! Du wirst ja eine ganze

Märchenprinzessin! Ich versichere dich, Emmy, du bist nie schöner gewesen!"

Sie errötete von neuem. Und in einem plötzlichen Ausbruch bacchantischen Glücksgefühls beugte sie sich hinten über, legte beide Hände um seinen Kopf und drückte seinen Mund auf den ihren.

„Noch einmal", sagte sie lachend.

Und sie küßte wieder, so daß ihm fast der Atem verging.

Im selben Augenblick berührte eine Hand das Klavier im Wohnzimmer.

Erschreckt fuhren sie auseinander. Sie waren beide nahe daran gewesen, ihren sonderbaren Gast zu vergessen.

„Das ist ja schrecklich!" sagte Emmy. „Er ist schon da!"

„Ach was! Nun unterhält er sich ja mit Klavierspielen!" tröstete Arnold.

Und zu den Tönen einer prachtvollen, festmarschähnlichen Musik vollendeten sie ihre Toilette. Aber Arnold mußte ja noch einmal auf den Boden hinauf. Und außerdem mußte er Emmy fortwährend Handreichungen tun, ja sogar einmal mit Nadel und Faden einspringen, um das Kleid zum Sitzen zu bekommen. Und das alles hielt um so mehr auf, als dergleichen sofort die Veranlassung zu einem neuen Austausch von Küssen und allerlei anderen verliebten Schäkereien wurde, ganz als wären sie noch in den Flitterwochen gewesen.

Arm in Arm unternahmen sie schließlich die letzte Musterung vor dem Spiegel. Aber an der Tür zum Wohnzimmer mußten sie noch einmal einen kleinen Kampf mit der Verlegenheit bestehen. Unter einem ziemlich gezwungenen Lachen suchten sie sich gegenseitig zu bewegen, zuerst hinein zu gehen. Bis Arnold plötzlich die Tür aufriß und mit Emmy am Arm hinein segelte.

Da erstarrten sie beide wie ein Paar Salzsäulen, und das

Lachen ging in einen Ausruf des Verwunderns über. Sie erkannten ihr eigenes Zimmer nicht wieder.

Nicht nur in dem Kronleuchter unter der Decke, sondern auch in einigen Wandlampetten, die seit der ersten Kindtaufe nicht benutzt waren, brannten Lichter. Und überall waren Blumen. Mitten auf dem Tische stand eine große Schale mit wunderschönen gelben Rosen, zwischen denen reife Pfirsiche und blaue Trauben hervorlugten. Über das Tischtuch waren kleine Veilchensträuße gestreut.

Der Fremde hatte sich vom Klavier erhoben. Die Hand auf dem Herzen, begrüßte er sie ehrfurchtsvoll.

„Meine gnädige Frau! Verehrter Herr Doktor! Sie werden es mir hoffentlich verzeihen, daß ich mich so ganz unberufen selber zum Zeremonienmeister bei diesem kleinen improvisierten Fest aufgeschwungen habe. Ich bitte auch um Verzeihung, daß ich mir erlaubt habe, ein wenig Tafelschmuck anzuwenden, den ich in meinem Koffer mitgebracht hatte, um nicht mit ganz leeren Händen zu meinem geistlichen Freund zu kommen. Wie sie sehen, kann er es nicht vertragen, aufgehoben zu werden."

Arnold und Emmy hatten aufgehört, sich über irgend etwas zu wundern. Während die letztere um den Tisch herumging, wie ein Kind um einen Tannenbaum, blieb Arnold an der Tür stehen, beide Hände in die Seite gestemmt, und ließ die geblendeten Augen durch das ganze Zimmer schweifen. Und plötzlich brach er in ein schallendes Gelächter aus.

Er ging zu seinem Gast hinüber und drückte ihm die Hand.

„Königliche Hoheit!" sagte er, indem er sich tief verbeugte — und es lag nichts Verlegenes mehr in seiner Munterkeit — „Darf ich Sie dann bitten, meine Frau zu Tische zu führen!"

Sie hatten jetzt ungefähr eine Stunde bei Tische gesessen und waren bis zum Dessert gelangt. Die kleine rosenwangige Abelone, die das Aufwarten besorgte, sah allerliebst aus in ihrem schwarzen Konfirmationskleide und der weißen Latzenschürze; aber ihr Aufwarten war zum Lachen und zum Weinen. Einmal strauchelte sie sogar über das lange Kleid, so daß ein Paar Teller über den Fußboden hinflogen. Und erst recht verwirrt wurde sie, als weder der Doktor noch ihre Herrin ihr Vorwürfe von der Art machten, wie sie ihnen sonst lose genug auf der Zunge zu liegen pflegten. Der Doktor stimmte sogar ein Lachen an und rief: „Da capo!"

Die alte Ane stand hinter der halbgeöffneten Tür zum Eßzimmer auf der Lauer. Sie hatte auf die Dauer ihre Neugier nicht zügeln können. Sie hatte sogar zuletzt selbst Hand angelegt beim Decken des Tisches. Aber jetzt war sie wieder ganz außer sich vor Empörung über das, was sie hier sah und hörte.

Der Fremde führte fast die ganze Zeit das Wort. Arnold konnte kaum weiter vor Lachen, und Emmy hatte sich gleich von Anfang an schweigend verhalten. Sie hatten es beide allmählich aufgegeben, Klarheit darüber zu erlangen, wer er war. Sie machten sich nicht einmal mehr etwas daraus, es zu erfahren. Es genügte ihnen, daß er sie mit seiner Unterhaltung beständig hoch emportrug zu der Märchenstimmung des Augenblicks, und sie ergötzten sich an seinen Erzählungen und seinen vielen scherzhaften Einfällen.

Emmy fühlte sich aber doch nicht ganz sicher und war auf ihrem Posten. Seine Anekdoten wurden zuweilen reichlich kühn. Trotzdem mußte sie darüber lächeln, wenn auch im verborgenen. Seine ruhige Art und Weise zu erzählen, die

ganze drollige altmodische Redeform, die ihm eigen war, legte gleichsam einen Flor über das Anstößige.

Trotz all seiner Redseligkeit wirkte er auch auf keine Weise anmaßend oder lärmend. Im Gegensatz zu Arnold, der anfing ein wenig umnebelt zu werden, schien er nicht sonderlich von dem Wein beeinflußt zu sein. Die Farbe seiner vollen Wangen war nur noch ein wenig tiefer geworden, und der Schelm in den klaren Ziegenbockaugen hatte sich gleichsam etwas weiter hervorgewagt. Er glich einem alternden Satyr, wie er dasaß und mit seinem traubenroten Mund lächelte, während die graubraunen Haarlocken wie ein herbstlicher Weinlaubkranz von dem blanken Scheitel abstanden.

Emmy hatte sein Versprechen, daß er ihnen etwas vorspielen wolle, nicht vergessen. Als die Dessertteller nun herumgesetzt waren, und Abelone endlich entbehrt und die Tür zum Eßzimmer geschlossen werden konnte, erinnerte sie ihn daran.

Er machte auch keine Einwendungen. Nur bat er sich vorher eine Gunstbezeugung aus. Er hielt um die Erlaubnis an — wie er sich ausdrückte — sie alleruntertänigst als Königin des Festes krönen zu dürfen.

Sie verstand nicht gleich, was er meinte, und sie fühlte sich nicht ganz sicher bei seinen immer gewagter werdenden Einfällen. Aber wie immer, wenn sie nicht sogleich antwortete, faßte er ihr Schweigen als Einwilligung auf. Er hatte im voraus die Fruchtschale einiger der schönsten und größten Rosen beraubt, und diese befestigte er nun mit leichter und geschickter Hand in ihrem Haar, so daß sie einen goldenen Kranz unter dem silbernen Diadem bildeten.

Anfänglich gefiel ihr das nicht recht. Es war ihr unangenehm, seinen dicken Körper so in der Nähe zu haben und seine Finger in ihrem Haar zu fühlen. Sie fürchtete auch, daß Abelone hereinkommen könne. Aber nachdem sie sich in den

Mienen der andern gespiegelt und gesehen hatte, daß die „Krönungstracht" sie kleidete, leistete sie keinen Widerstand mehr. Arnold war ganz weg vor Bewunderung. Er schlug die Hände zusammen und äußerte sich laut und völlig unbeherrscht über ihre wunderbare Schönheit. Um die Illusion vollständig zu machen, kam er auf den Einfall, daß sie auch gesalbt werden müßte. Er sammelte eine Hand voll Rosenblätter und ließ sie langsam auf sie herabrieseln, und sie blieben auf ihrem Kleide liegen gleich strahlenden Pailletten.

Sie ging allmählich ganz unbefangen auf ihre Rolle ein und sagte schließlich mit Königinnenmiene:

„Und nun Musik!"

Der Fremde erhob sich sofort und verneigte sich tief vor ihr.

„Ich bin Euer Majestät allerdemütigster Diener!"

Aber statt zum Klavier hinzugehen, verschwand er durch Arnolds Zimmer auf die Diele hinaus und kehrte mit einem langhalsigen perlmuttereingelegten Instrument, einem Zwischending zwischen einer Mandoline und einer Laute, zurück.

Emmy war ein wenig enttäuscht. Arnold dahingegen klatschte in die Hände und rief Bravo.

„Euer königliche Hoheit sind auch Sänger?" sagte er.

„Ein ganz klein wenig in aller Unschuld!"

Zuerst sang er ein französisches, dann zwei verliebte kleine italienische Lieder in Volksweisenton. Seine Stimme war nur klein und obendrein recht trocken. Aber die Lebensfülle des Vortrags und vor allem die virtuosenhaft glänzende Begleitung brachten eine große Wirkung hervor.

Arnold, der nur wenig von dem Text verstand und keinen rechten Genuß von Musik hatte, wurde schnell unaufmerksam. Er saß gegen den Stuhlrücken gelehnt da, und fingerte lächelnd in seinem Bart herum, während er zu Emmy hinüber sah, mit einem Blick, der feucht war von Wein und Verliebt-

heit. Er fing jetzt an, genug von dem fremden Mann zu haben. Er sehnte sich danach, wieder allein mit Emmy zu sein. Sie wollten dann das Fest ganz für sich fortsetzen und in noch kühneren Formen. Die Mädchen sollten so schnell wie möglich zu Bett geschickt werden. Nur die brennenden Lichter sollten Zeugen ihres Sardanapalschen Nachtfestes sein!

Der Fremde hatte ein neues Lied angestimmt, diesmal eins in seiner Muttersprache. Es war ein Lied von dem Gott des Märchens, der, in einen Narrenmantel vermummt, in der Welt umherzog und schlaftrunkene Eroten und schwermütige Satiren von dämmrigen Böden und aus dunklen Kellern heraufbeschwor, wohin die Langeweile des Alltagslebens sie verjagt und mit Schimmel bedeckt hatte. Die Melodie war frisch und voller Humor und jeder Vers endete mit einem sechszeiligen Refrain:

> „Ja, das Leben, das geht seinen schiefen Gang,
> Macht schwarz zu weiß,
> Macht laut zu leis
> Und wendet alles, kurz wie lang.
> Tra—Tra! Da kommt der Herr Bajaz
> Stellt alles auf den rechten Platz!"

Arnolds feuchte Augen hatten Emmy nicht losgelassen, die mit der Hand unter dem Kopf lauschte. Er saß da und dachte daran, daß auch sie wohl nicht sonderlich aufmerksam war, daß sie sich so wie er selber nur danach sehnte, den lästigen Gast und sein Lirumlarum loszuwerden. Es lag etwas von einer liebesträumenden Mänade über ihr, so wie sie dasaß, den nackten Ellenbogen auf dem Tisch und die Hand unter dem blumengeschmückten Nacken. Die großen Augenlider waren gesenkt. Um den Mund lag ein stillstehendes, ein geheimnisvolles Lächeln.

Er versuchte, ihren Blick zu sich hinüber zu locken, indem er sie unter dem Tisch leise mit seiner Stiefelschnauze anstieß.

Er fand auch ihren Fuß; aber obwohl er sie allmählich ganz hart stieß, sah sie nicht auf. Da zog er langsam seinen Fuß zurück und ward mißtrauisch.

Nach einer Weile, als das Lied beendet war, erhob sich der Fremde, sein Glas in der Hand, und brachte in zierlichen Wendungen ein Wohl auf das bocksfüßige Gefolge des Märchengottes aus; auf alle diese kleinen Herzensdiebe und Verstandsräuber und Schlafstörer, die in dem königlichen Haushalt der Natur eine ähnliche Bestimmung erfüllten wie gewisse Fäulniskeime in den edlen Champagnerweinen: sie schenkten dem Trunk des Lebens das Bukett und machten ihn moussieren.

Er verneigte sich vor Emmy. Und ohne sich zu besinnen, erhob sie ihr Glas und stieß es mit einem strahlenden, einem entzückten Ausdruck, der Arnold auf einmal ganz nüchtern machte, gegen das seine.

Der Fremde wandte sich nun auch zu ihm:

„Prost, Herr Doktor! Es lebe das Verderben! Auf das Aroma des Lebens und des Todes!"

Aber Arnold rührte sein Glas nicht an, er starrte vor sich hin, als habe er nichts gehört.

„Aber was hast du nur einmal?" fragte Emmy. „Du bist doch nicht krank geworden?"

Er hatte beide Hände in die Taschen gesteckt und antwortete nicht.

Einen Augenblick wurde es unheimlich still. Da zog der Fremde seine große goldene Uhr heraus und sagte, daß er leider jetzt aufbrechen müßte. Es sei schon viel zu spät geworden. Sein Kutscher müsse drüben im Krug eingeschlafen sein und die Zeit vergessen haben. Noch einmal erhob er sein Glas und dankte ihnen beide herzlich für den unvergeßlichen Abend.

Man erhob sich schweigend — Emmy mit einer verdrießlichen und beschämten Miene — und der Gast nahm Abschied.

Als Arnold ihn hinausbegleiten wollte, suchte er das gleichsam ein wenig ängstlich abzuwehren.

„Bemühen Sie sich doch bitte nicht, lieber Herr Doktor. Es ist kalt da draußen auf der Diele. Und sie haben ja gesehen, daß ich mich ausgezeichnet auf eigene Hand zurecht finde."

Aber Arnold war schon wieder ruhiger geworden und wollte seine Schuldigkeit bis zuletzt tun. Als sie auf die Diele hinausgekommen waren, erbot er sich auch, nach dem Krug hinüber zu schicken und den Schlitten holen zu lassen, was der Fremde jedoch auf das Bestimmteste ablehnte.

„Das fehlt noch, daß ich Ihnen auch noch die Umstände mache. Sie sehen ja hier -- er zeigte auf seine großen, pelzgefütterten Stiefel und lachte — „Ich bin gut gestiefelt. Das sind die berühmten Siebenmeilenstiefel, wissen Sie."

Während er seine Sachen im Fremdenzimmer zusammenpackte, blieb Arnold auf der Diele stehen. Der Abschied war kurz und von Arnolds Seite trug er das Gepräge kühlster Höflichkeit. Kaum daß er sich überwinden konnte, ihn zu bitten, Pastor Jörgensen einen Gruß zu überbringen.

Als er in sein Zimmer kam, stand Emmy hier. Sie hatte sich hinter den Schaukelstuhl in das entgegengesetzte Ende des Zimmers gestellt und erwartete offenbar eine Erklärung; die Tür zum Wohnzimmer war geschlossen, vermutlich damit die Mädchen, die da drinnen mit dem Abdecken beschäftigt waren, nichts hören sollten.

Aber er ging quer durch das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. Durch das Wohnzimmer ging er in die Schlafstube, um seinen Schlafrock anzuziehen. Als er auf dem Rückwege aufmerksam darauf wurde, daß die Lichter noch im Kronleuchter und an den Wänden brannten, stieg ihm sein Zorn als vollkommene Verzweiflung zu Kopfe.

„Aber zum Teufel auch! So löscht doch die Lichter aus!"

brüllte er. „Seid ihr denn ganz von Sinn und Verstand! Löscht die Lichter aus — sage ich!"

Als er in sein Zimmer zurückkam, stand Emmy noch auf demselben Fleck.

Sie hatte gleich zu Anfang sein Benehmen bei Tische als Folge eines Rausches aufgefaßt und sich herzlich seiner geschämt. Erst hinterher ward es ihr klar, daß etwas anderes vorliegen müsse. Es war etwas in ihr selber — eine kleine Unruhe in ihrem Gewissen — das sie in der Beziehung geleitet hatte.

Sie sah auch allmählich ein wenig verlegen aus. Und es lag keine rechte Festigkeit in dem gekränkten Ton, mit dem sie jetzt fragte:

„Was soll dies alles nur heißen? ... Was ist nur einmal geschehen, Arnold?"

Er wandte den Kopf zu ihr herum, als entdeckte er sie erst jetzt, und maß sie langsam von Kopf zu Fuß.

„Du hast es ja gehört! Ich sagte, sie sollten die Lichter da drinnen auslöschen. Es hat doch keinen Sinn, die Lichter die ganze Nacht hindurch brennen zu lassen."

Er hatte eine Tischlampe aus dem andern Zimmer mit hereingebracht. Er setzte sich vor seinen Schreibtisch und schlug sein Tagebuch auf, als wolle er sich daran machen, Rechnungen auszuschreiben.

Emmy stand da, die Arme auf die Stuhllehne gestützt. Sie beugte sich vor und fing an, sich langsam hin und her zu schaukeln. So bedrückt sie sich auch fühlte, konnte sie sich doch kaum eines Lächelns enthalten. Es rief so viele muntere Erinnerungen in ihr wach, als sie ihn so sah. Sie hatte fast vergessen, wie gut er aussehen konnte, wenn er so recht gründlich böse auf sie war.

Sie entsann sich jetzt auch, auf welche Weise sie ihn in alten

Zeiten zu besänftigen pflegte, wenn er sich von ihr oder von andern zurückgesetzt glaubte. Nachdem sie ihm etwas Zeit gegeben hatte, sich zu sammeln, setzte sie sich unbefangen auf die Seitenlehne des Stuhles, und den Arm um seinen Hals geschlungen, sagte sie:

„Arnold — habe ich etwas getan, was dir nicht recht ist?"

Aber die Wirkung war eine ganz andere als in der Brautzeit. Er stieß sie sehr unsanft von sich und bat sie, ihn mit ihrer Zärtlichkeit zu verschonen.

„Aber Arnold —!"

Sie war jetzt allen Ernstes beleidigt und schalt ihn gehörig aus. Aber da wandte er sich nach ihr um, mit einem so verzerrten Gesicht, daß sie unwillkürlich verstummte.

„Du siehst doch, daß ich beschäftigt bin! Nun hast du dich doch wohl für heute abend auch genügend amüsiert!" — Und indem er sie ein paarmal mit verächtlichem Blick von oben bis unten ansah, fügte er hinzu: „Du hast es auch wohl sehr nötig, zur Ruhe zu kommen. Du bist so exaltiert. Der fremde Herr hat offenbar keinen günstigen Einfluß auf dein Nervensystem gehabt."

Sie erhob auf einmal den Kopf und sah ihn erstaunt und betrübt an. Sie wartete darauf, daß er die letzten Worte zurücknehmen würde. Als das nicht geschah, sagte sie leise, indem sie ihm den Rücken wandte:

„Du solltest dich schämen!"

Nach einer Weile verließ sie das Zimmer.

Als sie in die Schlafstube kam und vor dem Spiegel stand, schämte sie sich plötzlich ihrer selbst und ihrer Halbnacktheit. Sie hüllte sich in den Frisiermantel und nahm beschämt die Rosen aus dem Haar. Aber sie tat es zögernd und mit einem verstohlenen Mitleid mit sich selber, so wie man Abschied von einem zu schönen Traum nimmt. Dann ging sie in die

Kinderstube nebenan, um sich nach den Kleinen umzusehen; erteilte darauf den Mädchen die letzten Befehle durch die Tür nach dem Küchengang hinaus, verschloß die Tür und kehrte in das Schlafzimmer zurück.

Hier standen die beiden Betten friedlich Seite an Seite von der Wand in das Zimmer hinein mit zurückgeschlagenen Steppdecken. Unter der Decke brannte die rosa Ampel. Sie hatte sie selbst angezündet, damals als sie sich ankleidete; sie war sonst seit vielen Jahren nicht benutzt worden. Jetzt war das festliche Licht ihr unangenehm. Sie zog sie herunter und löschte sie aus.

Dann setzte sie sich mißmutig vor den Spiegel und machte sich daran, ihr Haar aufzulösen. Sie zürnte Arnold nicht mehr, obwohl sie es nicht begriff, daß er es hatte übers Herz bringen können, ihnen beiden die Freude dieses Abends zu verderben. Aber sie hätte das voraussehen müssen. Sie wußte ja aus alten Zeiten, wie sonderbar er sein konnte. Deswegen verzieh sie ihm auch seine Kränkung. Wenn er die Sache erst beschlafen hatte, würde er ganz von selbst einsehen, wie lächerlich sein Verdacht gewesen war, und ihn bereuen.

Sie entkleidete sich langsam und ging zu Bett. Aber sie ließ das Licht doch noch eine Weile brennen. Erst nach Verlauf einer ganzen Stunde hörte sie Arnold hereinkommen. Da tat sie, als schlafe sie.



m nächsten Vormittag hatten sie sich noch nicht ausgesöhnt. Emmy hatte den ganzen Morgen vollauf zu tun gehabt, das Haus nach der gestrigen Störung wieder in Ordnung zu bringen, außerdem war ein lärmender Streit zwischen den Mädchen entbrannt in Veranlassung eines

goldenen Zwanzigkronenstücks, das der Fremde auf dem Waschtisch im Logierzimmer hinterlassen hatte. Die alte Ane, die ihren eigenen geheimen Verdacht in bezug auf die fremde Mannesperson hegte und noch immer Schwefel in den Stuben roch, wagte nicht, ihren Anteil an diesem Gelde in Empfang zu nehmen, gönnte aber auf der andern Seite Abelone auch nicht einen Öre mehr als das Drittel, das ihr von Rechts wegen zukam. Unter dieser schweren Pein war sie noch wütender als sonst, und Emmy mußte einmal über das andre in die Küche hinaus und Frieden stiften.

Arnold war zu einer Häuslerfamilie weit draußen auf der Heide geholt und konnte erst am Spätnachmittag wieder zurück erwartet werden. Als Emmy ihre häuslichen Arbeiten endlich beendet hatte, und die Kinder ihren Nachmittagsschlaf hielten, fing sie an, sich einsam zu fühlen und sehnte sich nach seiner Rückkehr. Sie pflegte diese ungestörte Stunde zu ihren Haushaltungsabrechnungen zu verwenden, hatte aber an diesem Tage keine Ruhe zu dergleichen Arbeit. Es war das erstemal in ihrer Ehe, daß eine so ernste und andauernde Mißstimmung zwischen ihnen geherrscht hatte. Arnold hatte ihr nicht einmal guten Morgen gesagt, und war weggefahren, ohne sich zu verabschieden.

Sie setzte sich schließlich so wie in längst entschwundenen Tagen an das Fenster in seinem Zimmer, von wo aus sie die Landstraße mit ihren Telegraphenstangen ganz bis an die Heidehügel hinan übersehen konnte. Sie saß da, einen Strumpf über dem Arm, und einen ganzen Korb mit Wollsachen vor sich und warf hin und wieder einen sehnsuchtsvollen Blick den Weg entlang.

Es war ein stiller grauer Tauwettertag ohne Himmel, und dies öde Wetter wirkte gerade hier in hohem Maße niederdrückend, wo man daran gewöhnt war, Tag und Nacht den

Westwind katzenfreundlich an dem Haus entlang streichen und an Türen und Fenstern miauen zu hören. Ein schläfriges Tropfen vom Dach war das einzige, was die bedrückende Stille belebte.

Hin und wieder gingen Leute im Schneeschlamm vorüber; aber ganz gegen ihre Gewohnheit beachtete sie gar nicht, wer es war. Selbst als sie Schullehrer Sörensen mit seinen wackelnden X=Beinen über den Weg gehen sah, glitt sein Bild nur ganz schattenmäßig durch ihr Bewußtsein gleichzeitig mit einer flüchtigen Vermutung, daß er nun wohl wieder mit dieser Adresse unterwegs sei.

Sie saß da und dachte über etwas nach, was sie zu Arnold sagen wollte, wenn er endlich in sich gegangen war und sie um Verzeihung gebeten hatte. Sie wollte sich nicht kostbar machen oder ihm eine Szene machen. Sie wünschte ihn in Wirklichkeit auch gar nicht anders, als er war. Sie konnte nicht wieder vergessen, wie es ihn gekleidet hatte, als Othello aufzutreten, und sie wollte ihm auch in Zukunft gern seine männlichen Torheiten verzeihen. Aber sie wollte Monsieur beim Ohr nehmen und ihm zeigen, daß er kein Recht dazu hatte, sie zu beargwöhnen, daß sie einen so schlechten Geschmack entfaltete und einen älteren und kahlköpfigen Musikanten mit Posaunenengelwangen, einem Manne wie ihm vorzog. Vielleicht würde sie ihn auch an damals erinnern, als sie verlobt waren, und er ihr den Ring zurückschickte, nur weil sie auf einem Studentenball zwei Tänze mit einem andern getanzt und sich mit Eistorte hatte traktieren lassen. Hier in Sönderböl hatte Arnold oft selbst darüber geredet und sich über seine Torheit entsetzt.

Aber auch an ihn, den Fremden, dachte sie zuweilen, während sie dort am Fenster saß und spähte. Sie suchte irgendeine Gelegenheit auszutüfteln, wie sie mit dem Pfarrhause

in Verbindung kommen konnten, um auf diese Weise zu erfahren, wer er war. Sonderbar war es übrigens, wie schwer es ihr wurde, zu begreifen, daß er noch immer existierte und sogar nicht weiter entfernt war, als daß er deswegen jederzeit leibhaftig zur Tür hereintreten konnte. Die Erlebnisse des Abends verschwammen für sie schon wie etwas, was sie nur geträumt hatte; und so wollte sie sie sich auch am liebsten vorstellen. Namentlich genierte es sie, daran zu denken, daß er jetzt vielleicht da drüben im Pfarrhause umherging und dieselben Narrenspossen für ein anderes Publikum vorbereitete und — auf seine stille und listige Weise — sich den Schein gab, als sei er verliebt in die Pfarrersfrau.

Es war schon spät am Nachmittag, als Arnold heimkehrte. Die Kinder waren längst von ihrem Nachmittagsschlaf aufgestanden. Sie hatte sich mit den Jungen in die Wohnstube gesetzt und saß dort und zeigte ihnen Bilder.

Das Herz schlug ihr bis an den Hals, als sie ihn hörte. Während sie zerstreut die Fragen der Knaben beantwortete, lauschte sie seinen Schritten, und es war ihr, als könne sie hören, daß er versöhnlicher gestimmt war.

Er sagte denn auch guten Tag, als er hereinkam und bat — wenngleich ein wenig kurz — um sein Mittagessen. Sie überlegte einen Augenblick, ob sie mit ihm ins Eßzimmer gehen solle. Aber sie blieb sitzen und begnügte sich damit, den ältesten der Jungen mit einem Bescheid an die Mädchen in die Küche hinaus zu schicken. Es war doch wirklich seine Sache, den ersten Schritt zu tun!

Als Arnold gegessen hatte, kam er auch wieder herein, offenbar in der Absicht, eine Annäherung zu machen. Vorläufig mußten die Kinder als Brücke zwischen ihnen dienen. Er fuhr ihnen liebkosend über das Haar, fragte, was für Bilder sie da hätten und womit sie sich sonst heute amüsiert

hatten. Schließlich mischte sich Emmy mit ein paar gleichsam hingeworfenen Worten in die Unterhaltung. Bei dem bloßen Klang ihrer Stimme — leise und unsicher wie sie war — löste sich der letzte Bodensatz von Bitterkeit in seinem Gemüt auf. Und als die Jungen nach einer Weile zu ihrem Vesperbrot hinausgerufen wurden, und sie alleine blieben, ging er zu ihr hin und legte seine Hände um ihren Kopf.

„Wollen wir es dann vergessen sein lassen, Emmy?"

Sie wandte, statt einer Antwort, ein paar tränenerfüllte Augen und einen stummen Mund zu ihm empor. Und der Mund verzog sich in die Breite und zitterte wie bei einem Kinde, dem man ein Leid angetan hat, und das mit dem Weinen kämpft.

„Nun, nun! Nur keine Szenen mehr!" ermahnte er sanft und bewog sie auch wirklich — zur Besiegelung des Friedens — zu einem Lächeln.

Über die Ereignisse des gestrigen Tages wurde freilich kein Wort geredet, und überhaupt hatten sie keine Gelegenheit, weiter miteinander zu reden. Noch ehe Arnold seinen Kaffee getrunken hatte, hielt schon wieder ein Wagen vor der Tür.

Emmy begleitete ihn, gegen ihre Gewohnheit, ganz auf die kalte Diele hinaus und legte eine große Sorgfalt an den Tag, daß er sich auch gut einpacken solle. Und als er am Abend wieder zurückkehrte, hatte sie die Mädchen zu Bett geschickt und stand selbst mit der Laterne in der Tür, um ihn aus seinen wärmenden Hüllen herauszuschälen.

Aber die Schlange war nun doch einmal in ihr kleines Paradies hineingeschlüpft und hatte sie verführt, von dem Baume der Erkenntnis des Guten und des Bösen zu essen. Als Arnold am nächsten Tage in der Dämmerung von einem Krankenbesuch im Dorf heimkehrte, stutzte er, denn aus dem Wohn-

zimmer drang ihm Klavierspiel entgegen. Sein Herz begann zu pochen. Er biß sich in den Bart. War es möglich ...? Sollte er es sein?

Er ging auf den Zehenspitzen in sein eigenes Zimmer hinein und stand dort still und lauschte. Die Tür nach dem Wohnzimmer war geschlossen, aber er konnte allmählich aus dem tastenden Vortrag heraushören, daß es Emmy war, die spielte. Aber sein Argwohn war nun einmal geweckt. Und nun erkannte er, trotz der suchenden und sehr unvollkommenen Wiedergabe, eine der schmachtenden französischen oder italienischen Melodien, zu denen der Fremde gesungen hatte.

Er riß die Tür jäh auf und ging hinein. Sie hatte ihn offenbar nicht kommen hören. Es war ihm wirklich geglückt, sie zu überraschen, und er konnte sehen, daß ihre Gedanken auf Abwegen gewesen waren. Sie hielt sofort auf zu spielen. Und indem sie sich erhob, sah sie schnell von der Seite zu ihm auf, mit einem scheuen und forschenden Blick im Auge.

Ohne ein Wort zu sagen, ging er in das Schlafzimmer und zog seinen Schlafrock an. Als er zurückkam, stand sie am Fenster und sah hinaus. Ohne sich umzuwenden, fragte sie ihn, ob sie die Lampe anzünden solle. Er antwortete: „Nein."

„Es ist etwas Neues, dich am Klavier zu sehen", sagte er nach einem längeren Schweigen, von dem Lehnstuhl in der Ecke am Ofen herüber. „Was war es, das du vorhin spieltest?"

„Ach — es waren nur Fingerübungen."

Es quälte sie, ihm etwas vorlügen zu müssen. Es war das erstemal seit vielen Jahren, aber sie wußte nichts anderes zu antworten. Sie hatte es im Gefühl, wie hoffnungslos es sein würde, den Versuch machen zu wollen, ihm ihre Gefühle zu erklären.

Sie verstand sie ja nicht einmal selbst recht.

Sie würde nicht imstande sein, ihm zu sagen, was sie so schwermütig machte. Und wo findet man auch wohl das Wort, das dieses geheime Flattern des Gedankens um das Fremde und Verbotene so recht erklärt, das Wort für dies Staubkörnchen angestammter Verderbnis, das die Liebe der Frau so sprudelnd frisch bewahrt und ihr ihre Süße verleiht?

Arnolds anhaltendes Schweigen machte sie schließlich bange. Die fröhlichen Stimmen der Kinder, die aus dem Eßzimmer schallten, steigerten diese Angst nur. Es war ihr, als legten sich mit jeder Minute des Schweigens Meilen zwischen sie und die anderen. Sie hatte eine Empfindung, als entschwänden sie ihr mehr und mehr hinter einer ungeheuren Kluft aus Finsternis und Kälte. Gleichzeitig fühlte sie, wie sich Abgründe in ihrem eigenen Innern auftaten. In wachsendem Schwindel starrte sie hinab in die verborgenen und ungeahnten Winkel des menschlichen Herzens, wo die Dämonen ihr Reich haben.

Sie wandte sich um, und ihr Auge suchte Arnold. Er saß zusammengesunken dort im Lehnstuhl mit einem so bleichen Gesicht, daß es im Halbdunkel leuchtete.

Da faßte sie sich ein Herz. Nach einer Weile stand sie neben ihm und legte ihm schüchtern die Hand auf die Schulter.

„Arnold —"

Mehr brachte sie nicht heraus. Er packte sie beim Arm und schleuderte sie mit einer brutalen Kraft von sich, so daß sie hinfiel.

„Dirne!" fauchte er.

Sie war mitten im Zimmer umgesunken. Wirr vor Überraschung, Zorn und Scham und außerdem von einem Wollustgefühl, das ihr neue Angst in das Blut trieb, blieb sie auf den Knien liegen, die Hände vor dem Gesicht. Erst nach

Verlauf einer Minute war sie imstande, sich zu erheben. Langsam ging sie in das Schlafzimmer, das Gesicht beständig mit den Händen verbergend.

Zwei Tage darauf kam Arnold draußen über die Heide gefahren, einen tüchtigen Weststurm im Rücken. Er saß zurückgelehnt in seinem Doktorstuhl und hatte den Pelz gut über die Ohren gezogen. Es war nicht viel weiter von ihm zu sehen, als sein Bart und dann ein Paar graue wollene Fausthandschuhe. Die schwere hölzerne Pfeife, die Hand und Mund wie der Henkel einer Krucke zu verbinden pflegte, war an diesem Tage nicht da. Verlassen saß sie in der Seitentasche des Reisestuhls und ließ das Mundstück hängen. Nicht einmal der Tabak, der ihn doch sonst immer in allen Widerwärtigkeiten des Lebens hatte trösten können, wollte ihm in diesen Tagen munden.

Er hatte jetzt seit anderthalb Tagen nicht mit Emmy gesprochen. Aus Rücksicht auf die Kinder und die Dienstboten hatten sie bei den Mahlzeiten zusammengesessen, wie sie überhaupt jeden Bruch der Hausordnung vermieden hatten. Aber nach Tische waren sie regelmäßig jedes in sein Zimmer gegangen. Seit dem ersten Abend, als Emmy weinend im Bett gelegen und leise nach ihm gerufen hatte, war auch von ihrer Seite nicht der leiseste Versuch zu einer Annäherung gemacht worden.

Was er für sie empfand, war freilich nicht mehr Zorn, sondern Mitleid. Er entschuldigte sie, weil sie eine Frau war, das heißt ein Wesen mit einem abnormen Gefühlsleben und einem daraus fließenden, verwirrten Gedankengang. Er war nicht einmal sicher, ob sie nicht angefangen hatte,

sich als die Gekränkte zu betrachten. Es lag etwas in dem Trotz, den sie ihm in der letzten Zeit entgegengebracht hatte, was darauf schließen ließ. Und das würde ihr ja nur ähnlich sehen! Wie deutlich entsann er sich ihrer aus den alten Zeiten, wo sie auf die unschuldigste und glaubwürdigste Weise auf ihrem Leugnen beharren konnte, selbst wenn er beide Hände voll von Beweisen gegen sie hatte!

Er machte denn auch niemand als sich selbst für die Enttäuschung, die er erlitten hatte, verantwortlich. Wie er jeden Augenblick zu sich selbst sagte: er war nicht um ein Haar besser gewesen als die vielen verliebten Ehemänner, deren Verblendetheit er selbst so häufig auf dem Theater und in Wirklichkeit mit ausgelacht hatte. Er hatte sich in seinem häuslichen Glück ein Idealbild von seiner Frau geschaffen und auch sie dahin gebracht, daß sie daran glaubte. Jetzt war der Glorienschein verflogen, und er mußte die Wahrheit des Wortes erkennen, daß auf dem Herzensgrunde selbst der unschuldigsten Frau eine giftige Natter im Winterschlaf liegt. Es kam nur auf Zufälligkeiten an, ob sie ruhig weiterschlafen oder zum Leben erweckt werden und Verderben bringen würde.

Er hatte Totenschau über einen armen Häusler draußen auf der Heide abgehalten und befand sich jetzt auf dem Heimwege. Er pflegte auf dieser öden Strecke, wo man selten jemand begegnete, einen kleinen Schlummer abzuhalten. Aber auch der Schlaf ließ ihn diesmal im Stich. Er empfand auch kein Bedürfnis, die Telegraphenstangen zu zählen oder vielstellige Zahlen im Kopf zu addieren, was er zuweilen auf seinen langen Fahrten tun mußte, um die Langeweile zu vertreiben. Wie das Leben selbst ihm ein fremdes Gesicht zugewandt hatte, so war ihm auch die Natur in diesen Tagen neu geworden. Die große kahle Landschaft und der

4*

mächtige Wolkenhimmel zogen seine Gedanken mit einer Macht an, wie er sie lange nicht gekannt hatte. Während er dort vom Sturm umhüllt saß, wurden in seinem Sinn große, feierliche Stimmungen wiedergeboren, die das Herz bewegten und die Gedanken fruchtbar machten.

Er hatte überhaupt so halbwegs angefangen, sich zurecht zu finden und in seine Einsamkeit einzuleben, die er als unabwendbar betrachtete. Es gab Augenblicke, wo er — obwohl er das auf keine Weise anerkennen wollte — nahe daran war, den Schiffbruch seines Glücks als eine Befreiung zu empfinden, oder wo er doch Ersatz dafür in jener entsagenden Wehmut fand, die das Gemüt der Unendlichkeit erschließt.

Aber der Gedanke an den fremden Mann war der Pfahl in seinem Fleisch, der ihn seine Schande nie lange vergessen ließ. Ehe er ihn sicher aus der Gegend fort wußte, würde er keinen Frieden finden. Obwohl er einräumen mußte, daß er ihm nichts Wesentliches vorzuwerfen hatte, waren seine Gefühle für ihn doch von einer solchen Beschaffenheit, daß eine erneute Begegnung verhängnisvoll werden konnte.

Der Wagen war jetzt über die äußersten Heidehügel hinausgelangt. In schnellem Trab ging es nach Sönderböl hinab. Das Dorf lag da unten auf den schneebefleckten Feldern mit seiner Mühle, seinem Molkereischornstein und seinem roten Doktorhaus, ganz so, wie er es hunderte von Malen hier oben vom Hügelabhang herab hatte liegen sehen, und doch so ganz verändert. Es stieg an diesem Tage keine kleine trauliche Glücksstimmung in ihm auf beim Anblick seines Heims. Sein Paradies war in die Erde versunken und an dessen Stelle lag diese trostlose Gruppe von Häusern auf der dem Winde zugänglichen Fläche — ein Stück entkleideter Wirklichkeit, so durch und durch trübselig und verkommen, aber auch so feierlich groß in seiner wilden Nacktheit.

Als er das erste Gehöft im Dorf erreichte, ward der Wagen von einem großen weißhaarigen Bauern angehalten, der mit ihm zu reden wünschte.

Es war derselbe Thorvald Andersen, den Emmy vor einigen Tagen mit einem Papier in der Hand hatte zum Schullehrer hineingehen sehen. Ihn ahnte deswegen gleich, daß er jetzt mit ihm über die Adresse reden wollte.

Der Mann war ihm ergeben, weil er einmal seiner Frau in einer schweren Krankheit beigestanden hatte. Er lag außerdem in beständigem Streit mit Lehrer Sörensen wegen einiger Schulstrafgelder, die er vor vielen Jahren hatte bezahlen müssen. Und doch war er immer sehr bedenklich, wenn es sich darum handelte, Partei für Arnold gegen den Schulmeister zu ergreifen in den Streitigkeiten, die ihre nachbarliche Feindschaft zwischen diesen streitbaren Jütländern um sich her aussäete. Lehrer Sörensen entstammte einer Bauernfamilie und gehörte also zu seinen Standesgenossen, und obwohl er weder seinen Gottesglauben noch seine politische Überzeugung teilte, wurde er dennoch heimlich von ihm wie von seinen andern Gegnern bewundert wegen seiner großen Schlauigkeit und seines Talents, unter der Maske der Freundschaft sich zu dem empfindlichsten Punkt seines Widersachers hindurchzufingern und dann ohne Barmherzigkeit zuzustoßen.

Arnold verstand sofort bei dem ersten Blick auf das Gesicht des Bauers, daß er ihm ein Geständnis ablegen wollte.

Er mußte beinahe lachen über seine Verlegenheit. Die ganze Sache war ihm so herzlich gleichgültig geworden.

Der Mann fing damit an, sich zu entschuldigen, daß er ihn aufhalte, obwohl er Besuch zu Hause habe.

„Besuch?" fragte Arnold.

Ja, er habe wenigstens vor kurzem Pastor Jörgensens ge=

schlossenen Wagen durch das Dorf fahren sehen. Er halte jetzt beim Krug.

Um sich nicht zu verraten, zog Arnold sein Taschentuch heraus und putzte mehrmals seine Nase. Er rückte im Doktorstuhl hin und her und fing schließlich an, eine Melodie vor sich hin zu summen. Ein paar Minuten ertrug er es, der hackenden Erklärung des Mannes zuzuhören. Dann unterbrach er ihn kurz und erteilte dem Kutscher den Befehl, weiter zu fahren.

Daheim im Wohnzimmer traf er wirklich Besuch. Pastor Jörgensen schwänzelte mit flatternden Rockschößen in der Stube herum. Seine Frau saß mit dem Hut auf dem Kopf hinter dem Tisch. Er sah so eben, daß sie es waren. Auch über Emmy, die im Lehnstuhl in der Nähe der Pfarrersfrau saß, flogen seine Augen, ohne sie zu sehen. Sein Blick schweifte umher, auf der Suche nach jemand, der nicht da war.

Von dem Augenblick an, wo Emmy ihn kommen hörte, hatte sie auf Wache gesessen, um seinen Gesichtsausdruck im selben Nu beobachten zu können, wo er eintrat. Und mit Triumph im Gemüt und einer hervorsickernden Lüsternheit im Blute sah sie die Eifersucht in seinen suchenden Augen brennen.

Pastor Jörgensen stellte sich vor Arnold hin und griff ihm mit beiden Händen in die Aufschläge seines Jacketts, als wolle er mit ihm tanzen. Er gehörte zu den Menschen, die selbst in fremder Leute Stuben beständig auf der Wanderung sein müssen und jeden Augenblick erschreckt nach der Uhr sehen und erklären, daß sie jetzt wirklich fort müssen, und die man doch niemals los wird. Da stand er nun und erzählte Arnold, was er Emmy bereits zweimal auseinandergesetzt hatte, daß er und seine Frau den Wunsch hätten, sie am nächsten

Sonntag zusammen mit einigen andern Leuten aus der Umgegend bei sich zu Tische zu sehen. Sie hätten, sagte er, die Einladung selbst überbringen wollen, könnten aber nur einen Augenblick bleiben, da sie einen Besuch machen wollten.

Arnold dankte für die Einladung auf eine Art und Weise, die sowohl ja als auch nein bedeuten konnte.

Nun wurden Wein und Kuchen gebracht und die Unterhaltung entwickelte sich zu einer der gewöhnlichen Visitenunterhaltungen, die schnell in Redensarten erstarren und jeden Augenblick ganz ins Stocken zu geraten drohen. Der Pfarrer klagte, zu Arnold gewandt, über seinen Rheumatismus in der Schulter, und seine Frau erzählte Emmy von ihren Dienstmädchen. Keiner von ihnen hatte bisher auch nur mit einem Worte ihres fremden Freundes Erwähnung getan.

Arnold saß stumm da und kochte vor Wut. Was er am allermeisten gefürchtet hatte, war also eingetroffen. Der Schimpf, den er und das ganze Haus erlitten hatten, war von dem Fremden verraten, und einzig und allein aus Feingefühl erwähnten die Pfarrersleute seinen Besuch in keiner Weise.

Er wußte schließlich nicht mehr, wo er mit seinen Augen bleiben sollte. Er fürchtete namentlich, Emmys Blick zu begegnen. Wäre er mit ihr allein gewesen, er hätte sie zu Boden geschlagen. In ihm schrie es: Dein Name ist entehrt! Dein Heim ist dem Gerede der Leute preisgegeben! Deine Zukunft ist vernichtet!

Wohlan! Dann konnte auch das übrige seinetwegen zum Teufel gehen! Jetzt wollte er frisch von der Leber reden!

Um den Pfarrer zu zwingen, von dem fremden Manne zu sprechen, ersann er eine List. Er brachte wieder das Gespräch auf Pastor Jörgensens Rheumatismus in der Schulter und sagte, er habe sich den wahrscheinlich neulich abends auf dem Ausflug in dem argen Schneegestöber geholt.

Aber der Pfarrer verstand ihn nicht. Er sei wahrhaftig nicht im Schneewetter draußen gewesen, sagte er.

Arnold lächelte mit unverhohlenem Mißtrauen.

„Wie können Sie das nur sagen, Pastor Jörgensen! Ich weiß ja doch, daß Sie am Fastnachtsmontag ausgewesen sind!"

„Aber lieber Doktor! Was sind das für Beschuldigungen! Amalie, du bist mein Zeuge, daß ich am Montag nicht zur Tür hinausgewesen bin."

„Nein, mein Mann ist wirklich zu Hause gewesen. Wer hat ihn denn anderswo gesehen?"

Arnolds erregte Augen liefen noch eine kleine Weile forschend zwischen ihnen hin und her. Aber es war auf die Dauer nicht möglich, daran zu zweifeln, daß ihre Überraschung ungeheuchelt war. Sie verpflanzte sich dann auf einmal auf ihn. Sein Gesicht verzog sich plötzlich zu einer Maske. Und unwillkürlich sah er zu Emmy hinüber.

Sie saß in dem Stuhl zurückgelehnt und spielte mit den Fingern auf den Armlehnen. Sie schien gar nicht erstaunt, wenn auch ein wenig sinnend, und sah mit einem übermütigen Lächeln zum Fenster hinaus.

Arnold mußte nun mit einer Erklärung herausrücken. Er erzählte von dem Besuch des fremden Mannes, von seinem falschen Vorgeben, seiner Weigerung, seinen Namen zu nennen und machte schließlich eine genaue Schilderung seines Äußern. Die Pfarrersleute waren beide wie aus den Wolken gefallen. Pastor Jörgensen fühlte sich außerdem ein wenig beleidigt.

„Lieber Doktor — wie konnten Sie doch nur einmal so naiv sein? Nach dieser Beschreibung, die sie von dem Mann gemacht haben, begreife ich nicht, wie Sie ihn allen Ernstes für einen Freund von *mir* haben halten können!"

Arnold entschuldigte sich, so gut er es in der Verwirrung des Augenblickes vermochte. Er erklärte, der Pfarrer habe ihm einmal von einem Jugendfreund erzählt, der von einem Wagen gefallen sei und sich seither ein wenig sonderlich benommen habe.

„Ach, der arme Marius! Aber der ist ja schon seit vielen Jahren tot! — Nein, dies ist ein frecher, ein schändlicher Betrüger gewesen! Nie im Leben hab' ich etwas Ähnliches gehört!"

Emmy hatte währenddes eine Häkelarbeit hervorgeholt und häkelte fleißig, scheinbar ohne sich weiter für die Unterhaltung zu interessieren.

Sie verstellt sich! dachte Arnold, der sie im geheimen bewachte. Diese Ruhe ist erheuchelt! Ich kenne sie! Sie will mich sicher machen!

Der Pfarrer drehte sich im Zimmer herum und fuhr fort sich aufzuregen:

„Der frechste Betrüger! An Ihrer Stelle würde ich die Sache sofort bei der Polizei melden. So ein Gauner verdient, daß man ihn beim Kragen kriegt und ihn gehörig durchprügelt! Hat man je so etwas gehört! Sie können mir glauben, es ist einer von diesen zudringlichen, gewissenlosen Handlungsreisenden gewesen, einer von diesen abscheulichen Probenreitern, die nun auch angefangen haben, es hier auf dem Lande unsicher zu machen. Er hat sich gewiß ein Gratisabendessen verschaffen wollen. Das sieht diesen Menschen so recht ähnlich!"

Arnold ergriff den Gedanken mit Begier, um ihn als vergiftete Waffe zu benutzen. Er sagte, er habe während der ganzen Zeit einen Argwohn gegen den Kerl gehegt. Im ersten Augenblick habe er ihn für einen heruntergekommenen Schauspieler gehalten oder auch für einen umherreisenden

Kneipensänger; aber er müsse dem Pfarrer recht geben, es sei wohl eher einer von diesen Herren Reisenden gewesen, die den ordinären Geschmack mit einer gewissen oberflächlichen Politur übertünchten, aber der Schrecken aller wirklich gebildeten Menschen seien. Es habe in der Tat etwas von dieser falschen Eleganz über dem Mann gelegen, wie man sie sich in Provinzhotels und Kopenhagener Tingeltangels aneignete.

Emmy saß da und hatte förmlich Mitleid mit ihm, während dieser seiner wütenden Anstrengungen, seinen eingebildeten Nebenbuhler niederzumachen. Aber auf der andern Seite fand sie doch Gefallen daran. Die blutdürstigen Worte fielen auf ihr Herz wie heiße Liebeszeichen. Aber wie wenig er sie doch verstand! Probenreiter! Kneipensänger! Ach, du lieber Gott, das war ihr ganz gleichgültig; sie empfand nicht das geringste Verlangen, dem Manne wieder zu begegnen. Es war ja nur lächerlich, wenn sie sich neulich in einem Augenblick der Verwirrung selbst Vorwürfe wegen dieses gemütlichen Dicksacks gemacht hatte. Für sie würde er allein sein und bleiben, wofür er sich selbst ausgegeben hatte: Prinz Karneval, der ihr noch einmal, für eine Nacht, das Reich des Märchens erschlossen und sie zu dessen Königin gekrönt hatte.

Pastor Jörgensen riß zum zehnten Mal seine Uhr aus der Tasche:

„Amalie — wir müssen fort!“

Im selben Augenblick ließ er sich mit der Uhr in der Hand auf einen Stuhl niederplumpsen. Er mußte etwas Sonderbares erzählen, was ihm gerade einfiel. Er könne sich noch entsinnen, daß er in seiner Kindheit seine Eltern von einer ganz ähnlichen Begebenheit bei einem Förster irgendwo oben in Jütland habe erzählen hören, wo sich ein fremder Mann unter einem falschen Vorwand in den Schoß der

Familie eingedrängt und sich dort mehrere Tage als ihr Gast gütlich getan habe.

„Aber diese Begebenheit nahm dort freilich ein weit tragischeres Ende", schloß er, indem er sich erhob. „Sie war — soweit ich mich erinnere — die Veranlassung zu einer höchst traurigen Familienkatastrophe. Wenn ich nicht irre, ging der Förster sogar hin und erschoß sich."

Arnold wußte wieder nicht, wo er mit seinen Augen bleiben sollte. Während der Pfarrer seine Erzählung fortsetzte, versank er einen Augenblick in tiefes Mitleid mit sich selbst. Emmy verstand das sogleich. Trotz seiner gesenkten Augenlider durchschaute sie ihn ganz und erriet alle seine trübseligen Gedanken. Und in ihrem Herzen wallte eine zärtliche und stürmische Freude auf. Ihre Brust tat ihr weh, so pochte es dadrinnen vor Sehnsucht, jetzt allein mit ihm zu sein. Ach, wie wünschte sie, daß diese fremden Menschen doch verschwinden möchten! Dann wollte sie gerade auf ihn zugehen und beide Arme fest um ihn schlingen, so daß er sich ihrer Küsse nicht erwehren konnte. Und sie wollte ihn nicht eher freigeben, als bis er alle seine häßlichen Worte und Gedanken zurückgenommen und richtig begriffen hatte, daß sie ihn nie heißer und mit innigerer Dankbarkeit geliebt hatte, als gerade in diesen letzten Tagen.

Aber die Pfarrersleute blieben noch eine halbe Stunde; und als sie endlich glücklich abgefahren waren, kamen die Kinder aus dem Eßzimmer hereingestürmt und hinter ihnen drein die alte Ane, die wie eine alte Hexe grunzte, weil sie mit dem Mittagessen hatte warten müssen — und so war der gelegene Augenblick zu einer Versöhnung diesmal verpaßt. Sobald sie gegessen hatten, ging Arnold in sein Zimmer.

Emmy stand ganz mutlos, eine Leere in den Augen, da, und sah ihn die Tür hinter sich schließen.

Aber am Abend, als die Kinder zu Bett gekommen, und es im Hause still geworden war, hörte Arnold von seinem Zimmer aus, daß sie sich an das Klavier setzte. Sie spielte erst ein paar Tonleitern und andere Fingerübungen und nahm dann plötzlich — wie infolge eines kühnen Entschlusses — dasselbe Musikstück wieder auf, bei dem er sie neulich überrascht hatte, als sie sich bemüht hatte, es nach dem Gehör herauszufinden.

Was soll das nur einmal bedeuten? dachte er unruhig. Er fing an, ängstlich zu werden über ihr fortgesetztes Trotzen.

Diesmal spielte sie die Melodie fast ohne Stocken durch. Es war beinahe, als habe sie sie in den dazwischenliegenden Tagen geübt. Und nun fing sie, weiß Gott, an, dazu zu summen. Es war, so weit er es unterscheiden konnte, das Lied, das der Fremde gesungen hatte, das Lied von dem lieben Gott oder dem Teufel oder wer es nun war, der eines schönen Tages eine irdische Gestalt annahm und als Narr verkleidet unter den Menschen umherzog und Wunder tat. Er entsann sich noch des Refrains:

„Ja, das Leben, das geht seinen schiefen Gang,
Macht schwarz zu weiß,
Macht laut zu leis,
Und wendet alles, kurz wie lang.
Tra—Tra! Da kommt der Herr Bajatz,
Stellt alles auf den rechten Platz!"

Er blieb in Gedanken versunken sitzen, die Hand unter dem Kopf, während sie fortfuhr, da drinnen zu spielen. Es klang wie ein Versuch zu verlocken. Nach und nach arbeitete sich auch ein kleines Lächeln um seinen bärtigen Mund hervor, ein bleiches und trübseliges Lächeln. — Ach ja, warum auch nicht? So arm er auch geworden war, so wünschte er seine eingebildeten Reichtümer doch nicht zurück. Und er liebte Emmy ja in Wirklichkeit jetzt nicht weniger als früher, wenn

auch auf eine andere Weise. Oft in diesen Tagen hatte er sogar gemeint, daß seine Liebe wahrer und tiefer geworden sei, seit er sie wieder in ihrer ganzen menschlichen Schwäche kennen gelernt hatte. — — Und er selbst war ja schließlich auch nicht ohne Fehler. Es diente ihr wirklich ein wenig zur Entschuldigung, daß es gewiß nicht immer ganz leicht mit ihm umzugehen war. Sie hatte sicher nicht ganz selten Grund gehabt, sich über seine Reizbarkeit und seinen Mangel an Rücksicht zubeklagen. — Auf alle Fälle: sie konnten einander ja doch nicht entbehren. Gerade jetzt bedurften sie einander mehr denn je als Stütze, mußten sie versuchen, in gegenseitiger Nachsicht zusammen zu halten, wenn nicht das ganze Leben für sie in die Brüche gehen sollte.

Er erhob sich langsam, um zu ihr hineinzugehen. Er wollte ihr offen sagen, was er in diesen ruhigen Augenblicken des Besinnens gefühlt und gedacht hatte. Aber gleich in der Tür blieb er stehen und stutzte. Es war dunkel in dem Zimmer. Nur die Klavierlichter brannten. Sie zeichneten nach beiden Seiten ihre Silhouette in mannigfacher Gestalt auf den Fußboden und auf den Wänden ab. Es war, als sei die Stube von Schatten bevölkert.

Emmy fuhr fort zu spielen; aber er konnte es ihrem Rücken ansehen, daß sein Kommen sie nervös machte. Ihre Unruhe rührte ihn. Vorsichtig ging er durch das Zimmer, und als er einen Augenblick hinter ihr gestanden hatte, legte er schweigend seine Hände um ihren Kopf. Ohne sogleich das Spiel zu unterbrechen, beugte sie sich hintenüber und sah ihm glückstrahlend in die Augen.

„Kommst du endlich!" sagte sie leise.

Ihre Hände sanken herab. Wie ein überwältigtes Kind schmiegte sie sich an ihn, während Freudentränen unter den geschlossenen Augenlidern hervorsickerten.

Es war Schullehrer Sörensen der große Ärger vorbehalten, daß, als er endlich nach jahrelanger, fuchsschlauer Arbeit Arnold Höjer gehörig eingekreist hatte und nun mit der Schulabflußwasser-Angelegenheit den letzten, kräftigen Schlag gegen seine Autorität dort in der Gegend richten wollte — Arnold ihm und seinen Verschworenen ins Gesicht lächelte, und zwar mit einer Liebenswürdigkeit, mit einer so teilnehmenden Sanftmut, daß man Lavst Sörensen heißen und zu den starken Jütländern gehören mußte, um sich nicht verlegen und beschämt zu fühlen.

„Lieben Freunde!" sagte er zu den beiden Sendboten, die am Tage nach Pastor Jörgensens Besuch feierlich antraten, um ihm den Beschluß der Majorität in der Sache mitzuteilen. „Reden wir doch nicht mehr über die Bagatellen. Ich beuge mich selbstverständlich der Entscheidung der Bevölkerung."

Er trieb seine Liebenswürdigkeit sogar so weit, daß er die beiden Männer zu Kaffee und Zigarren einlud. Und Frau Emmy schenkte ihnen den Kaffee selbst ein und gab ihnen hinterher Apfelsinen und Feigen für ihre Kinder mit.

Lavst Sörensen fand in alledem gleich einen neuen Grund, sie zu verdächtigen und für seine eigene Bauernbildung in die Trompete zu stoßen:

„Ja, hab' ich es nich' ümmer gesagt? So sind nu mal diese Stadtminschen. Die schlingern hin und her mit ihren Launen und Stimmungen. Ich bedaure die Leute."

Sein Urteil erhielt eine — für seine Mission sehr günstige — Bestätigung durch die Gerüchte, die allmählich über das Leben in dem Hause des Arztes durchsickerten. Man hatte schon von dem sonderbaren Fastnachtsfest gehört, das dort gefeiert war; und Leute, die dort in letzter Zeit des

Abends vorübergekommen waren, hatten Musik herausschallen hören und Licht in allen Fenstern gesehen, als wenn da jeden Abend Gesellschaft wäre. Andere hatten von den Dienstboten des Hauses erfahren, wie sich der Doktor und seine Frau den einen Tag vom Morgen bis zum Abend küßten und den andern umhergingen, ohne ein Wort zueinander zu sagen, und überhaupt wie ein Paar Neuvermählte lebten.

Nun wurde die Neugier noch mehr wachgerufen durch den Bericht von dem ungeladenen Fastnachtsgast und seinen Verdiensten. Und da Doktors selbst offenbar keine Schritte tun wollten, um des Betrügers habhaft zu werden, so fing man an, die Nachforschungen auf eigene Hand um so eifriger zu betreiben. Aber im Kruge, wo er den Schlitten eingestellt, hatte man weder die Pferde noch den Kutscher gekannt, und dieser, ein kleiner, brünetter Bursche, hatte nichts sagen wollen, sondern hatte nur dagesessen und gegreint und Nüsse mit seinen großen Affenzähnen geknackt. Auch weder in der Stadt noch in den umliegenden Dörfern hatte man Aufklärungen erlangen können. Niemand kannte einen Schlitten wie den beschriebenen. Niemand hatte ihn gesehen. Er war wie spurlos in der Luft verschwunden.

Während alles dessen war es für die Leute eine leichte Sache, sich darüber zu einigen, daß mit dem jungen Doktorpaar eine Veränderung vor sich gegangen war, und zwar eine, die ihnen keineswegs zum Vorteil gereichte. Selbst die Pfarrersleute fingen an, sich von ihnen zurückzuziehen, nachdem Emmy in der Gesellschaft im Pfarrhause mit entblößten Schultern erschienen war und bei derselben Gelegenheit sich zuvorkommender gegen den neuen Provisor in der Apothekenfiliale erwies, als es ihrem Mann offenbar gefiel und als es auch passend war.

„Ich verstehe mich nicht mehr auf die Menschen", sagte Pastor Jörgensen bekümmert. „Es ist, als seien alle guten Geister auf einmal aus dem früher so traulichen und gemütlichen Doktorhause geflohen. Es ist ja auch ganz unverkennbar, daß sie sich beide nicht mehr glücklich fühlen."

Dies letztere hatte gewissermaßen seine Richtigkeit.

Die kleinen, freundlichen, rundlichen Hauselfen, die bisher so unverkennbar einen jeden in dem kleinen Doktorheim umschwebt hatten, waren zurzeit landflüchtig geworden. Und hinter dem festlichen Aufzug von Eroten und Faunen, der dort jetzt sein Wesen trieb, offenbarte sich von Tag zu Tag deutlicher ein unheimliches Schattengefolge.

Oft wenn Emmy umherging und eine Melodie vor sich hinsummte und fröhlich war und sich mit den Kindern beschäftigte oder zum Fenster hinaussah, ob Arnold nicht bald kommen würde, konnte sie plötzlich ein Mißmut befallen, eine Schlaffheit, die ihr alles gleichgültig machte. Zu andern Zeiten konnte die geringste Widerwärtigkeit sie in Tränen ausbrechen machen. Wenn Arnold des Nachts geholt wurde, konnte sie nicht schlafen. Allerlei Schreckbilder, allerlei Selbstanklagen hielten sie wach. Und die Angst machte sie abergläubisch. Sie zündete die Nachtlampe an und setzte sich zitternd aufrecht im Bett hin, die Hände um die in die Höhe gezogenen Knie geschlungen. Und jeder Laut, der durch die nächtliche Stille zu ihr drang, ward zu einer geheimen Botschaft, die ihr aus der Welt der Geister gesandt wurde. Oder sie stand auf und holte ihr Neues Testament, das noch aus der Konfirmationszeit stammte, aus der Schublade. Oder sie faltete die Hände kindlich unter dem Kinn, erhob die Augen und fand Ruhe in einem brennenden Gebet.

Währenddes humpelte Arnolds Gefährt schwerfällig dahin, draußen im Schneeschlamm oder unter strahlenden Frost-

sternen. Auch er war ganz wach. Wehmütig lächelnd saß er in seinem Doktorstuhl und dachte an sie, das Herz voll Zärtlichkeit und Verzeihung. Es ging ihnen wieder so wie in den ersten Tagen ihrer Liebe: mit wieviel Bitterkeit sie sich auch trennen mochten, sobald sie fern voneinander waren, lebten sie in beständigem Sehnen. Arnold meinte zuweilen, rein physisch spüren zu können, wie ihn Emmys Gedanken mit Küssen oder Tränen begleiteten. — Saßen sie aber zu Hause beieinander, so konnte er auf der andern Seite ein Gefühl haben, als wenn hundert Meilen sie trennten. Nie mehr geschah es, wenn sie drinnen in seiner Stube Dämmerstunde hielten, daß sie lachen mußten, weil sie auf genau dieselbe Weise über dieselbe Sache gedacht hatten. *Ihre* Gedanken gingen jetzt ihre eigenen Wege, denen *er* nicht zu folgen vermochte, gingen zu Träumen über, die er nicht deuten konnte. Selbst nicht in den Augenblicken der Hingebung, in dem Rausch ihrer Liebe, war er ihrer ganz sicher. — Aber wie lieblich betrübt konnte sie dann nicht sein, wenn die unvermeidliche Enttäuschung und Niedergeschlagenheit des nächsten Tages, die *sie* nicht kannte, ihn aus ihren Armen forttrieb! Wie süß konnte sie für jede Freude danken, die er ihr schenkte! Und wie rührend konnte sie nicht in der Angst der Einsamkeit sein, mit der sie ihn in einer Nacht wie diese erwartete!

Was wollte er denn im Grunde noch mehr? Wozu nach dem verlorenen Paradies des ruhigen und sicheren Besitzes seufzen, wenn er sich doch nicht benachteiligt fühlte? Er war zufrieden mit seiner friedlosen Liebe. Mit seinem schwermütigen Glück. Dankbar auch für seine einsamen Stunden, die ihm die Natur zur Vertrauten gegeben und ihm die Traumtiefe der Unendlichkeit hinter den ewig verheißungsvollen Sternen des Nachthimmels erschlossen hatte. —

Nun, nach einer Weile beruhigte sich ja beider Sinn.

Die kleinen Ereignisse des Alltags fingen von neuem an, sie in Anspruch zu nehmen. Der Lebenslauf glitt in das gewohnte Geleise zurück. Aber wie sehr sich auch der Gesichtskreis allmählich wieder für sie verengte, man merkte es ihnen doch noch lange an, daß das Märchen ihr Haus besucht hatte, und die Leute fühlten sich noch immer nicht so recht wohl bei ihnen. Wie Pastor Jørgensen sagte: es war, als wenn es da überall ziehe. Man habe immer ein Gefühl, als säße man bei offnen Türen.

Und wirklich lag beständig eine gewisse Unruhe und Rastlosigkeit über ihrem Treiben. Aber noch immer geschah es von Zeit zu Zeit, daß die Schwärmerei sie von neuem erfaßte. Es kam über sie wie ein Raptus, der seine Zeit haben mußte, wie der Schnupfen im Herbst und das Fieber in den Hundstagen. Und weit häufiger als es Arnold — geschweige denn sonst jemand — ahnte, gerieten Emmys Gedanken auf Abwege und stahlen sich in das Märchenland hinein. Noch als alte Frau mit weißem Haar stand sie manch liebes Mal in der Einsamkeit am Fenster mit einem traumfernen Blick in den dunklen Eulenaugen und starrte hinaus auf den Sonnenuntergang und den großen Gewitterhimmel, an dem Erdkugeln aus zerrissenen Wolken unaufhaltsam von Westen her dahinsegelten, ein Bild der Ruhelosigkeit des Ewigen.

Thora van Deken / Ein Porträt



Auf einer der hölzernen Bänke im Wartesaal einer kleinen ostjütischen Landstation saßen an einem Herbstabend ein paar Bauern und warteten auf einen Zug, der in einer kleinen Stunde kommen sollte. Der Rauch aus ihren Pfeifen zog sich in langen Streifen durch die naßkalte Luft und sammelte sich zu einer schläfrigen Wolke um die Petroleumlampe unter der Decke. Sie saßen da und schwatzten über den Gutsbesitzer Engelstoft, die Standesperson der Gegend, den Herrn von Sophiehöj und Besitzer eines guten Packens zinsentragender Papiere.

Dieser Mann und seine häuslichen Verhältnisse hatten während des letzten Jahres dem Klatsch in der Gegend reichliche Nahrung geliefert. Nach einer achtzehnjährigen Ehe war er von seiner Frau, einer geborenen van Deken, geschieden worden, und hatte sich mit einem ganz jungen und sehr bürgerlichen aber überaus schönen Mädchen, einer Schwester des Realschuldirektors drinnen in der Provinzstadt, verlobt.

Da waren einige, die den Gutsbesitzer aus diesem Grund strenge verurteilten; aber im allgemeinen waren die Leute sehr zufrieden mit dem Ereignis. Frau Engelstoft hatte stets nur Feinde dort in der Gegend gehabt. Die meisten erblickten in ihr ein wahres Ungetüm. Sie wahr zankſüchtig, mißtrauisch und so geizig, daß sie — wie man sagte — Rechenschaft auch von den halben Ören verlangte, die im Haushalt daraufgingen.

Es war und blieb den Leuten ein Rätsel, wie der schöne und lebensfrohe Gutsbesitzer sich mit ihr hatte verheiraten können. Freilich war sie selbst einmal recht hübsch und stattlich gewesen. Noch in ihren älteren Jahren, obwohl sie eher klein als groß war, lag eine gewisse Hoheit über ihrer aschblonden Er-

scheinung mit dem liniengeraden Rücken. Man mußte ja auch anerkennen, daß es im wesentlichen ihrer Sorgfalt und rücksichtslosen Energie zu verdanken war, wenn Sophiehöj und Engelstofts andere Besitztümer, mit denen sowohl er als auch sein Vater recht nachlässig geschaltet hatten, wiederum in eine so blühende Verfassung gebracht waren.

Sie stammte von väterlicher Seite selbst aus einer Gutsbesitzersfamilie. Ihre Mutter dagegen war aus Bauerngeschlecht, die Tochter eines reichen Hofbesitzers und Pferdehändlers aus der Gegend von Randers, etwas was sie so wenig vor Fremden zu verbergen suchte, daß sie sich im Gegenteil immer ihrer Mutter und deren Familie gerühmt, nie aber ihren Vater erwähnt hatte. Ihre Mutter war gegen ihren Willen mit einem älteren Jägermeister van Deken verheiratet worden, der mit junkerlicher Freimütigkeit im Laufe von zehn Jahren ihr Vermögen verzehrte und verpraßte, so daß sie nach seinem Tod mit ihren beiden Kindern buchstäblich auf der Landstraße stand. Als Engelstoft seine künftige Gattin zum erstenmal sah, war sie recht und schlecht Gouvernante auf einem der Güter in der Gegend und hatte ihren Platz am unteren Ende des Tisches neben den Kindern.

Aber trotz ihrer märchenhaften Erhöhung von der armen Lehrerin zu Herrin von Sophiehöj, und obwohl ihr Mann, wenn er auch nicht mehr in sie verliebt war, ihr doch alle mögliche ritterliche Aufmerksamkeit erwies, war sie von Jahr zu Jahr verschlossener und menschenfeindlicher geworden. „Die Kröte" nannten die Bauern in der Gegend sie, teils ihrer Zanksüchtigkeit halber, teils weil sie mit dem Alter einige kleine Warzen im Gesicht bekommen hatte. Beständig hatte sie ihren gutmütigen Mann zu Rechtsverfolgungen und gerichtlichen Klagen gezwungen, so daß er fortwährend in Prozessen lag, bald mit den Behörden wegen Ausbesserung einer

Wegestrecke, bald mit einem Kaufmann von dem sie sich übervorteilt glaubte, bald mit einem Nachbarn wegen einer Grenzscheide. Bei dem bloßen Argwohn, daß man sie benachteiligen könne, setzte sie lieber ihr ganzes Glück aufs Spiel, als daß sie von einem Vergleich hören wollte.

Die Scheidung war denn auch erst nach einem erbitterten Kampf zustande gekommen. Die Leute begriffen fast nicht, wie Engelstoft den Mut gefunden hatte, sich zu befreien. Trotz all seiner Kraft und Herrlichkeit war er keineswegs ein Held. Es gab sogar Leute, die wissen wollten, daß er sich von seiner Frau hatte prügeln lassen. Sein juristischer Berater, Rechtsanwalt Sandberg, war denn auch in der Woche, in der die Scheidungsverhandlungen gepflogen wurden, täglich in Sophiehöj gewesen, und man erzählte, daß die Eheleute sich schließlich jeder in seinem Flügel des Schlosses verbarrikadiert hatten und nur in Gegenwart von Zeugen miteinander sprachen, während ihre Tochter, die sechzehnjährige Esther, eingeschlossen auf ihrem Zimmer saß und von ihrer Mutter wie eine Geißel bewacht wurde.

Es war jedoch nicht so sehr die Auflösung der Ehe selber, die Schwierigkeiten verursachte, noch Frau Engelstofts Anspruch auf das unbeschränkte Elternrecht über das Kind, obwohl der Vater gehofft hatte, sich das Recht sichern zu können, sie einen Teil des Jahres bei sich zu haben. Der eigentliche Kampf drehte sich um die Frage der Teilung des Vermögens. Für sich selbst verlangte Frau Engelstoft freilich nichts. Aber als Vormünderin der Tochter forderte sie, daß dieser ihr volles väterliches Erbe gesetzmäßig gesichert werden sollte, und zwar auf die Weise, daß die Hälfte gleich abgestanden und der Rest sichergestellt wurde. Erst als Rechtsanwalt Sandberg, mit dem Gesetzbuch in der Hand, sie davon überzeugt hatte, daß sie klug daran tun würde, das Anerbieten

ihres Mannes anzunehmen, statt die öffentliche Entscheidung zu erzwingen, gab sie endlich nach.

Es wurde dann abgemacht, daß Engelstoft selbst Sophiehöj, das dem Ehepaar zum gewöhnlichen Aufenthaltsort gedient hatte, behalten sollte, während ihr als Vormünderin der Tochter nach eigener Wahl Agersögaard überlassen wurde, ein bedeutend größeres aber weit geringer in Stand gehaltenes Gut mit großen, unkultivierten Heide- und Moorstrecken oben in einer Ecke von Vendsyssel, und dem sie unter anderem gerade wegen der Einsamkeit der Lage den Vorzug gab. Außerdem ward ihr persönlich ein halbes Hunderttausend Kronen in barem Geld zugesprochen.

An demselben Abend, an dessen Nachmittag der Scheidungskontrakt vor dem konstituierten Amtmann unterschrieben war, verließ sie kopfüber Sophiehöj mit der Tochter, die nicht einmal die Erlaubnis erhielt, ihren Vater zu sehen und ihm Lebewohl zu sagen. Man erzählte, daß das eingeschüchterte und verwirrte Kind, das allein von allen Menschen nichts wußte, dem Vater habe zuwinken wollen, der oben aus seinem Fenster in Verzweiflung ihren Namen in die Finsternis hinausrief, als der Wagen abfuhr. Aber die Mutter habe ihr das Taschentuch aus der Hand gerissen.

Ein paar Wochen später veröffentlichte der Gutsbesitzer in aller Stille seine Verlobung. Die frische, zigeunerhafte Schönheit des jungen Provinzmädchens hatte ihn ganz bezaubert, und sowohl ihr Bruder, der Realschuldirektor, als auch die übrigen Familienmitglieder, die sich danach sehnten, die Herren auf Sophiehöj zu spielen, taten alle zusammen das ihre, um ihm keine Zeit zu lassen, sich in seinen Kummer zu versenken.

Nach Verlauf einiger fernerer Wochen veranstaltete er seine erste größere Mittagsgesellschaft in dem üppigen Stil,

den seine älteren Freunde „von vor der Zeit der Kröte her" kannten, und der der künftigen jungen Schloßherrin in hohem Grade zusagte. Trotz des offiziellen Ärgernisses waren nur zwei der Einladung nicht nachgekommen. Der eine war der Propst, der jedoch einzig und allein und zu seinem großen Bedauern auf Grund von Kolikschmerzen hatte absagen müssen. Der andere war die weltliche Obrigkeit der Gegend, der Hardesvogt, der als konstituierter Amtmann die Trennung hatte vollziehen müssen. Er war ein Jugendbekannter von Frau Engelstoft und führte keine Entschuldigungen für sein Ausbleiben an.

Aber das Unglück hatte sich nun einmal in Sophiehöj eingenistet. Kaum ein halbes Jahr danach erkältete sich die junge Braut auf einem Weihnachtsballe, bekam Lungenentzündung und starb.

Schon bei ihrem Begräbnis hatte man vorausgesagt, daß Engelstoft ihr bald nachfolgen würde. Er war auf einmal ein alter Mann geworden. Von Jugend an trug er den Keim eines Herzleidens in sich, der jetzt aufflammte und in weniger als einem Jahr seine Lebenskraft verzehrte.

„Es is' so wie ich dir sag', Per!" sagte der eine von den zwei Bauern, die auf der hölzernen Bank im Wartesaal saßen und aus ihren Pfeifen pafften. „Er hat höchstens noch acht Tage zu leben. Denn is' es aus. Das soll der Doktor selbst gesagt haben."

„Herrgott!" sagte der andere, der ein älterer Mann mit einem in sich gekehrten Ausdruck war. „Daß es auch solch' Ende nehmen mußt'!"

„Ja, es is' traurig zu denken — das is' sicher und gewiß. Denn das muß man ihm lassen — ein Staatskerl is' Engelstoft sein Lebtag gewesen. Und gut gegen arme Leute — so lange das Weib es ihm erlaubte."

„Herrgott!" wiederholte der andere, in Gedanken versunken, „daß es auch solch' ein Ende nehmen mußt'!"

„Ja, wer hätt' das wohl gedacht! Denn Engelstoft is' doch noch ein jüngerer Mann. Laß mal sehen — er kann doch wohl kaum an die fünfzig sein. Aber die Jahre allein zählen ja nich', das hat man schon so oft gesehen! Die Sorgen fressen an den Eingeweiden, — das is' ein altes Wort. Und Engelstoft, der hat nu wahrhaftig seine Last zu ziehen gehabt. Gott in aller Welt, was hat der arme Mann nich' mit der Kröte durchzumachen gehabt, eh' er das Gespenst los wurd'. Hu! Hu! die hat ihm manch' weißes Haar gemacht."

„Ja, sie war eine schlimme Person, das muß man sagen."

„Hu! Hu! und kann man sich woll was Ärgerlicheres denken, als daß die Braut hingehen und sterben muß, gerade als er sie sicher hat, das muß ihn ja gewaltig mitgenommen haben."

„Ja, ja, Mads, — das war nu mal so Gottes Wille."

„Das war es natürlich; das is' ein wahres Wort, Per! — Aber was für ein schönes Mädchen sie doch war. Ich weiß noch ganz genau — es mag nu gerad ein Jahr her sein — da kam ich von dem Limer Moor mit einem Fuder Torf gefahren. Und da begegnete ich ihnen im Ostwald. Sie kamen gerade auf mich zu geritten auf ein Paar roten Füchsen. „Guten Tag, Mads Iversen", sagte Engelstoft so recht freimütig und schlug mit der Reitpeitsche in die Luft. Und die Braut, die schmunzelte so ein bißchen und ritt auf seine rechte Seite hin. Ihre Backen waren ein bißchen rot, — denn sie hatten sich ja ziemlich nah gesessen. Sie war auch wirklich schön anzusehen."

„Ach, ja ... das kann woll sein!"

„Nie in meinen Lebzeiten habe ich einen Menschen mit so lustigen Augen gesehen wie das Mächen. Und wie ihr die Glieder am Leib saßen! Das hätte damals weiß Gott auch

kein Mensch gedacht, daß sie drei-vier Monate später drei Ellen tief unter der Erde liegen und sich langweilen müßt'."

„Ja, das sollt' nu mal so sein, Mads."

„Ja, da is' woll nichts zuzusagen. Und was für ein Begräbnis sie gekriegt hat! Ich glaube sicher und fest, Engelstoft selbst kriegt es nich' feiner."

„'n Abend!" ertönte es im selben Augenblick aus dem anderen Ende des Wartesaals.

Es war der Bahnwärter. Er kam mit einer angezündeten Handlaterne aus dem Bureau.

„'n Abend!" antwortete der ältere von den Bauern nach einer kleinen Weile.

„'n Abend!" wiederholte der andere noch ein wenig später. Er war ein großer, ducknackiger Mann mit rötlichem Bartwuchs, der sich bis auf die Ohren fortsetzte. „Wir sitzen hier und schnacken über Engelstoft."

Der Bahnwärter schraubte die Lampe unter der Decke in die Höhe — das Zeichen, daß der Zug zu erwarten war.

„Ja, mit dem soll es ja bald aus sein, sagen sie."

„Er hat höchstens noch acht Tage zu leben. Das soll der Doktor selbst gesagt haben."

„Er muß doch eine tüchtige Portion für das Mächen übrig gehabt haben, daß er sich so davon unterkriegen läßt."

„Ja, das sag' man noch mal. Das hat er auch gezeigt damals, als er sich von der Kröte loskaufte, um sie zu kriegen. Agersögaard und ein halbes Hunderttausend in bar — das is' 'ne runde Zahlung für 'ne Braut. Der junge Kresten Balle, der eben vom Seminar gekomme is', der hat uns neulich ausgerechnet, daß wenn sie nich' gestorben wär', un wenn sie man bloß zwanzig Jahre verheiratet gewesen wären, denn wären es 93 Kronen für jeden Tag gewesen — mit den Zinsen versteht sich. Es war ein schöner Tagelohn."

„Ja, und was hat er nu dafür bekommen", bemerkte der alte Bauersmann.

„Das sag' man noch mal, Per. Aber es is' so mit derart Leute, wenn es sich um Frauenzimmer handelt, denn werfen sie alles aus 'n Fenster raus."

„Habt ihr übrigens gelesen, was heut' in der Zeitung steht?" fragte der Bahnwärter.

„Na, was steht denn da?" riefen beide Bauern gleichzeitig aus, und ließen die Pfeifenspitzen aus dem Mund gleiten.

„Engelstoft hat ja Sophienhöj verschenkt, als Todesgabe oder wie es nu heißt."

„An wen?"

„Das soll, wenn er tot is', eine Wohltätigkeitsstiftung werden für alleinstehende, schwächliche Frauenspersonen. Das steht heut' in der Zeitung."

„Das kann woll nich' seine Richtigkeit haben", bemerkte der alte Bauer mit einem ganz bedenklichen Tonfall.

„Ja, es soll sich aber doch so verhalten!" erwiderte der Rotbart und schlug beteuernd mit der Hand auf das Knie. „Das sieht Engelstoft ganz ähnlich. Ein flotter Mann is' er immer gewesen."

„Ja, denn seht mal", — erklärte der Bahnwärter weiter — „es is' ja doch geradezu eine Eigentümlichkeit, daß sie — die Braut — gerade Sophie heißen mußt'. Das paßt zu Sophiehöj, versteht ihr. Denn wird ja auf die Weise das ganze eine Art Andenken an sie."

„Aber kann das auch von Rechtswegen zugehen?" sagte der Alte. „Er hat ja doch seine Tochter."

„Ach, Gott Vater im Himmelreich! Das Kind kriegt ja Gottes Gaben genug!" krähte sein Nachbar auf. „Agersögaard fällt ihr ja einmal zu, und einen mörderlichen Haufen Geld kriegt sie von beiden Seiten. Die Kröte verklackert ihre

Schillinge wahrhaftig nich'. Sie soll ein gefährliches Regiment da oben führen. Sie sagen, sie hat schon über ein halbes Hundert Tonnen Heide umgepflügt. Ein gewaltiges Frauenzimmer."

Draußen ertönten jetzt drei Schläge auf eine Signalglocke. Der Bahnwärter biß das Ende von einer Rolle Kautabak ab und schlenderte mit seiner Laterne auf den Bahnsteig hinaus.

Gleichzeitig wurde die Tür nach der Landstraße hinaus geöffnet. Und zugleich mit dem Sturm, der durch den Raum fegte und Sand und Papierstücke von dem Fußboden aufwirbelte, erschien ein lebhafter, kleiner, o-beiniger Mann mit einem großen Wollwarenbündel auf dem Rücken und einem Stab in der Hand.

„Ne — da is' ja Wolle", flüsterte der große Bauer dem anderen zu. „Der kleine Kerl will woll wieder mit seinem Bündel weiter."

„Na, was sitzt ihr beide da und salbadert?" sagte der Mann nachdem er das Bündel abgeworfen und auf der Bank neben den anderen Platz genommen hatte.

„Wir reden von Engelstoft."

„Das konnte ich mir woll denken. Ja, der is' auch bald expediert, der arme Kerl. Habt ihr auch schon das Allerneueste gehört?"

„Meinst du das, was heut' in der Zeitung gestanden hat?"

„Nein, ich meine weiß Gott das, was da drüben im Reisestall steht."

„Was is' das denn?"

„Das is' Engelstofts neuer Landauer, den er vergangenes Jahr gekauft hat. Der is' eben da rein gefahren. Sie erwarten heute abend hohen Besuch auf Sophiehöj."

„Vielleicht den Amtmann?"

„Ne, höher 'rauf, Mads Iversen!"

„Doch woll nich' den neuen Bischoff?" fragte der Alte ganz benommen.

„Ne — noch höher 'rauf!"

„Ach was — Unsinn! Du willst uns doch woll nich' einbilden, daß es der König selbst is'?"

„Ne — noch höher 'rauf!"

„Ne, Wolle, du treibst woll noch Fastnachtsscherz um Michelis. Wer soll woll heut' abend kommen, wenn du es überhaupt weißt?"

„Dem Teufel seine Großmutter in eigener Hoheit — wenn ihr mich nu verstanden habt."

„Die Kröte!" riefen beide Bauern auf einmal aus und erhoben sich förmlich im Gesäß.

„Ja, es is' so und nich' anders! Sie und die Tochter kommen jetzt mit dem Zug. Kutscher Jens hat es mir erzählt. Der Kaplan saß im Wagen. Er soll sie in Empfang nehmen. Und er is' ja auch der Nächste dazu, nachdem was man sich erzählt."

„Ja, ja, der Tod versöhnt", sagte der alte Bauer nach kurzem Schweigen und nickte vor sich hin.

„Und das is' auch man gut!" fiel ihm der andre in die Rede. „Denn es war eigentlich schrecklich zu denken, daß er dahin gehen sollt', ohne daß sie sich vertragen hatten. Aber ich hätt' der Kröte nich' so viel Herz zugetraut."

Die Tür nach der Landstraße hinaus tat sich von neuem auf. Wegeschmutz und Papierstücke machten abermals einen kleinen Rundtanz auf dem Fußboden, und die Hängelampe steckte eine lange, schwarze Zunge nach der Decke zu aus. Einen Augenblick war es fast dunkel im Saal.

Als die drei Männer auf der Bank sahen, daß es der Kaplan war, lüfteten sie ehrfurchtsvoll ihre Hüte und sagten

Guten Abend. Der Kaplan nickte ihnen freundlich zu, sagte einige Worte über das Wetter und fing an, in dem Raum auf und nieder zu gehen, die Hände hinten auf dem Rücken.

„Wir können den Zug wohl bald erwarten?" fragte er nach einer Weile.

„Ja, gemeldet is' er wenigstens", antworteten die drei Männer im Chor, — sie verfolgten ihn auf seiner Wanderung durch den Raum mit starren Augen, während ihre Lippen sich vor Fragebegier unwillkürlich bewegten.

Der Kaplan war ein ganz junger Mann von 29 Jahren, und er hatte nichts getan, um sich ein älteres oder würdigeres Aussehen zu verleihen. Er hatte auf dem Kopf eine lächerliche Konfirmandenmütze mit blankem Schirm und Ankerknöpfen, und dazu trug er einen gewöhnlichen grauen Bauernmantel, der obendrein an den Händen ziemlich kurz war. Mit seinem bleichen, bartlosen Gesicht und seiner mageren, rangeligen Figur und dem runden Rücken glich er einem schnellaufgeschossenen Schuljungen. Man mußte ihm in seine klaren, dunkelblauen Augen sehen oder ihn reden hören, um zu verstehen, daß er es wirklich war, „der Apostel", der im Laufe von wenigen Jahren das christliche Leben in der Gemeinde durch seinen Eifer und seine stürmische Beredsamkeit wieder geweckt hatte.

Auf Sophiehöj waren die Türen diesem Manne lange verschlossen gewesen. In ihrem Verhältnis zu der Kirche hatten Engelstoft und seine Frau übereingestimmt, doch mit dem Unterschied, daß Frau Engelstoft ihren Bruch mit der Kirche offen bekannt hatte, während der Gutsbesitzer aus Rücksicht auf den alten Propst, der ihn konfirmiert hatte, und überhaupt, um kein Ärgernis zu erwecken, sich ein paarmal im Jahre in dem geschnitzten Kirchenstuhl blicken ließ, der ihm als Rittergutsbesitzer und Patron der Kirche vorbe-

halten war. Aber seit dem Tod seiner Braut, und namentlich nachdem er selbst krank geworden war und sich von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes überzeugt hatte, konnte er den Trost der Religion nicht länger entbehren. Und gerade weil der Kaplan ein Fremder war, den er nur in seiner Eigenschaft als Geistlichen kannte, den er nie an einer wohlbesetzten Tafel oder als Vierten an einem Spieltisch gesehen hatte, ward es ihm leichter, dem jungen Mann sein Inneres mit Vertrauen zu öffnen, als dem alten Propst, der mit den Jahren eine auffallende Schwäche für die Güter dieser Welt bekommen hatte.

Es war denn auch der Kaplan, der diese Abschiedsbegegnung zwischen dem Gutsbesitzer und seiner Frau zustande gebracht hatte. Schon vor einiger Zeit hatte er ihr mit Engelstofts Einverständnis einen Brief geschrieben und hierin sie und die Tochter eindringlich gebeten zu kommen, „ehe der Tod die endgültige Scheidung — oder die ewige Vereinigung vollzogen habe". Es war jedoch keine Antwort eingetroffen, und sie hatten halbwegs aufgegeben, von ihr zu hören, als sie endlich jetzt um die Mittagszeit ihre Ankunft in einem kurz abgefaßten Telegramm meldete: „Komme heute mit dem Abendzug".

Die drei Landleute auf ihrer hölzernen Bank hatten eine Weile flüsternd dagesessen. Jetzt faßte der große Bauer Mut und sagte laut:

„Heute abend kommt woll noch Besuch nach Sophiehöj."

Der Kaplan hemmte seine Schritte, schloß die Augen und lächelte:

„Ja — es wird Besuch erwartet."

„Es soll ja woll Frau Engelstoft sein, die erwartet wird."

„Ja, ja! Also das weiß man schon!"

„Ich hätt' der Frau nicht so viel Herz zugetraut."

„Ach, nein, wir glauben ja immer am liebsten das Schlechteste von unseren Mitmenschen. Warum tun wir das? Christus hat uns ja doch etwas anderes gelehrt."

Der dicke Bauer schlug beschämt die Augen nieder und schwieg, und der Kaplan nahm seine Wanderung wieder auf. Um aber weiteren Fragen über Frau Engelstoft zu entgehen, ging er bald darauf auf den Bahnsteig hinaus.

Indessen hatte sich das Gerücht von der Ankunft der „Kröte" von dem Krug aus verbreitet und hatte die Leute in den zunächst liegenden Häusern und Höfen aus dem Abenddußeln aufgejagt. Von allen Seiten kamen sie mit dröhnenden Sturmschritten auf das Stationsgebäude zu, die Knechte mit ihren langen Pfeifen, die im Wind Feuer sprühten, die Mägde mit Tüchern über den Kopf, greinend und schwatzend. Als man den Zug endlich da draußen in der großen Finsternis sah, und er nach einer Weile auf die Station zu keuchte, war der Bahnsteig voll von Neugierigen, die sich drängten und einen langen Hals machten, um zu sehen.

Der Schaffner öffnete alle Wagentüren und rief den Namen der Station. Aus einem Abteil erster Klasse vorn im Zuge stieg eine untersetzte Dame in einem Pelzmantel mit aufgeheftetem Kleiderrock.

„Da is' sie", ertönte es aus dem Gedränge.

Wer sie von früher her kannte, sah gleich, wie sie gealtert hatte. Das dichte Kraushaar um die Stirn war fast weiß, und die Haut hing in Säcken unter den großen, hellen, stark vorstehenden Augen. Aber sie trug ihren Kopf noch ebenso hoch wie in alten Zeiten und hatte dieselben hastigen, instinktiv sicheren Bewegungen.

Der Kaplan trat an sie heran, lüftete die Mütze und stellte sich vor. Sie beantwortete seinen Gruß, ohne ihm die Hand

zu geben. Als sie im selben Augenblick auf die zusammengedrängte Menschenmenge vor dem Wartesaal aufmerksam wurde, zog sie mit einer schnellen und scheuen Bewegung den Schleier vor das Gesicht.

Der Kaplan hatte währenddes in das Abteil hineingeguckt und es leer gefunden.

„Ist Fräulein Esther nicht mitgekommen?" fragte er.

„Nein."

Frau Engelstoft wandte sich im selben Augenblick ab, um ihrer Kammerjungfer, die jetzt aus einem Abteil in einem der anderen Wagen ausgestiegen war, einen Befehl zu erteilen.

„Aber dann kommt Ihr Fräulein Tochter doch wohl später, nicht wahr?"

Sie tat, als habe sie die Frage nicht gehört, raffte das Kleid zusammen und steuerte mit ihren kleinen, sicheren Schritten gerade auf die Tür des Wartesaals zu, wo die neugierige Menschenmenge unwillkürlich vor ihr zur Seite wich. Einzelne von den Männern lüfteten sogar die Mütze ein wenig.

Der Kaplan folgte ihr mit einem eingeschüchterten Ausdruck in den großen Kinderaugen.

Draußen vor dem Bahnhofsgebäude hielt ein geschlossener Landauer. Auf dem Bock saß stramm und steif der dicke Kutscher Jens, der ängstlich zu seiner früheren Herrin herunterschielte, während er mit der Peitsche grüßte.

Frau Engelstoft, die noch nicht einmal nach dem Befinden des Kranken gefragt hatte, setzte sich mitten auf den Vordersitz, — offenbar um zu verhindern, daß der Kaplan sich neben sie setzte. Als er ihr gegenüber auf dem anderen Sitz Platz genommen hatte, erteilte sie der Kammerjungfer, die zu dem Kutscher hinaufsteigen wollte, den Befehl, sich in den Wagen

hineinzusetzen, in der offenbaren Absicht, jede vertraulichere Unterhaltung unmöglich zu machen.

Während der fast zwei Stunden langen Fahrt wurde denn auch nicht ein einziges Wort gewechselt. Der junge Geistliche saß zurückgelehnt in seiner Wagenecke und fing an, sich wegen seiner Verantwortung in dieser Sache Sorge zu machen. Er wußte nicht, was er glauben sollte. Mit Bekümmerung dachte er an die schreckliche Enttäuschung, die es für Engelstoft werden würde, daß die Tochter nicht mitgekommen war. Er sah den Ausdruck von Dankbarkeit und Glück vor sich, mit dem der arme todkranke Mann ihm gesagt hatte, daß sie kommen würde. Es hatte eine Seligkeitswonne darin gelegen. Aus seinen vielen vertraulichen Unterredungen mit ihm wußte er außerdem, daß Engelstoft sich reichlich so sehr bedrückt fühlte von dem Kummer und der Schande, die er über dieses Kind gebracht hatte, als von seinem Unrecht der Mutter gegenüber.

Er selber hatte sie niemals gekannt. Er war ihr ein paarmal auf ihren Ritten zusammen mit dem Vater begegnet und von da her erinnerte er sich ihrer flüchtig als einer blonden, nur halb ausgewachsenen kleinen Frauengestalt mit ein paar großen, luftblauen Augen. Aber ringsumher in der Gegend hatte er die Leute oft von dem reden hören, was sie ihre Mißhandlung durch die Mutter nannten. Während der Vater sie verstohlen verhätschelte, sollte ihr Frau Engelstoft eine sehr strenge Erziehung gegeben haben und durch allerlei Abhärtungskuren und durch übertriebenes Leben in freier Luft versucht haben, aus dem zarten und eingeschüchterten Kind eine Amazone zu machen.

Was führte diese unergründliche Frau jetzt im Schilde? War sie gekommen, um dem armen sterbenden Mann Frieden zu bringen? Oder war sie von Gott hierher gesandt, um seine Strafe über den Unglücklichen zu vollziehen?

utsbesitzer Engelstofts Schwager, der Realschuldirektor, saß zur selben Zeit im Bibliotheksaal auf Sophiehöj und ordnete einige Papiere. Jedes zweite von den Lichtern in dem großen Glasprismenkronleuchter war angezündet, und außerdem waren ringsumher auf den Tischen Lampen angebracht. Der bleichfette, wollhaarige und negerlippige Mann, der trotz seiner Häßlichkeit der verstorbenen Schwester glich oder auf alle Fälle durch sein südländisches Aussehen an sie erinnerte, hatte es verstanden, sich seinem kranken Schwager mehr und mehr unentbehrlich zu machen. Seit dieser das Bett nicht mehr verlassen konnte und nicht länger imstande war, mit Fremden zu sprechen, hatte er die Leitung des Gutes vollständig übernommen. Jeden Tag nach der Schulzeit ließ er sich dahinaus holen und empfing hier in der Bibliothek den Verwalter und den Rechnungsführer, ohne zu verhehlen, daß er jetzt Herr des Schlosses war und daß in Zukunft auch kein andrer Wille als der seine gelten sollte.

Die Papiere, die er in diesem Augenblick so eifrig durchblätterte, waren jedoch keine Molkereiabrechnungen oder dergleichen Sachen. Es war ein Haufe vergilbter Akten, die er aus dem uralten Archiv des Schlosses herausgesucht hatte. Der Realschuldirektor war ein Mann von Universitätsbildung mit einem keineswegs ganz erloschenen wissenschaftlichen Ehrgeiz, und mit einer besonderen Vorliebe hatte er es unternommen, dieses staubige Archiv mit den jahrhundertealten Briefen, Kaufurkunden, Eingaben zu Rechtsstreitigkeiten und dergleichen Hinterlassenschaften zu ordnen. Er war Historiker von Fach und betrachtete sich in seinen großen Augenblicken als einen Verkannten, den Bosheit und Dummheit als gemeinen Büchsenspanner in die Provinz vertrieben hatten.

Er war gerade von Tisch gekommen und war angeregt von vielem Essen und gutem Wein. Eine ringförmige Wolke von Havannarauch schwebte über seinem wolligen Kopf, und vor ihm stand eine Kaffeeanrichtung mit einer Auswahl von Likören.

Daß Besuch im Schloß erwartet wurde, geschweige denn, wer es war, wußte er noch nicht. Der Schwager hatte einen bösen Anfall von Atemnot gehabt, gerade bevor er kam, und hatte ihn deshalb nicht empfangen können. Und die wenigen andern, die Bescheid wußten, hatten strengen Befehl, nichts zu sagen. Engelstoft wollte seinem Schwager selbst mitteilen, was bevorstand.

Es war jetzt auch ganz still rings umher, keine Unruhe oder Geschäftigkeit, die seinen Verdacht erwecken konnten. Alle Viertelstunden ließ die große Rokokoschrankuhr draußen auf der Diele sich mit einem oder mehreren schnellen Schlägen hören, auf die eine kleine Walzermelodie folgte. Und kurz darauf dröhnte ebenso regelmäßig die Jüngstgerichtsstimme der Turmuhr. Sonst war es nur das ewige, schwerfällige Sausen des Herbstwindes draußen in den halbnackten Bäumen des Parks.

Er hatte ein Band um das alte Dokumentbündel gebunden und lehnte sich jetzt in den Armstuhl zurück, während seine fleischigen Lippen mit einem energischen kleinen Knall einen neuen Rauchstrahl empor sandten.

Er glaubte wohl, daß er schon allerlei Funde von bedeutend wissenschaftlichem Interesse gemacht hatte. Wenn er jetzt Otium erhielt, das ganze Material zu ordnen und zu sichten, würde er ein Buch darüber herausgeben, flott ausgestattet mit Bildern und Faksimiles. Ein nationales Prachtwerk, das zu bekosten für die künftige Institution hier auf Sophiehöj natürlich eine Ehre sein mußte.

Seine kleinen schwarzen Augen, leicht vergoldet vom Wein, wie sie waren, spielten mit lieblichen Bildern oben unter der hohen Stuckdecke.

Was für ein Buch das werden würde! Die guten Professoren und Doktoren drinnen an der Universität sollten ihm diesmal nicht unter die Nase reiben, daß seine historischen Unterlagen nicht neu und nicht auf Quellenstudien begründet waren. Sie sollten jetzt, zum Teufel auch, Quellenstudien haben, und zwar so, daß sie sich die Zunge vor Neid abbeißen würden! — Welche Galerie von tief interessanten, malerischen Gestalten aus der Vergangenheit diese geschnörkelten Schriftzüge der vergilbten Dokumente schon jetzt für ihn wieder ins Leben gerufen hatten! Und welch ein Leben hatten sie nicht geführt, diese alten, eigenwilligen Schloßherren, die hier hinter wegelosen Wäldern lebten und über das Leben und Gut des Nächsten mit einer Ungeniertheit verfügten, die jetzt fast undenkbar erschien. Kein Wunder, daß die Leute es noch zu nächtlichen Stunden auf Sophiehöj spuken hörten! Daß sie blutige Gespenster durch die Zimmer wandeln sahen und Jammer und Schreien aus den Kellern heraufdringen hörten! Hier hatte ein Mann wie jener Erik Brok regiert, der einmal einem friedlichen Reisenden, dem reichen und angesehenen Bürger Nils Paaske aus Randers, mit eigener Hand den Leib aufschlitzte. Ein anderes Mal, als er in Veranlassung eines Streites wegen des Fischerrechts in dem Bach vor das Hardesthing geladen war, ließ er den Vogt ergreifen und in die Estruper Mühle schleppen und zwang ihn, indem er ihm ein Schwert vor die Kehle hielt, dort seine Forderungen zu besiegeln. Ein andrer Besitzer hatte in einer einzigen Nacht in Trunkenheit seine beiden Güter verspielt, und in diesem Saal — vielleicht in demselben goldledernen Armstuhl, in dem er jetzt saß — hatte vor anderthalbhundert Jahren die böse Frau Elsebe ge-

sessen, sie, die aus Rachgier gegen einen Oheim, der, wie sie glaubte, ihre Familie bei der Erbschaftsabrechnung betrogen hatte, sein Gebein aus dem Grab herausholen und den Hunden vorwerfen ließ.

Er war so tief in seine historischen Träumereien versunken, daß er ein vorsichtiges Pochen an der Tür nach der Diele hinaus gar nicht bemerkte. Die Tür tat sich auf. Es war die alte Mamsell Andersen, die vorfragen wollte, ob angespannt werden sollte.

„Ist es schon so spät?" sagte er und sah nach seinem großen goldenen Chronometer, einem Geburtstagsgeschenk des Schwagers. „Ja, ja, — aber dann lassen Sie den Landauer anspannen, es ist heute abend so schlechtes Wetter."

Die alte Dienerin tastete unruhig mit der Hand an ihrer Taille auf und nieder.

„Der Landauer ist nicht da, Herr Direktor."

„Was soll das heißen? Wo ist er denn?"

„Jens ist vorhin damit weggefahren. Ich glaube, er holt den Doktor."

„Aber der Doktor pflegt ja in dem alten Landaulet geholt zu werden. Er war ja außerdem schon heute vormittag hier."

„Aber der Herr hat heute nachmittag einen so schlimmen Anfall gehabt, vielleicht ist es deswegen, daß —"

Die Alte schwieg. Es war ihr so schwer zu lügen; verlegen sah sie zur Seite.

Aber der andre war noch zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um Unrat zu merken.

„Nun, ja, dann lassen Sie die Kalesche anspannen, aber Sie können eine halbe Stunde damit warten. Fragen Sie Schwester Bodil, ob der Gutsbesitzer zu sprechen ist."

„Ja, die Krankenpflegerin hat mich beauftragt zu sagen, der Herr erwartet den Herrn Direktor."

„Gut."

Er nahm einen Bronzehund von einigen zusammengehefteten Bogen herunter und begann mit seinen wurstrunden Fingern darin zu blättern. Es war ein großes, neugeschriebenes Dokument in korngelbem Umschlag.

Es war das Testament selber, das die Zeitungen erwähnt hatten, eine Schenkungsurkunde, in der Engelstoft das Schloß Sophiehöj und das Gut mit der Bestimmung verschenkte, daß hier ein Ruheheim für Frauen errichtet werden sollte. Seine Augen liefen mit Befriedigung über die prächtig kalligraphisch geschriebenen Seiten hinunter, über die hundertundvierzehn Paragraphen mit den zugehörigen Unterparagraphen, die er zum Teil selbst ausgearbeitet hatte. In Wirklichkeit hatte auch er ursprünglich Engelstoft den Gedanken zu diesem großen Wohltätigkeitswerk eingegeben, und es war wahrhaftig keine leichte Arbeit gewesen, ihn für die Bedeutung eines unsterblichen Denkmals zu interessieren. Er hatte zumal das Ärgernis gehabt, zu der Hilfe des Kaplans seine Zuflucht nehmen zu müssen, um den Schwager dazu zu bringen, eine große Anschauung von sich selbst und den Verpflichtungen des Reichtums zu gewinnen.

Glücklicherweise war es ihm dennoch bei der weiteren Ausführung des Plans gelungen, dies Schäflein auszuschließen und sich selbst und Rechtsanwalt Sandberg zu lebenslangen Mitgliedern der Direktion des Frauenheims einsetzen zu lassen. Dieses Amt sollte ja zwar nach der Bestimmung der Schenkungsurkunde ein Ehrenamt und folglich ungelohnt sein, aber ringsumher in den unendlich vielen Paragraphen der Urkunde waren eine Menge kleiner Bestimmungen schlau versteckt, die zusammengelegt eine ansehnliche jährliche Leistung an Naturalien und andern Begünstigungen ausmachten. Außerdem war er im Verein mit Rechtsanwalt Sandberg

als Testamentvollstrecker ausersehen, was ebenfalls verschiedenes abwerfen würde. Alles in allem betrachtete er jetzt seine Zukunft als gesichert und wollte nach dem Tod des Schwagers seine Schulwirksamkeit aufgeben, um sich ganz der historischen Forschung widmen zu können.

Er legte die Zigarre hin und stand auf. Das Testament in der Hand, ging er nach der Tür, die in das Krankenzimmer führte, stand einen Augenblick da und lauschte und klopfte dann an.

Der Kranke saß halb aufgerichtet in dem schweren Mahagonibett, auf Kissen gestützt, die so hoch um ihn her aufgestapelt waren, daß auch der Kopf ein wenig Ruhe finden konnte. Das Bett stand von der Wand ins Zimmer hinein im Schatten eines hohen, dunkelgrünen Bettschirms, der an der einen Seite aufgestellt war und von dem Licht einer Lampe durchschimmert wurde, die auf einem Tisch dahinter stand. Er schnitt eine Ecke des Zimmers mit einem weißen Porzellankachelofen und einem vergoldeten Spiegel in voller Beleuchtung ab. Der übrige Teil des großen, hohen Raumes lag im Halbdunkel da.

In der andern Ecke stand eine Tür nach einem Nebenzimmer offen, wo die Krankenpflegerin an einem Tisch saß und Patience legte.

Der Schuldirektor näherte sich auf den Zehenspitzen. Der Kranke lag mit geschlossenen Augen da, als schlief er.

„Nun, lieber Freund! Wie geht es denn?"

„Schlecht! Es ist bald vorbei, du! Hör nur, wie es im Halse pfeift!"

„Sei nur nicht so mutlos. Du siehst heute wirklich ganz munter aus, finde ich. Und hast du nicht ein wenig geschlafen?"

Der Kranke wandte den Kopf ab und antwortete nicht.

„Was hast du da?“ fragte er nach einer Weile bei dem Geräusch von den Papieren, die der Schwager in der Hand hielt.

„Ja, das ist also das Testament. Es ist jetzt in vorschriftsmäßiger Ordnung, unterschrieben, gestempelt usw. Ich möchte jetzt nur gern wissen, wo du es aufzubewahren gedenkst. Würde es eigentlich nicht am richtigsten sein, es bei Sandberg zu deponieren?“

„Es soll im Schrank liegen. Zusammen mit den andern Papieren. Du weißt ja, wo es ist. Das mittlere Bort. Die Schlüssel liegen hier auf dem Nachttisch.“

„Ja, ja, ganz wie du willst.“

Er öffnete zwei kleine eiserne Türen in der Wand. Sie führten zu einem eingemauerten Schrank.

Als er wieder am Bett stand und das Schlüsselbund auf seinen Platz gelegt hatte, fragte er teilnehmend:

„Bist du sehr müde?“

„Ja. — Wieviel Uhr ist es?“

„Wieviel Uhr es ist? Die Uhr ist bald acht. Das ist wahr, du erwartest den Doktor?“

„Den Doktor?“

Engelstoft schlug plötzlich seine todesbangen Augen auf und sah den Schwager mit großer Unruhe an. Er hatte vergessen, daß dieser noch nichts wußte.

„Willst du dich nicht setzen?“ sagte er und zeigte auf einen Stuhl, der neben dem Bett stand.

Aber als er schließlich erzählen sollte, wer erwartet wurde, reichte weder der Mut noch die Kraft dazu aus. Er fürchtete, daß der Schwager sich im Geist seiner Schwester verletzt fühlen würde. Er wußte, wie empfindlich der Schwager in diesem Punkt war — und er fühlte sich einen Augenblick so todesmatt und war zu sehr benommen von der Spannung und Erwartung, um sich sammeln zu können.

Nun kam auch die Krankenpflegerin herein, um zu sagen, daß der Wagen des Schuldirektors vorgefahren sei.

„Aber ich sagte ja, daß ich erst in einer halben Stunde fahren wollte.“

Sie tat, als verstände sie es nicht und trat an das Bett heran, um die Kissen ein wenig zu ordnen. Sie und die andern Eingeweihten im Schlosse waren in großer Sorge gewesen, weil sein Besuch sich so in die Länge zog. Sie hielten es für ganz notwendig zu verhindern, daß er und Frau Engelstoft schon heute abend hier zusammenstießen.

„Ja, ja“, sagte er. „Es ist vielleicht auch am richtigsten, unseren lieben Patienten nicht länger zu ermüden. Auf Wiedersehen morgen! Und weitere gute Besserung, lieber Freund!“

Als er weg war, bekam Engelstoft Gewissensbisse, weil er nichts gesagt hatte. Er wollte sogar, daß man ihn zurückhalten sollte, aber die Krankenpflegerin tat wiederum, als sei sie schwerhörig geworden.

„Wollen Herr Engelstoft nicht versuchen, ein wenig zu schlafen?“ fragte sie. „Herr Engelstoft sehen ein wenig angestrengt aus. Und jetzt können wir ja bald die gnädige Frau und das gnädige Fräulein erwarten.“

„Ja, wieviel ist die Uhr jetzt?“

„Es hat eben acht geschlagen.“

„Dann fahren sie von der Station. Aber Jens hat doch wohl die Hendriksholmer vorgespannt? Nun — das ist wahr! — Davon verstehen Sie ja nichts. — Was ist das doch für ein sonderbarer Geruch? Ach, ja, das ist sein Tabak. — Sagen Sie doch, Schwester Bodil, haben Sie nachgesehen, ob im Zimmer meiner Frau — in Frau Engelstofts Zimmer — eingeheizt ist? Es darf nicht zu warm da sein, nur verschlagen. Und dann sind da ein Paar blaue seidene Pantoffeln, die

meine Tochter vergaß, damals als sie reisten. Die sollen vor ihrem Bett stehen. Alles soll in ihrem Zimmer genau so stehen wie an jenem Abend. Wollen Sie Mamsell Andersen das von mir sagen."

„Es soll besorgt werden."

„Sonderbar, daß der Geruch mir so unangenehm sein kann. Und ich war doch selbst ein leidenschaftlicher Raucher. Aber so geht es! Das ist schrecklich."

„Herr Engelstoft sollte nicht so viel sprechen. Soll ich die Kissen nicht wegnehmen? Dann ruhen Sie besser."

„Ja, nehmen Sie sie weg. — Aber warum haben Sie mir meine Medizin nicht gegeben, Schwester Bodil?"

„Der Doktor meinte, Sie sollten sie am liebsten nicht des Abends nehmen."

„Ja, der Doktor! Der sagt so viel. Er sollte mir lieber ein wenig helfen! — Wenn die Leute wüßten, was es heißt zu sterben, würden sie nicht so vergnügt sein."

Als die Krankenpflegerin sich ein wenig mit ihm beschäftigt und ihm etwas warme Milch gegeben hatte, wollte sie gehen, damit er zur Ruhe kommen sollte, aber ehe sie nach der Tür kam, rief er sie zurück.

„Setzen Sie sich ein wenig zu mir, Schwester Bodil", bat er leise und mit Angst in der Stimme. „Ich schlafe doch nicht. Ich bin so müde. — Hören Sie einmal, das ist ja wahr! Wenn der Kaplan mit heraufkommt, wollen Sie ihm dann sagen, daß ich ihn heute abend nicht empfangen kann. Aber das habe ich wohl schon früher gesagt. Man verliert auch das Gedächtnis! Ich bin ganz verstört im Kopf. — Geben Sie mir ein wenig mehr zu trinken."

Schwester Bodil erhob sich, aber ehe sie noch das Glas in die Hand genommen hatte, waren seine müden Augen=lider zugefallen. Er schlief.

Er schlief noch fest und schwer, als sie eine Stunde später infolge einer plötzlichen dumpfen Unruhe im Hause begriff, daß der Wagen gekommen sein mußte. Sie konnte es nicht gleich übers Herz bringen, ihn zu wecken. Sie dachte, es sei noch Zeit genug, und wollte ihm gern weitere Erregung ersparen. Da erschrak sie durch Geräusch von Stimmen im Bibliotheksaal. Die Tür wurde leise geöffnet, und Mamsell Andersen erschien mit einem brennenden Leuchter in der Hand.

Sie trat einen Schritt zur Seite und hielt mit verlegener Miene die Tür vor Frau Engelstoft offen, die sich nicht einmal Zeit gelassen hatte, abzulegen. Sie trug jedenfalls noch immer Hut und Handschuhe und das Kleid war noch aufgeheftet.

Sie kam leise herein. Aber gleich als sie hineingekommen war, bedeutete sie der Mamsell mit einer Handbewegung, daß sie gehen sollte. Und sie wandte den Kopf herum, um sich zu überzeugen, daß die Tür ordentlich geschlossen war. Beim Anblick der Krankenpflegerin blieb sie mit einem überraschten Ausdruck stehen.

„Herr Engelstoft schläft!" sagte Schwester Bodil in ihrer Verwirrung. Und ohne ihn zu wecken, zog sie sich in ihr Zimmer zurück.

Frau Engelstoft blieb stehen und folgte ihr mit ihren großen Augen, bis sie sich überzeugt hatte, daß auch die Tür richtig verschlossen war. Erst dann richtete sie sie mit einem scheuen Ausdruck auf das Bett.

Sie zuckte heftig zusammen. Bis zu diesem Augenblick hatte sie sich nicht vorgestellt, in welchem Zustand sie ihn treffen würde. Ganz andere Gedanken hatten sie erfüllt, sowohl während des plötzlichen, nächtlichen Aufbruchs von Agersögaard, wie auch auf der langen Reise hierher. Darum war sie auch beim Anblick der Krankenpflegerin so überrascht ge-

wesen. Darum ward sie so stark ergriffen von der Todesstimmung, die ihr hier aus diesem finsteren, stillen Raum entgegenschlug, der in ihrer Erinnerung im zauberhaften Lichtflimmer des Märchens da gestanden hatte, weil er ihre eigene Brautkammer gewesen war.

Langsam und zögernd trat sie näher. Und als sie am Fußende des Bettes stand, mußte sie vor sich hin tasten und die Augen schließen bei dem Anblick.

War er das wirklich? Dies gelbe, eingeschrumpfte Gesicht! Diese armen, toten Haarsträhnen auf der eingesunkenen Wange. War das alles, was noch übrig war von dem goldenen Bart, der so weich und warm und lockig gewesen war wie das Fell eines neugeborenen Lammes. — Ach Gott! Und diese bläuliche Haut um die lange Reihe schrecklich vorstehender Zähne. Waren das dieselben Lippen, deren Küsse sie einmal an den Rand des Wahnsinns gebracht hatten!

Indem sie in ihrer Gemütsbewegung das Fußende des Betts umklammerte, begann dieses ein wenig zu zittern. Der Kranke schlug die Augen auf. Eine Zeitlang starrte er sie ohne Bewußtsein an, sah sich danach suchend um und ward schließlich ganz wach. Als er begriffen hatte, wer sie war, senkte er die schweren Augenlider wieder und blieb eine Weile regungslos in der ein wenig übertriebenen Hilflosigkeit liegen, mit der so viele Kranke ihr Elend zur Schau zu stellen pflegen, um das Mitgefühl anzurufen. Er war in keiner Beziehung ein Held und hatte nicht den Mut, sofort die Augen zu ihr zu erheben, die er so tief gekränkt hatte.

Bald gab er jedoch jede Verstellung auf und streckte die matten Hände nach ihr aus.

„Bist du gekommen, Thora!“

Sie trat ein paar Schritte näher und legte die Hand, mit der sie sich stützte, auf die Lehne des Stuhls neben dem Bett.

„Hab Dank, daß du gekommen bist", sagte er und reichte ihr lächelnd seine lange, weiße Knochenhand.

Es währte eine Weile, ehe sie sie nahm. Nicht so hatte sie gedacht mit ihm zusammenzutreffen. Aber das Mitleid erfüllte sie in diesem Augenblicke ganz. Der betörende Traum der Jugend kehrte zurück in dieser Kammer, wo sie sich ihm mit flammender Seele und heißem Blut hingegeben hatte. Mit abgewandten Augen glitt sie auf den Stuhl nieder und ließ ihn sogar eine Weile ihre Hand behalten.

„Wo ist Esther? Laß sie doch hereinkommen."

Sie war nicht weit davon entfernt zu wünschen, daß sie die Tochter mit sich genommen hätte. Es flog ihr auch der so fremdartige Gedanke durch den Kopf, den Versuch zu machen, ihm durch irgendeine Ausrede die Enttäuschung zu ersparen und heute abend noch den Streit zu vermeiden. Sie konnte ja zum Beispiel sagen, daß Esther später kommen würde. Aber da fiel ihr ein, daß Gefahr vorhanden sein könne, wenn sie es hinausschöbe. Vielleicht überlebte er die Nacht nicht. Und gerade um Esthers willen durfte sie nicht schwach sein. Sie hatte eine größere Mission hier, als Barmherzigkeit zu erweisen.

Sie zog die Hand zurück und sagte schnell:

„Esther? Die ist nicht hier."

„Ist sie nicht hier! Wo ist sie denn?"

„Sie ist zu Hause."

Der Kranke richtete sich plötzlich durch eigene Hilfe auf den Ellenbogen auf. Die Anstrengung und die Gemütsbewegung waren nahe daran, ihn zu ersticken.

„Zu Hause. Was soll das heißen?"

Und mit einer heiseren Stimme, die wie in Kälteschauern vor bösen Ahnungen zitterte, stieß er hervor, als sie nicht antwortete:

„Warum bist du selbst denn gekommen, Thora?"

„Du hast mich ja darum gebeten. Du ließest jedenfalls durch einen deiner Augendiener zu mir schicken. Ich war freilich sehr erstaunt darüber. Du und ich, wir haben ja nichts mehr miteinander zu schaffen. So hast du es selbst gewünscht. Und ich fügte mich damals deinem Wunsche. Was willst du jetzt von mir? Was verlangst du noch weiter?"

Engelstoft war wieder in das Bett zurückgesunken. Er erhob die todschweren Arme gen Himmel und ließ sie alles aufgebend wieder auf die Bettdecke fallen.

„Ach, Gott!" sagte er und wandte das Gesicht ab. „Du fängst wieder da an, wo du aufgehört hast!"

Sie zögerte ein wenig mit der Antwort.

„Was sollte mich eigentlich verändert haben? Hast du wirklich geglaubt, daß das, was auf Sophiehöj geschehen ist, nachdem ich abgereist war, mir eine andere Anschauung von dir oder von unserem Verhältnis hätte geben sollen?"

„Was willst du von mir, Thora? Hast du das Herz, einen sterbenden Menschen zu quälen, so mache die Pein jedenfalls kurz."

„Du denkst wie gewöhnlich nur an dich selbst, Niels. Ich meine doch, du müßtest es verstehen können, daß es nicht ganz leicht für mich gewesen ist, mich zu dieser Reise zu entschließen. Als wir das letztemal miteinander sprachen, glaubtest du doch gewiß auch nicht, daß wir uns je wieder treffen würden, und uns am allerwenigsten hier, wo ich doch 17 Jahre lang eine Art Heim gehabt habe."

„Dann sage mir, weshalb du gekommen bist! Meinetwillen ist es also nicht geschehen."

„Ach ja, auch um deinetwillen, Niels."

Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Ich las gestern abend in einer Zeitung von einer Schen=

kungsurkunde, die du gemacht haben sollst. Verhält sich das so?"

Engelstoft antwortete nicht. Er hatte allmählich von selbst begriffen, was sie hierher geführt hatte.

„Du begreifst wohl, daß ich nicht aus Neugier frage. Und mich selbst geht die Sache ja nichts an. Als Esthers Mutter und Vormünderin möchte ich gern klaren Bescheid haben."

Mit seiner heisern Stimme, die jeden Augenblick wie zu einem halb unhörbaren Flüstern herabsank, sagte Engelstoft:

„Du sollst Gelegenheit haben, mein ganzes Testament zu lesen. Dann wirst du sehen, daß Esther keine Ursache haben wird, sich zu beklagen. Ich habe ihr übrigens auch einen jährlichen Zuschuß von Sophiehöj gesichert, so lange sie lebt.

„Aber also ... Sophiehöj selber soll deiner Bestimmung nach in fremde Hände übergehen ... zu einer Wohltätigkeitsstiftung umgebildet werden, nicht wahr?"

„Ja, Thora. Ich habe bisher nicht genug auf das Wort geachtet, daß man den Zehnten von seinem Gut hingeben soll. Ich wünsche jetzt meine lang versäumte Christenpflicht zu erfüllen. — Aber ich kann das viele Sprechen nicht aushalten, Thora. Lies selbst! Du kennst ja den Schrank dahinten. Die Schlüssel liegen hier auf dem Tisch."

Frau Engelstoft erhob sich augenblicklich und griff nach dem Schlüsselbund.

„Auf dem mittelsten Bort", erklärte er, als sie geöffnet hatte. „Liegt es nicht da? ... In einem gelben Umschlag."

Ohne etwas zu sagen, ging sie mit den Papieren an die Lampe hinter dem Bettschirm und begann, sie zu durchfliegen. Ihre schwere Brust stieg und sank in schnellem Wechsel, die Wangen glühten, und die großen Augen schimmerten wie Perlmutter, während sie über die Zeilen hinflogen. Schließlich lachte sie kurz und höhnisch auf.

„Ja, es ist genau so, wie ich es mir gedacht habe. Auf dies alles bist du ja gar nicht von selbst verfallen. Und es ist nicht schwer zu sehen, wer der Meister dafür gewesen ist."

„Es wird Herrn Schuldirektor Brand die Befugnis erteilt — —" „— — Herr Schuldirektor Brand im Verein mit Herrn Rechtsanwalt Sandberg haben allein zu bestimmen ob — —" Aber das habe ich sofort gewußt. Ich kenne dich, Niels! — Es wundert mich nur, daß ich nicht den Namen des Kaplans finden kann. Denn der junge Hahn muß doch auch mit dabei gewesen sein."

Der Kranke hatte den Oberkörper mittels der Ellenbogen wieder ein wenig aufgerichtet:

„Du bist wirklich nicht verändert, Thora! Gleich mißtrauisch allen gegenüber! Gleich gehässig! Aber nun will ich dir ein Wort sagen, bevor ich sterbe. Und nun kannst du mich wohl nicht länger im Verdacht haben, verborgene Absichten mit meinen Worten zu hegen. Du bist krank, Thora. Dein Gemüt ist krank. Du hast immer nur mit dir selbst gelebt und daher hast du diese bitteren Gedanken bekommen. Möchtest du dich doch ein wenig mehr unter deine Mitmenschen mischen, dann würdest du sehen, daß das Leben für dich glücklicher werden könnte."

Er konnte es nicht ertragen, mehr zu sprechen. Atemlos und schweißbedeckt sank er auf das Kissen zurück.

Während seiner Rede war Frau Engelstoft hinter dem Bettschirm zum Vorschein gekommen. Sie stand am Fußende des Bettes, die Papiere in der Hand, und war jetzt vollkommen beherrscht. Sie verharrte eine kleine Weile in ihrem Schweigen, und es lag fast etwas Zärtliches in der Stimme, als sie von neuem das Wort ergriff.

„Weißt du noch, Niels, den Morgen, an dem du mir sagtest, du hättest eine andere lieb gewonnen, und als du mich

um deine Freiheit batest? Ich konnte es deinem Gesicht ansehen, daß du dich darüber wundertest, wie ruhig ich es aufnahm. Ich will dir jetzt den Grund erzählen. Ich habe nämlich Zeit genug gehabt, mich vorzubereiten. Gleich von unserer Hochzeitsreise an, das heißt, seit ich dich wirklich kennen lernte, hatte ich gewußt, daß du einmal, wenn die Versuchung an dich herantrat, unterliegen würdest. — Ja, es nützt nicht, daß du mir widersprechen willst. So war es! Ich habe es dir schon einmal gesagt. Du warst schön, reich, leichtsinnig, und die Frauen verzärtelten dich. Und was war ich? Eine arme Lehrerin, die du in einer Liebeslaune auf den Thron gesetzt hattest. Du weißt selbst, daß ich dich trotzdem nicht mit Eifersucht gequält habe. Aber eins habe ich getan. Ich strebte, so weit ich konnte, danach, rechtzeitig Esthers und meine eigene Zukunft zu sichern. Ich wollte nicht zum zweiten Male als Bettlerin auf die Landstraße geworfen werden und das Schicksal meiner Mutter erleiden."

„Das zu befürchten habe ich dir doch keinen Grund gegeben, Thora."

„Ja, das weißt du nicht. Du hast dich nie selbst gekannt. Ich habe es dir auch schon früher einmal gesagt. Du hattest ja immer im Überfluß gelebt — daraus ist viel von unserem Unglück gekommen. Du hattest dich daran gewöhnt, mit Geld zu spielen wie mit so vielem andern. Du wolltest nicht verstehen, was du meine „Gespensterfurcht" vor der Armut nanntest. Aber ist man einmal in den Kot getreten worden, und hat sich um des täglichen Brotes willen demütigen müssen, so lernt man es auch, die Krumen zu beachten. — Mißtrauisch nennst du mich. Ach ja. Das zu sein hat mich das Leben wohl gelehrt. Du hast um deiner Bequemlichkeit willen vorgezogen, dich nicht belehren zu lassen. Das ist der ganze Unterschied zwischen uns beiden."

„Jetzt kann ich nicht mehr, Thora. Du mußt mich in Frieden lassen."

Aber sie hörte ihn nicht. Sie war näher gekommen und stand nun wieder neben dem Stuhl vor dem Bett.

„Nur einmal, seit ich erwachsen war, habe ich mein Mißtrauen vergessen. Das war an dem Johannisabend, Niels, als wir beide uns verlobten. Und dies Vergessen habe ich teuer genug bezahlen müssen."

„Ach, Thora! Daß du so fortfahren kannst! Bist du denn gekommen, um mich zu töten! — Hatte ich vielleicht allein Schuld daran, daß es so ging, wie es ging. Nein. Du weißt selbst, daß ich immer nachgegeben habe. Ich suchte immer Versöhnung. Aber du wolltest Streit haben. — Höre jetzt, was ich sage. Es ist die Bitte eines Sterbenden, Thora. Versprich mir, daß du dich nicht oben in der Einsamkeit und der Ungemütlichkeit auf Agersögaard begraben willst. Denke doch an Esther. Sie ist erst siebzehn Jahre alt. Laß deine bitteren Gedanken nicht länger dein und ihr Leben vergiften. Sie haben Unglück genug angerichtet."

„Willst du mir nur das eine sagen, Niels — hättest du wirklich den Mut gehabt, Esther selbst zu erzählen, daß du nun auch sie erblos gemacht hast?"

„Ich habe dir ja gesagt, daß Esthers Zukunft vollkommen gesichert ist. Sie bekommt nicht allein alles, worauf sie dem Gesetze nach Anspruch hat, sondern noch viel mehr."

„Das brauchtest du mir nicht zu erzählen. Ich konnte mir selber sagen, daß du das Gesetz auf deiner Seite hast. Das pflegt der Fall zu sein, wenn man eine Niederträchtigkeit begeht. Das war auch der Fall damals als du mich mit Schimpf aus deinem Haus jagtest und mein Kind vaterlos machtest. Aber es gibt ein andres Gesetz, Niels! Und ich sage dir, du hast kein Recht zu dem, was du hier tun willst. Esthers Zu-

7*

kunft ist hinreichend gesichert, sagst du. Woher weißt du das? Nichts ist sicher. Wohin ging das Geld meiner Mutter? Wir lebten sorglos hin in dem Glauben, daß wir reich genug waren für Zeit und Ewigkeit, und die Leute sahen zu uns auf wie zu höheren Wesen. Und eines schönen Tages stand Mutter wie eine Bettlerin vor dem Tor ihres eigenen Heims mit Jean und mir. Gesichert! Ja, das weiß Gott! In einer Welt voll von Schurken und Gesindel. — Aber gleichviel! Selbst wenn es so wäre. Sophiehöj ist Esthers Kindheitsheim. Hier hat sie ihre ersten sechszehn Jahre verlebt. Hier in diesem Zimmer, Niels, wurde das arme Kind geboren! Und ich selbst? — Ja, ich weiß es wohl. Damals als wir zuletzt miteinander sprachen und du deinen Rechtsanwalt zum Beistand heraufgerufen hattest, da zwanget ihr mich, das schmutzige Papier zu unterschreiben. Es sei der Befehl des Gesetzes, sagtet ihr. Aber jetzt sind wir allein, Niels. Diejenige, die uns damals trennte, ist nicht mehr. — Ach, Niels!"

Sie legte sich plötzlich auf die Knie neben dem Bett, warf das Testament hin und ergriff seine Hand.

„Niels! Tu es nicht! Schwöre mir, daß du es nicht tun willst! Du hast mich doch einmal lieb gehabt, Niels. Erinnerst du dich noch unseres Hochzeitstags? Erinnerst du dich dessen, was du zu mir sagtest, damals als wir allein hier in diesem Zimmer blieben?

„Thora, so steh doch auf! Es kann ja jemand kommen."

„Denke daran, Niels, wieviel wir miteinander gemeinsam gehabt haben. Du kannst gern sagen, daß ich dir eine schlechte Frau gewesen bin. Ich will ja gern alle Schuld auf mich nehmen, wenn du nur nicht neue Schande über mich und Esther werfen willst. Wir wollen uns ja in allem andern nach deinem Willen fügen. Nur das eine verlangen wir ... nein, wir flehen dich darum an, Niels ..."

„Halte auf! Halte auf! Du tötest mich! ... Meine Medizin! Rufe Schwester Bodil!"

Sie richtete sich langsam in die Höhe und stand auf. Sie war sehr blaß geworden, und es zitterte um ihren zusammengepreßten Mund.

„Verbrenne das lumpige Papier!" sagte sie mit plötzlicher Wildheit und stieß mit dem Fuß gegen das zierlich kalligraphierte Dokument des Schuldirektors, das auf den Fußboden geglitten war. „Wirf es in den Ofen! Begreifst du denn nicht, wie es uns verhöhnt! Begreifst du denn nicht, daß deine Tochter vor Scham über dich erröten muß. Was glaubst du, daß sie von einem Vater denken muß, der sie bestiehlt, um ein Ehrenandenken an die Dame zu errichten — um deren Willen ihre Mutter verstoßen wurde. Du hast ihr eine jährliche Unterstützung aus Sophiehöj gesichert. Wie hübsch! Und glaubst du wirklich, daß Esther dies annehmen wird! Daß sie sich als Almosen bieten lassen wird, was ihr nach dem Recht der Geburt zukommt! Das ist wirklich reizend. Aber es sieht dir ähnlich! Mit all deiner Vornehmheit und Adelsehre — Stolz hast du niemals gekannt!"

Der Kranke hatte sie zum Schweigen bringen wollen, aber es war bei einem heiseren Stöhnen geblieben. Jetzt begann er plötzlich in dem Bett zu zittern und mit den Armen zu fechten unter vergeblichen Versuchen, sich zu erheben. Aus der Kehle drang gleichzeitig ein tiefröchelnder Laut.

Da begriff sie endlich, daß etwas nicht in Ordnung war und rief schnell die Krankenpflegerin. Gleich als Schwester Bodil ihn sah, nahm sie eine kleine Flasche, die auf dem Nachttisch stand und zählte einige grüne Tropfen in einen Löffel hinein. Der Schweiß brach als klare Blasen aus seinem bläulichen Gesicht hervor. Die Glieder krümmten sich und erstarrten.

„Beeilen Sie sich! Beeilen Sie sich doch!" rief Frau Engelstoft, beim Anblick seiner Leiden von neuem verwandelt.

Schwester Bodil führte den Löffel an seinen Mund, aber es war zu spät. Die Lippen waren krampfhaft zusammengeklemmt, und es quoll Schaum aus den Mundwinkeln. Nach einem Kampf von ein paar Minuten sank sein Körper plötzlich in ihren Armen zusammen und der Kopf fiel mit gebrochenen Augen auf die Seite.

Frau Engelstoft hatte sich hinter das Fußende des Bettes zurückgezogen, wo sie während des Todeskampfes mit geschlossenen Augen stand. Sie hatte es niemals ertragen können, jemanden leiden zu sehen, weder Menschen noch Tiere. Und jetzt wo der Kampf beendet und er davongegangen war — unwiderruflich ihrer Liebe und ihrem Haß entrückt — jetzt blieb sie da stehen, demütig still und verzagt, während die Krankenpflegerin davonstürzte, um Leute herbeizurufen. Mit ihrer schwärmerischen Seele folgte sie ihm in das große Dunkel hinein wie eine Mutter, die ihr hilfloses Kind nicht allein zu lassen wagt. Bis selbst der Gedanke von einem Schwindel erfaßt wurde und ihn loslassen mußte.

Da wandte sie ihren Blick scheu nach der Leiche um, die noch mit halb geöffnetem Mund und weit offenen Augen auf der Seite lag. Sie nahm sich zusammen und trat an ihn heran, um in diesem Augenblick, wo sie allein war, seinem Körper auch Lebewohl zu sagen und ihm die Augen zuzudrücken, wie sie es ihm einmal in ihrer glücklichen Zeit gelobt hatte. Aber da entdeckte sie das Dokument, das unter dem Nachttisch lag, und bei diesem Anblick blieb sie stehen. Von einer Eingebung erfaßt, die in einem Nu zu einem Beschluß aufflammte, stand sie eine Viertelminute da und sah es an, riß es dann schnell an sich und verbarg es in einer Tasche unter ihrem Gewand.

Sie hatte eben ihre Kleider wieder in Ordnung gebracht,

als die Krankenpflegerin mit der bestürzten Mamsell Andersen zurückkehrte. Einen Augenblick später kam der Gutsverwalter und dann der Inspektor und andere von den Leuten des Gutes. Die ganze Nacht hindurch standen Menschen bei der Leiche, deren Züge mit jeder Stunde deutlicher das Gepräge von der steinernen Ruhe der Ewigkeit annahmen, und schon gegen Morgen fanden sich die Diener des Gerichts ein und setzten die Siegel des Königs auf die Behälter des Verstorbenen.

Einige Tage später wurde Gutsbesitzer Engelstoft von dem Gotteshaus des Kirchspiels aus unter großem Zuströmen von Neugierigen aus Stadt und Land begraben. Obgleich in den Bekanntmachungen des Todesfalls ausdrücklich gestanden hatte, daß die Beerdigung in aller Stille vor sich gehen würde, waren zur Mittagszeit alle Wege in der Nähe der Kirche oben vom Turm aus, wo der Küster saß und Ausguck hielt, wie Ameisensteige zu sehen. Fuhrwerke und Fußgänger wimmelten in dem herbstlichen Sonnenschein gleichsam aus der Erde auf. Alle Hofplätze unten im Dorfe standen schließlich voll gepackt von allerlei Wagen von den Landauern der Matadore aus dem Städtchen bis zu den ungemalten Häuslerkarren; und draußen auf den noch grünen Wiesen liefen die fremden Pferde an ihren Leinen angepflöckt herum und wieherten einander zu wie auf einem Tierschauplatz.

Es hatte eine außerordentliche Erregung hervorgerufen, als es ruchbar wurde, daß „die Kröte" an das Totenbett des Gutsbesitzers gerufen war. Und das Erstaunen über ihr Kommen war zur Bestürzung geworden, als Frau Engelstoft nach dem Tode des Gutsbesitzers ruhig auf Sophiehöj woh-

nen blieb und das Steuer ergriffen hatte, wie diejenige, die dort wieder Macht und Gewalt besaß. Gleich am Morgen nach dem Todesfall hatte sie den Gutsverwalter, den Inspektor und den Vogt rufen lassen und ganz wie in alten Tagen Befehle erteilt und Rechenschaft von ihnen gefordert. Gleichzeitig verlautete es im Schloß, daß es zu einer Versöhnung zwischen den geschiedenen Eheleuten gekommen sei, und daß der Gutsbesitzer schließlich aus freien Stücken die Schenkungsurkunde vernichtet habe, so daß Frau Engelstoft jetzt im Namen der Tochter wirklich rechtmäßig über seinen hinterlassenen Besitz verfügte.

Die Geschichte klang glaubwürdig genug. Es war kein Geheimnis, daß der Gutsbesitzer immer ein Ja-Bruder gewesen war. Und „die Kröte" hatte ja früher gezeigt, wie sie es verstand, seine Schwäche zu ihrem eigenen Vorteil auszunutzen. Das böse Teufelsfrauenzimmer! All die Furcht und der Abscheu, die sie den Leuten in der Gegend früher eingeflößt hatte, quoll wieder in den Gemütern auf. Namentlich war die Erregung auf Sophiehöj selber groß; man hatte sogar den Versuch gemacht, sie mit Gewalt zu vertreiben wie ein wirkliches Ungeheuer. Am selben Abend, als die Leiche des Gutsbesitzers von reitenden Knechten, mit brennenden Fackeln begleitet, zur Kirche gebracht war, flogen ein Dutzend faustgroßer Steine durch die Fensterscheiben in den Flügel hinein, in dem sie sich aufhielt. Und am Abend darauf hatten Scharen von den Leuten des Schlosses, Knechte wie Mägde, sich unter ihren Fenstern aufgestellt und hatten geheult und geschrien.

Jetzt saß sie da oben im Chor der Kirche neben dem Blumenhügel, der den Sarg verbarg, in vollständiger Witwentracht gekleidet, mit einem langen dichten Schleier vor dem Gesicht. Sie saß dort mit ihrer Tochter, dem kleinen bleichen Fräulein Esther, die ganz in Tränen aufgelöst war. Sie wa-

ren auf ein paar hochlehnigen Stühlen weit nach vorn zu angebracht, und der fürsorgliche Küster hatte es aus Menschlichkeit so eingerichtet, damit sie so weit wie möglich von allen Anwesenden beschaut werden konnten. Hinter ihnen saßen auf gewöhnlichen Rohrstühlen einige von den entfernteren Verwandten des Verstorbenen, die herbeigereist waren, und drüben auf der andern Seite des Sargs war ebenfalls eine Reihe von Stühlen aufgestellt, für die Edelleute der Gegend und für die nächsten Freunde des Hauses bestimmt.

Allmählich, als sich die Kirche füllte, und die Honorationen sich einfanden, die Beamten in Uniform und mit weißen Handschuhen, konnte Frau Engelstoft es nicht unterlassen, an die Beerdigung ihres Vaters vor 30 Jahren zu denken. Es waren dieselben offiziellen Ehrenbezeigungen für einen Unwürdigen. Trotzdem hatte sie, die damals in ihr dreizehntes Jahr ging und selbst aufrichtig trauerte, bei der Gelegenheit zum erstenmal eine Ahnung, ein instinktives Gefühl von dem kommenden Zusammenbruch erhalten. Ihr war die vorsichtige Art und Weise aufgefallen, mit der so viele von den guten Freunden des Hauses ihre Mutter begrüßt oder sie auch ganz gemieden hatten. Diese fettglänzenden, übersättigten, immer lächelnden Herren mit oder ohne Uniform, die alle ihren Teil dazu beigetragen hatten, sie zu ruinieren, die sich auf ihre Kosten gemästet und gute Mienen zu der tollen und verbrecherischen Selbstvergötterung des Vaters gemacht hatten, solange noch etwas im Trog dagewesen war, die zogen sich jetzt ernsthaft zurück, ohne auch nur einmal für die genossene Mahlzeit zu danken. Kaum zwei Wochen darauf war das Heim bis auf die kahlen Wände geplündert. Sie war selbst zugegen gewesen, als die Mutter den Dienern des Gerichts die Schlüssel übergeben mußte; und was darauf geschah, hatte sie so himmelschreiend gefunden, daß sie sich mit

einem lauten Aufschrei dem Hardesvogtassistenten in den Weg gestellt hatte, als er die Schatulle der Mutter, das Heiligtum des Hauses, hatte öffnen wollen. Ja, in ihrer kindlichen Einfalt hatte sie ihm sogar mit — der Polizei gedroht.

Nun kam der alte Propst auf seinen Elefantenfüßen aus der Sakristei her geschlurft, grüßte demütig die Versammlung um den Sarg und stellte sich hinter dem Kopfende auf. Mit den gefalteten Händen, die auf seinem vorspringenden Bauche ruhten wie auf einem Betpult, blieb er dort während des Gesanges stehen und ließ seine matten, wasserblauen Augen hin und her gleiten über der Menschenmenge unten in der Kirche. Kopf an Kopf füllte sie den halbdunkeln Raum bis zu der armen Bettlerbank an der Eingangstür, ja noch durch die Tür hinaus setzte sie sich fort bis zu dem sonnenbeschienenen Platz draußen vor der Kirche, wo ein Wählerverein mit seinem Banner und vier Messingbläsern aufgestellt stand, um einen Choral über das Grab zu blasen.

Als der Propst zu sprechen begann, ward es schnell allen klar, daß das, was für die meisten bisher nur ein unbestätigtes Gerücht gewesen, wirklich eine vollendete Tatsache war. Seine einfältige und schmeichelnde Rede formte sich zu einer feierlichen Wiedereinsetzung von Frau Engelstoft in alle ihre früheren Würden. Freilich wagte er nicht, seine gewöhnliche Begräbniswendung „die untröstliche Gattin des Entschlafenen" anzubringen; um so fleißiger aber benutzte er Ausdrücke wie „die lieben, ehrwürdigen und tief betrübten Hinterlassenen" und machte dabei eine alleruntertänigste Verbeugung nach Frau Engelstoft hinüber.

Ringsumher in der Kirche wurde in dieser Veranlassung ein wenig getuschelt aber — mein Gott — das Amt des Propstes war nicht groß, und der Zehnte von Sophiehöj war nicht zu verachten für einen schuldenbelasteten Mann. Er ge-

hörte außerdem nicht — wie der Kaplan — zu den modernen Jüngstengerichtspredigern, sondern war ein Herzensmensch mit Vorliebe für das bequeme Wort: „Richtet nicht".

Frau Engelstoft saß während der ganzen Zeit unbeweglich mit ihrem hochgetragenen Kopf und ihrem liniengeraden Rücken. Es lag etwas Versteinertes über ihr. Die Hände ruhten wie gefesselt im Schoß. Hinter ihrem langen, dichten Schleier war sie trotzdem lauter Aufmerksamkeit. Sie starrte dadurch hinaus wie durch ein Helmgitter. Starrte aufmerksam hinaus auf diese lange Reihe von gaffenden Gesichtern, da unten in der Dämmerung der Kirche, auf diese Tausende von Augen, die ihr voll Neid und Haß entgegenleuchteten. Da war auch nicht einer, der sich räusperte, ohne daß sie aufmerksam wurde, nicht zwei, die zusammen flüsterten, ohne daß sie sie beobachtete. Freilich verachtete sie diese Menge, denn sie kannte ihre Feigheit, aber sie kannte auch ihre Bosheit und ihr unbezwingbares Zusammenhalten, das die Kraft der Gemeinheit ausmacht.

Als der Propst seine Rede beendet hatte, wurde wieder ein Gesang gesungen, worauf der Kaplan vortrat, um die Feierlichkeit zu beschließen. Beim Erscheinen seines blonden Knabenkopfes hinter dem Blumenhügel des Sarges ging eine Bewegung durch die Menge unten in der Kirche. Seiner Gewohnheit nach stand er erst eine kleine Weile, die Hände vor dem Gesicht, in stillem Gebet; und als er den Kopf erhob, und zu sprechen begann, war es allen, als ob eine Verwandlung mit ihm vor sich gegangen sei. Seine jugendlich rundrückige Gestalt in dem langen Talar war gleichsam von einem Lichtglanz umgeben, und die Stimme, die im täglichen Leben nichts Ungewöhnliches an sich hatte, ward hier unter den Gewölben der Kirche zu einer Löwenstimme, die selbst die Trägsten erweckte.

Kaplan Bjerring gehörte der „Jugendmission" an. Es war einer dieser Wirbelwinde, die mit jeder neuen Generation in dem geschlossenen Haus der Kirche entstehen, den Staub da drinnen ein wenig umherbewegen und für eine kleine Weile die schläfrigen Altarkerzen flackern machen. Sein Wort hatte besonders offene Ohren bei der Jugend gefunden und bei denjenigen von den älteren die nicht so alt waren, daß sie sich erinnern konnten, wie auch der Propst seinerzeit als ein froher Bote solcher Wiederaufrichtung dort erschienen war. Daß sein Eifer echt war, daß seine Verkündung nicht lose Worte waren, dafür hatte er gerade kürzlich einen Beweis geliefert, indem er sich freiwillig erboten hatte, zu einem gefahrvollen Missionsposten irgendwo im östlichen Asien zu gehen, von wo noch kein Missionar lebend zurückgekehrt war — ein Plan, den er zu seinem Kummer hatte aufgeben müssen, weil es der Missionsgesellschaft an Geld fehlte.

Die Gedanken in seinen Reden und Vorträgen waren recht gewöhnliche Sonntagsgedanken. Er äußerte die Ideen seiner „Richtung" ohne größere Ursprünglichkeit, aber in einer frischen lebenden Sprache, war namentlich ein unangefochtener Verteidiger der altlutheranischen Bibeltreue. Aber hier in der Gemeinde, wo es während so langer Zeit gerade an kirchlicher Disziplin gefehlt hatte, wirkten seine Worte wie neue Weisheit.

Auch jetzt, während er sprach wurde es totenstill in der Kirche. Selbst das junge Fräulein Esther hatte aufgehört zu weinen und starrte ihn in furchtsamer Andacht an.

Dahingegen gingen seine Worte als hohles Getöse über Frau Engelstofts Kopf hinweg. Sie hörte kaum, was er sagte. Sie hatte Rechtsanwalt Sandberg und Schuldirektor Brand auf ein paar Außenplätzen in der hintersten Stuhlreihe drüben auf der andern Seite des Sarges entdeckt. Sie kannte das Bullenbeißergesicht des Rechtsanwalts nur zu

gut aus früheren Zeiten und konnte sich denken, wer der andere mit der Negerfratze war. Sie saßen und flüsterten zusammen und sahen jeden Augenblick zu ihr hinüber, die sie nur durch das Blumengehänge des Sarges erblicken konnten, wenn sie sich ein wenig vornüber oder nach der Seite hinüber beugten. Während sie bei der Rede des jungen Pfarrers allmählich von allen den Tausenden von forschenden Blicken unten in der Kirche befreit worden war, hatte sie ununterbrochen das Gefühl, von diesen beiden gierigen Augenpaaren drüben hinter dem Sarge beobachtet zu werden. Jedesmal wenn sie dahin sah, leuchteten sie ihr entgegen wie die Mündungen von vier blanken Büchsenrohren, die aus einem Hinterhalt auf sie zielten.

Sie ärgerte sich über sich selbst, weil sie sich von einer so törichten Zusammenrottung beunruhigen ließ. Was hatte sie von ihnen zu befürchten? Solange nicht die Toten zum Reden gebracht werden konnten, sollte ihr weder List noch Gewalt ihr Geheimnis entreißen. In bezug auf sich selbst war sie sicher. Ihr Gewissen erhob keine Anklage gegen sie. Sie hatte nur getan, was die Mutterpflicht ihr eingab, indem sie Betrug gegen Betrug stellte, um Esther ihr Geburtsrecht zu sichern und das Kind gegen weitere Schande und Entehrung zu schützen. Sie war außerdem überzeugt davon, daß Niels schließlich selbst sein Unrecht eingesehen haben würde, falls sie mehr mit ihm gesprochen hätte. Sie hatte daher nur auf eigene Verantwortung einen Schritt unternommen, den zu billigen ihm nur durch einen unglücklichen Zufall die Zeit nicht gestattet hatte.

Der Kaplan schloß mit einem brennenden Gebet für die Seele des Toten und deren Erlösung durch Gottes des Barmherzigen Gnade. Darauf wurde wieder ein Gesang gesungen, worauf die Feierlichkeit draußen auf dem Friedhof beschlossen wurde. Da, in einer Ecke, unter zwei Hängeeschen, befand

sich die Familiengrabstätte, eine unterirdische Grabwölbung, zu der eine gemauerte Treppe hinabführte. Es war da unten nur Platz für die allernächsten Angehörigen. Selbst der Propst wagte nicht, mit hinunterzugehen, und übrigens war es auch der Wunsch des Verstorbenen gewesen, daß der Kaplan das Erdaufwerfen verrichten sollte. Mit seiner starken Stimme, die über den ganzen Friedhof schallte, verkündete er die Botschaft von dem Jüngsten Gericht, während das große Gefolge mit entblößten Häuptern dastand: „Aus der Erde sollst du wieder auferstehen!"

Einen Augenblick darauf fielen die vier Messingbläser des Wählervereins mit einem Choral ein, der die Hunde unten im Dorfe heulen machte.

Und dann war die langausgestreckte Feierlichkeit endlich vorüber, und Frau Engelstoft eilte von dannen. Durch eine Allee von verlegen grüßenden Menschen ging sie mit ihrer Tochter an den harrenden Wagen hinaus. Auch draußen vor der Kirchhofspforte wimmelte es von Neugierigen, die sich zu beiden Seiten des Weges aufgestellt hatten, um sie zu sehen. Aber nun hatte sie genug bekommen, und sie zog schnell die Gardine vor das Fenster.

Mit ihrer Beherrschung war es überhaupt zu Ende. Während der Fahrt rückte sie unaufhörlich auf dem Sitz hin und her und machte sich ein paarmal Luft in halblauten Äußerungen. Rechtsanwalt Sandbergs und Schuldirektor Brands lauernde Augen fuhren fort sie zu verfolgen. Sie hatte wieder einen Schimmer von ihnen gesehen, als sie vom Kirchhof hinausging, und wenn sie nicht irrte, hatte der Vogt von Sophiehöj selber mit den beiden Stadtherren da gestanden und boshaft in seinen großen roten Bart gelächelt. Was mochten sie im Schilde führen? War es wirklich ein Komplott? Es war nur zum Lachen!

Bei einer Drehung des Weges ward plötzlich Sophiehöj über den rostbraunen Wäldern sichtbar. Sie schob die Gardine zurück. Die untergehende Sonne schien auf den kleinen weißgekalkten Turm mit der blauen Uhrscheibe und den vergoldeten römischen Zahlen. Sie erinnerte sich jenes Herbsttages vor achtzehn Jahren, als sie denselben Weg von der Kirche nach dem Schloß fuhr als glückberauschte Braut, die das Leben wie ein strahlendes Märchen vor sich sah. Auch damals war der ganze Ameisenhaufe auf den Beinen gewesen, und die Kirchenglocken hatten geläutet, und die Leute hatten sich um den Wagen gedrängt, um sie zu sehen. Und in ihrer Einfalt hatte sie genickt und gelächelt und nicht den Neid und die Unglückshoffnung auf dem Grunde aller der frommen Augen gesehen. An der Seite ihres göttlich schönen Bräutigams hatte sie sich über die Hurrarufe und Kanonenschüsse gefreut und an den Schwulst der Festreden geglaubt, hatte wirklich eine kurze Zeit vergessen, daß das Wort eines Menschen, selbst das feierlichste, nur leerer Schall war, und daß Ja und Nein im Grunde dasselbe bedeutete.

Das hatte sie in diesen achtzehn Jahren gelernt, daß das Leben in der Lüge und dem Betrug seine schönsten Triumphe feiert. Das wußte sie jetzt, daß die Menschheit ihre eigene Schande wollte. Das zweibeinige Tier, das sich der Herr der Schöpfung nannte, war in dem Bilde irgendeines lichtscheuen, raubgierigen Dämons geschaffen und verleugnete seinen Ursprung nicht. Wie es schon im ungeborenen Zustand seinen naturbestimmten Platz zwischen dem Kot hatte, so wuchs und gedieh es auch später am besten in Schmutz und Fäulnis. Aber es nützte nicht, ach und weh zu rufen. Sie hatte längst aufgehört, sich zu wundern. Wenn sie an die Menschen dachte, die sie um ihrer Güte und Treue willen geliebt hatte, ihre Mutter, ihren armen Bruder Jean, und

ein paar kleine Kameraden aus der Kindheit, — was war aus ihnen allen geworden? Niedergetreten waren sie! Zermalmt! Während alle die, die sie verabscheut und verachtet hatte wegen ihrer Falschheit und Frechheit, sich jetzt als die leitenden Männer der Nation ringsumher im Lande an der Festtafel breit machten, betitelt und bekränzt, ein Ruhm für das Land und das Volk. Und ringsumher in der übrigen Welt? Stand es dort besser? Selbst auf den Königs- und Kaiserthronen Europas saßen überführte Verbrecher, Meineider und Frauenschänder, Mörder und Falschspieler. Und die Geistlichen flehten an jedem Sonntag den Segen auf sie herab, und die Völker jubelten ihnen zu wie begnadeten Wesen und Auserwählten der Menschheit. — —

Der Wagen bog in die lange Allee ein, die zum Schloß führte, Esther, die während der ganzen Zeit mit dem Taschentuch vor den Augen dagesessen und laut geschluchzt hatte, warf sich im selben Augenblick an die Brust der Mutter mit einem Ausbruch von Angst und Verzweiflung über die Leere, zu der sie zurückkehrte.

Sie machte keinen Versuch, sie zu beruhigen. Sie streichelte sie nur über das Haar und sagte:

„Du bist glücklich, Kind! Du kannst noch weinen!"

Es war eine Woche seit dem Begräbnis vergangen. Frau Engelstoft hielt sich noch immer auf Sophiehöj auf. So sehr sie sich auch nach Agersögaard zurücksehnte, wollte sie doch nicht reisen. Sie mußte vorläufig hierbleiben, um Ordnung in die vernachlässigte Leitung des Gutes zu bringen. Sie wollte persönlich alles in Gang setzen, Sparsamkeit im Betriebe durchführen, Pünktlichkeit in der Rechnungsfüh-

rung, ja sie hatte beschlossen, den alten Prozeß mit der Wegebaubehörde wieder aufzunehmen, den Niels nach der Scheidung hatte fallen lassen.

Aus Klugheitsrücksichten hatte sie bisher alle unnötige Herausforderung vermieden. Sie wollte der Bevölkerung Zeit lassen, sich zu beruhigen nach der großen Enttäuschung, die sie ihrer Raubgier verursacht hatte. Gegen ihre frühere Gewohnheit verließ sie ihre Zimmer nicht. Sie hatte den Gartensaal zu ihrem Arbeitsraum eingerichtet und leitete den Betrieb hauptsächlich durch schriftliche Befehle. Sie, die in alten Zeiten nie versäumte, ihre Arbeiter in den Ställen und in den Scheunen zu überraschen um zu sehen, ob sie etwas beschafften, vermied vorläufig ihren Anblick. Nicht einmal im Wirtschaftsflügel war sie gewesen. Da waren nämlich noch Empörer unter den Leuten des Schlosses. Jeden Abend versammelten sich einige schreiende Knechte und Mägde unter ihren Fenstern und riefen Schmähworte zu ihr herauf. Sie erhielt auch beständig anonyme Drohbriefe, in denen man ihr gerade aus sagte, daß sie das Testament gestohlen habe, nachdem sie Niels durch Ersticken umgebracht hatte.

An einem Nachmittag stand sie in Gedanken versunken an einem der hohen Fenster in ihrem Arbeitszimmer, als sie Esther entdeckte, die zusammen mit dem Kaplan unten im Garten lustwandelte. Der junge Mann war der einzige von den Leuten aus der Gegend, der noch auf Sophiehöj verkehrte. Er war nämlich ihrer Meinung nach der einzige, dessen Freundschaft für Niels ganz uneigennützig gewesen war. Außerdem benutzte sie ihn wie eine Art unfreiwilligen Späher. Offenherzig und ein wenig offenmündig wie er war, und ganz ohne Mißtrauen ihr gegenüber, hinterbrachte er ihr alles, was er in der Gegend hörte, darunter auch und

mit einem Lächeln alle die haarsträubenden Gerüchte, die über sie selbst im Umlauf waren. Sie war daher immer genau von dem unterrichtet, was gegen sie geplant wurde und konnte ihre Verhaltungsmaßregeln treffen.

Daß der Kaplan auf seiner Seite das Netz nach ihr ausgeworfen hatte, begriff sie wohl. Unerfahren wie er war, hoffte er, daß die Widerwärtigkeiten dieser Tage sie empfänglich für den Trost der Kirche und die Freude des Glaubens machen würden. Sie ließ ihn hoffen. Wenn er zu einer Zeit kam, wo sie beschäftigt war, schickte sie ihn zu Esther in den Garten hinab, um ihr beim Obstpflücken zu helfen. Esther verbrachte beinahe den ganzen Tag da draußen auf dem einsamen Spielplatz ihrer Kindheit, was ihr nicht recht gefiel. Sie hatte ihr anmerken können, daß sie wieder in ihre kindischen Schwärmereien zurückgefallen war, daß sie verstohlen da unten umherging, die Blumen verhätschelte wie lebende Wesen und bemüht war, den Vögeln nahe zu kommen, indem sie sie mit Brotkrumen lockte. Daß das Kind doch nie wirklich erwachsen wurde! Es war, als wenn der Kummer und die Schande über die Treulosigkeit des Vaters ihr Wachstum geistig und körperlich gehemmt hatten. Trotz eiskalter Bäder und der ganzen jahrelangen Stärkungskur, die sie sie hatte durchmachen lassen, mit rohem Fleisch und vielen Eiern, Fechtübungen und Pistolenschießen, hatte sie ihre Blutlosigkeit nicht überwinden können.

Daß Liebe mit dabei im Spiele war, daran hatte sie bis zu diesem Augenblick auch nicht mit einem Gedanken gedacht. Am allerwenigsten konnte sie sich vorstellen, daß ein Mann wie der Kaplan einer Frau, geschweige denn ihrer Tochter, gefährlich sein konnte. Esther hatte ihn außerdem bis vor einer Woche nur dem Namen nach gekannt und höchstens von Ansehen. Und ein Mann mit diesem Äußern! — Aber

wie sie sie nun da am Fuße der Leiter stehen sah, von der aus der Kaplan Äpfel in ihren Korb hineinlegte, war etwas Fremdes über das Kind gekommen, ein Schimmer verstohlenen Glücks, der sie mit großer Unruhe erfüllte. Sie konnte sich kein größeres Unglück denken, als wenn Esther jetzt, wo ihre Zukunft einigermaßen gesichert war, sich einfältig in die Arme eines Mannes warf. Daß ernsthaft die Rede von einer Gefahr sein konnte, daran wollte sie auch wirklich nicht glauben; aber sie nahm sich doch vor, auf ihrem Posten zu sein.

Plötzlich wandte sie sich nach dem Zimmer um und blieb eine Weile stehen und lauschte mit gespanntem Ausdruck. Sie hatte einen Wagen in den inneren Schloßhof rollen hören.

Die Mamsell kam herein und meldete, der Hardesvogt sei draußen und bitte mit der gnädigen Frau sprechen zu dürfen.

Ein Moment ward es ihr schwarz vor den Augen. Der Hardesvogt? Was wollte der hier?

„Lassen Sie ihn nur kommen!" sagte sie und ging mit ihren kleinen, schnellen Schritten auf den Arbeitstisch zu, um ihn sitzend zu empfangen.

Der Hardesvogt trat kavaliermäßig ein, einen hohen Zylinder in der Hand. Er war ein langer, dürrer Mann, sehr elegant, aber nach einer Mode gekleidet, die wohl zehn Jahre alt sein konnte und schon abstechend wirkte. Er selbst war unangenehm häßlich. Er hatte ein affenartiges, blaurotes und gleichsam hautloses Gesicht, dessen platte Züge er durch einen aristokratischen Backenbart zu verbessern gesucht hatte.

Er war ein Kindheitsbekannter und Jugendanbeter von Frau Engelstoft. Das Gut ihres Vaters lag in demselben Kirchspiel, in dem sein Vater Pfarrer gewesen war. Er war

auch der einzige hier gewesen, der ihr Teilnahme während ihres langen Kampfes erwiesen hatte, und es war eine eigentümliche Fügung, daß gerade er derjenige sein mußte, der damals an Stelle des abwesenden Amtmanns den Scheidungsakt hatte vollziehen müssen. Trotz all seiner äußeren Lächerlichkeit war er gewissermaßen ein Charakter, eine ritterliche Persönlichkeit, freilich nur mäßig begabt, aber in seiner Einfalt so redlich und rechtdenkend, daß er sich noch über ein Verbrechen aufregen konnte. Zwischen seinen Standesgenossen und anderen Gleichgestellten wurde er deswegen in jeder Hinsicht als eine komische Figur betrachtet, und die roten Adern in seinen Augen und auf seinen Wangen verrieten außerdem mit nur zu großer Deutlichkeit, daß der halbhundertjährige Junggeselle in seiner Einsamkeit den Trost im Verkehr mit starken Getränken suchte, nach denen ritterliche und rechtschaffene Menschen hier in der Welt so oft ein Verlangen empfinden können.

Er trat mit seinem stereotypen Lächeln ein und machte eine Entschuldigung, falls er etwa stören sollte. Aber als Frau Engelstoft sah, wie das Gesicht hinter der Grimasse ernst und verlegen war, bekam sie von neuem einen kleinen Schwindelanfall.

„Bitte schön — nehmen Sie Platz, Herr Hardesvogt" sagte sie lebhaft. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

Ein entschuldigendes Lächeln entblößte abermals seine lange, falsche Zahnreihe, als er sich gesetzt hatte.

„Verzeihen Sie mir, meine gnädige Frau! Ich wollte mir gerade erlauben, Ihnen in aller Ehrerbietung dieselbe Frage zu stellen."

„Mir? Wie meinen Sie?"

„Gestatten Sie, daß ich meine Anliegen ganz ohne Umschweife vortrage?"

„Ja, das ist mir gerade das Liebste."

„Also — in meiner Eigenschaft als Polizeiobrigkeit und Handhaber der Ordnung hier in der Gegend habe ich mir gestattet, mich bei Ihnen einzufinden, meine gnädige Frau. Mit anderen Worten und ohne Umschweif, man hat mich über gewisse demonstrative Szenen benachrichtigt, die hier in der letzten Zeit auf dem Gut stattgefunden haben sollen. Und so bin ich denn jetzt zu Ihnen, meine gnädige Frau, gekommen, um Sie zu bitten, nicht daran zu zweifeln, daß es der Polizeiobrigkeit und speziell mir persönlich eine Ehrensache sein wird, Ihnen und ihrem Haus Schutz gegen jegliche Belästigung zu gewähren."

Wo will er nur hinaus? dachte Frau Engelstoft, die eine kleine Veränderung in seinem Ton bemerkt hatte.

„Ich danke Ihnen", erwiderte sie kühl.

Mehr und mehr verlegen fuhr der Hardesvogt fort:

„Ich hätte vielleicht schon längst gegen die Tumultanten einschreiten sollen, aber — ehrlich gestanden — ich habe auf eine Anmeldung von Ihnen selbst gewartet, meine gnädige Frau! Ohne eine solche können wir nur schwerlich mit dem richtigen Nachdruck eingreifen. Da ich mich nun heute in einer anderen Angelegenheit hier in der Gegend befand, habe ich mir erlaubt, Sie aufzusuchen, um Sie um Erlaubnis zu bitten, die Sache in die Hand nehmen zu dürfen. Ich gehe nämlich von der Voraussetzung aus, daß auch Sie — und vor allen Dingen Sie, meine gnädige Frau! — nicht billigen würden, wenn solche Unordnungen ungerügt hingehen!"

„Sie haben mein Schweigen gänzlich mißverstanden, Herr Hardesvogt. Wenn ich mich nicht beklagt habe, so geschieht es, weil ich keine Veranlassung sehe, die Polizei solcher Bagatellen wegen zu bemühen."

„Bagatellen, gnädige Frau? ...... Steinwürfe!"

„Nun ja! Solange man Sophiehöj nicht gerade mit Kanonen beschießt, gönne ich meinen Leuten diese Belustigung gern."

Der Hardesvogt, der sie in einem unbewachten Augenblick mit einem unruhigen forschenden Blick beobachtet hatte, starrte nach diesen Worten dumm und gleichsam lauschend in die Luft hinaus.

„Ja, wie soll ich eigentlich diese ...... diese wirklich überraschende Äußerung verstehen?"

„Ganz buchstäblich, Herr Hardesvogt! Vielleicht finden Sie es undankbar, daß ich Ihre Fürsorge für meine armen Fensterscheiben nicht besser zu schätzen weiß, aber ich habe seit meiner Kindheit eine Angst vor dem Gericht und seinen Handhabern gehabt, namentlich wenn das Gericht uns seinen Schutz anbietet."

Der Hardesvogt sah beschämt zu Boden und schwieg eine kleine Weile.

„Gestatten Sie mir trotzdem, Ihnen zu sagen, meine gnädige Frau, daß eine fortgesetzte Nachgebung besagten Tumultanten gegenüber meiner Meinung nach sehr unrichtig sein würde. Sie kann nämlich leicht gewisse ...... gewisse .... ja, es klingt ja ganz beleidigend ......"

„Genieren Sie sich nicht! Reden Sie nur offen heraus!"

„Hm! Ich meine diese törichten Geschichten unterstützen diese geistesschwachen Gerüchte, die im Umlauf sind. Es ist meine Überzeugung, daß die Bewegung einen solchen Umfang angenommen hat, daß man sie nicht länger ignorieren kann. Namentlich nicht nach den gemeinen Beschuldigungen, welche, wie Sie vielleicht gesehen haben, auch den Weg in die Zeitungen der Umgegend gefunden haben. Danach muß man ja auf alles vorbereitet sein.

„Was steht denn in den Zeitungen?" fragte sie — und fühlte wie ihr das sausende Blut in die Ohren stieg.

„Nichts Direktes — natürlich — aber um so mehr zwischen den Zeilen — so wie es die Sitte in unserer Journalistik geworden ist. Diese Blattschmierer werden ja zu blutdürstigen Wilden, sobald sie die geringste Möglichkeit ahnen, Sensation zu schaffen und Skandal zu machen. Und — leider — haben sie in diesem Falle starke Bundesgenossen."

„Was raten Sie mir denn zu tun?"

„Wie gesagt: ich halte es für notwendig, unverzüglich einzuschreiten. Ich glaube zu wissen, meine gnädige Frau, daß Ihre Passivität, eben weil man sie von Ihnen so wenig erwartet — zu Ihren Ungunsten ausgelegt worden ist. Ich brauche wohl nicht zu sagen, wen Sie in dieser Sache gegen sich haben. Da sind ja gewisse Personen, denen Ihre Rückkehr höchst ungelegen kam. In Anbetracht des Charakters dieser Personen liegt Grund zu der Besorgnis vor, daß das Unwesen um sich greifen wird, falls man ihm nicht rechtzeitig Einhalt gebietet."

„Ja, freilich! Ich glaube, daß Sie recht haben. Verhaften Sie die Leute und schaffen Sie mir Frieden!"

„Ich hoffe, daß mir das gelingen wird. Und dürfte ich Ihnen nun auch sagen, meine gnädige Frau, daß es mir im hohen Maße eine Befriedigung sein würde, wenn ich Gelegenheit haben könnte, den ungünstigen Eindruck auszulöschen, den ich bei unserem letzten Zusammentreffen wohl auf Sie gemacht habe. Ich versichere Sie, es gehört zu den schwersten Erinnerungen meines Lebens, daß es gerade mir beschieden sein sollte, bei der Gelegenheit Henkerdienste im Interesse einer verbrecherischen und verderbten gesellschaftlichen Ordnung zu verrichten."

Frau Engelstoft senkte die Augen und sagte ruhig:

„Ich glaube, daß Sie mir nicht absichtlich Schaden zugefügt haben. Ich danke Ihnen auch, daß Sie gekommen sind."

„Ich habe nur meine Pflicht getan, gegenüber der jüngsten, aber nicht zum wenigsten geschätzten Freundin meiner seligen Eltern. Ja, ich erzähle Ihnen da nichts Neues, meine gnädige Frau, wenn ich Ihnen sage, daß mein Vater und meine Mutter ganz in Sie verliebt waren, als Sie noch ein Kind waren. Es war den beiden Alten ein wirklicher Herzenskummer, als .... als das Unglück Ihre Familie traf und Sie aus der Gegend fortzogen. Sie hatten sich so daran gewöhnt, daß Sie ihnen jeden Montag die „Illustrierte Zeitung" brachten. Ach ja, die schöne Zeit der Jugend! Erinnern Sie sich noch des Schmiedeteiches, wo ich Sie in dem Winter, als wir den starken Frost hatten, Schlittschuhlaufen lehrte? Ich muß wohl damals ein fünfzehn-sechszehnjähriger Bursche gewesen sein und Sie meine gnädige Frau waren ein kleines Mädchen von acht, zehn Sommern. Ich sehe Sie noch ganz deutlich, wie Sie über die Schneefelder gegangen kamen, Sie gingen immer so treu mit Ihrem kleinen Bruder an der Hand, und ich konnte Sie schon in weiter Ferne an der roten Samtkappe erkennen. Ich habe später gedacht, daß es wohl auf Grund dieser Kappe gewesen ist, daß die Leute in der Gegend Sie noch viele Jahre später Rotkäppchen genannt haben. Mein seliger Vater nannte Sie bis zu seinem Tod nicht anders. Er sprach noch in seinen letzten Tagen von Ihnen und Ihrer Frau Mutter, die er so sehr geschätzt hatte."

Frau Engelstoft rückte ungeduldig auf dem Stuhl hin und her. Sie liebte nicht, an ihre glückliche Kindheit erinnert zu werden. In der Gerührtheit des Hardesvogt lag außerdem etwas, das sie kalt machte. Die gemeinsamen Erinnerungen verliehen seiner Rede eine Vertraulichkeit, die ihr peinlich war.

„Sie raten mir also eine Klage einzureichen und eine polizeiliche Untersuchung zu verlangen, Herr Hardesvogt?" unterbrach sie ihn.

„Ja, ich finde es wirklich ganz notwendig, kräftig einzugreifen. Eine Polizeiuntersuchung ist und bleibt das einzige wirksame Mittel, um so einen pöbelhaften Klatsch niederzuschlagen. Private Klagen ziehen sich immer in die Länge. Und währenddes hetzen Ihre Feinde eine Volksstimmung auf, die selbst das klarste Urteil nicht zu überwinden vermag. Sie machen sich keine Vorstellung von der Leichtgläubigkeit der Leute. Selbst die vernünftigsten Menschen lassen sich die scheußlichsten Räubergeschichten aufbinden, wenn es sich um den lieben Nächsten handelt. Ich könnte Ihnen die fürchterlichsten Gerüchte erzählen, die schon in gutem Glauben weitergegeben werden. — Ja, das ist wahr", unterbrach er sich plötzlich und wie durch einen kleinen Ruck und sah mit einem verstohlenen Seitenblick verschämt zu ihr auf. „Sie wissen natürlich selbst am besten, was man sich erzählt."

„Ich weiß nichts, und ich mache mir auch nichts daraus, etwas zu wissen."

„Aber Sie werden es doch kaum haben vermeiden können, meine gnädige Frau, zum Beispiel durch anonyme Briefe .. .... Sollten Sie wirklich noch nicht einen von diesen jetzt so üblichen Stinktöpfen zur Tür herein bekommen haben?"

„Nein."

„Wirklich nicht?

„Nein."

Sie wiederholte ihre Verneinung, obgleich sie anfing, Unrat zu ahnen. Sie begriff, daß er ihr mit seiner Frage eine Falle gestellt hatte. Sie erinnerte sich einmal gehört und gelesen zu haben, daß es ein ganz gewöhnlicher Polizeikniff sei, einem Verdächtigten Drohbriefe zu senden, um hinterher

die Wirkung zu studieren. Jetzt war indessen das Wort gefallen und konnte nicht zurückgezogen werden, ohne sie zu verraten. Sie versuchte dann die Sache besser zu machen, indem sie erklärend hinzufügte, daß sie in dieser Zeit überhaupt keine Briefe lese oder öffne von anderen als solchen, deren Handschrift sie kenne.

Aber der Hardesvogt war plötzlich stumm geworden. Er saß da und sog die Wangen ein mit einem unschlüssigen Ausdruck, als ob ein häßlicher Geruch ihm in die Nase gestiegen sei.

Frau Engelstoft ergriff schnell wieder das Wort:

„Ich weiß also nicht, was es ist, dessen man mich beschuldigt; aber ich kann es natürlich erraten. Ich lege jetzt die Sache in Ihre Hände. Und Sie glauben ja also, daß es wirklich notwendig ist, einen so großen Apparat in Bewegung zu setzen um einer so lächerlichen Angelegenheit wegen?“

Der Hardesvogt hatte wie verloren dagesessen und zu Boden gestarrt. Jetzt erhob er langsam seine blutunterlaufenen Augen mit einem geistesabwesenden Nebelblick.

„Ja, ja! freilich!“ sagte er nur.

Er hat Verdacht geschöpft! — durchzuckte es sie wie Todeskälte.

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort:

„Sie erwähnten vorhin die private Klage. Wäre der Ausweg im Grunde nicht vorzuziehen?“

„Hm! Ich muß es wiederholen: nur eine polizeimäßige Untersuchung kann hier volle Klarheit bringen. Und das ist ja, was Sie, meine gnädige Frau, um Ihrer selbst willen jetzt in erster Reihe fordern müssen. Wie ich Ihnen gesagt habe: eine private Klage wird leicht zu einer endlosen Geschichte. Es liegt immer in der Macht des Gegners, die Entscheidung zu verzögern, und währenddes breitet sich das Volksgerede aus. Aber im Gerichtssaal — vor der Schranke

— kommt einem alten Wort zufolge auch das Gewissen zur Sprache. So mit seiner ewigen Seligkeit für jedes Wort einstehen zu müssen, was man sagt, das lehrt in den meisten Fällen die Leute, mit der Wahrheit vorsichtig umzugehen."

„Ich glaube trotzdem, ich würde das andere Verfahren vorziehen. Das Volksgerede geniert mich nicht. Gegen dergleichen Dinge bin ich abgehärtet worden."

„Meine gnädige Frau. Jetzt spricht sicher wieder Ihr Mißtrauen zu der Handhabung des Gerichts hier im Lande."

„Nun ja. Und ist das etwa ohne Grund? Damals als wir zuletzt miteinander sprachen, Herr Hardesvogt, stellte ich mich unter Ihren Schutz. Aber damals galt kein Recht für mich und mein Kind. Und damals handelte es sich doch um mehr als um ein paar eingeworfene Fensterscheiben."

„Ich sagte Ihnen vorhin bereits — und ich bitte Sie mir zu glauben, Frau Engelstoft, daß ich schweren Herzens die Handlung vornahm, auf die Sie jetzt wieder anspielen."

„Aber Sie taten es trotzdem: Im Namen des Königs und des Gesetzes."

„Es war meine traurige Amtspflicht."

„Ja! Und jetzt sind Sie besorgt um meine bürgerliche Ehre. Das können Sie sich sparen. Es ist mir ganz gleichgültig, was die Leute von mir sagen oder meinen. Sie wissen doch wohl, daß der Mann, der meiner Mutter Haare weiß machte, bevor sie vierzig Jahre alt war, und der den letzten Rest ihres Geldes mit einer Dirne durchbrachte — nicht wahr? — daß der Mann dessenungeachtet bis zu seinem Tode die volle Achtung seiner Mitbürger besaß. Er war hochangesehen in den feinsten Kreisen, selbst vom König mit einem Titel und einem Orden geehrt, während Jean, der arme Teufel, nach Amerika reisen und vor Hunger und Scham sterben mußte, weil er zwei armselige Mark aus der Kasse seines

Prinzipals genommen hatte. Mißtrauen zu der Gerechtigkeit in diesem Lande. Ja, das habe ich — Gott sei Dank! Die Leute mögen mich Dieb und Betrüger, ja Mörderin und Giftmischerin nennen, wenn sie es wollen. Das rührt mich nicht."

Der Hardesvogt erhob sich schweigend. Er blieb jedoch hinter dem Stuhl stehen und stützte sich mit der Hand auf die Lehne. Es schwindelte ihm offenbar ein wenig, so daß er sich fest halten mußte. Aber gleichzeitig war etwas Strammes und Zugeknöpftes über ihn gekommen. Es war, als habe er die Uniform angezogen. Die leeren Augen liefen im Zimmer umher, um es zu vermeiden, sie anzusehen.

Endlich raffte er sich auf, um vorzutreten und Abschied zu nehmen. Er tat das mit einer törichten und zeremoniellen Entschuldigung, sie ermüdet zu haben.

Von ihrem Stuhl aus folgte sie ihm mit den Augen, während er ducknackig und auf wackelnden Beinen hinausstolperte. Und als sich die Tür hinter seinen Fersen schloß, seufzte sie langsam vor sich hin. Sie wußte jetzt, daß sie sich verraten hatte, daß der letzte, vielleicht der einzige, der ein wenig Freundschaft für sie empfand, und derjenige, mit dessen guten Glauben an sie sie gerade gerechnet hatte, jetzt gezwungen sein würde, gemeinsame Sache mit ihren Feinden zu machen. Aber die fürchtete sie nicht. Sie sollten sie nicht fangen! Und sie bereute nichts. Selbst wenn sie das Geschehene hätte ungeschehen machen können, sie würde es doch nicht getan haben.

Die alte Mamsell Andersen kam herein und meldete, der Kaplan wolle gehen und möchte sich gern von der gnädigen Frau verabschieden.

„Ja, ja — bitte schön!"

Sie erhob sich schwerfällig, ging auf das Fenster zu und sah hinaus. Von hier aus nickte sie über die Schulter dem Kaplan zu, als er herein kam, und bat ihn, Platz zu nehmen.

Er wollte sich jedoch nicht setzen, sondern blieb hinter dem Stuhl stehen, den der Hardesvogt eben verlassen hatte. Es hatte angefangen zu dämmern. Die Sturmflecken auf den Fensterscheiben hatten einen rötlichen Schimmer von der Sonne angenommen, die da draußen hinter den Wäldern in einen Wolkenberg drohend unterging.

Jetzt kam auch Esther herein. Sie wirkte wunderlich puppen- oder zwergartig in ihrem viel zu erwachsenen schwarzen Schleppkleid mit der hohen Krause um den Hals. Sie brachte einen kleinen Korb mit reifen Pfirsichen und hatte selbst frische Farbe auf den Wangen von dem langen Aufenthalt im Freien.

„Hier ist ja Besuch gewesen, Mutter!" sagte sie überrascht. (Ihre kleine blonde Stimme klang schwermütig und erinnerte an abendliches Vogelgezwitscher.)

Die Mutter antwortete weder ja noch nein und wandte sich auch nicht um.

„Signe sagte, es wäre der Hardesvogt gewesen!"

„Ja. Er war hier in einer Erbschaftsangelegenheit. Aber davon verstehst du nichts, mein Kind."

„Nein, weltklug ist Fräulein Esther nicht", sagte der Kaplan lachend. „Aber das gnädige Fräulein hat mich doch in bezug auf mancherlei vergnügliche Sachen belehrt. So zum Beispiel war ich ganz unkundig als Pomolog, aber jetzt kann ich wenigstens ein Dutzend verschiedener Äpfel- und Birnensorten nach dem Geschmack unterscheiden. Das ist ein vollkommenes Studium. Und sonderbar: Jeder Baum im Garten ist getauft und trägt den Namen eines Heiligen — frisch aus dem Kalender geholt — das wußte ich wahrlich nicht!"

Esther wurde dunkelrot und sah schüchtern zu der Mutter hinüber.

Aber die Mutter wandte sich gar nicht um. Sie war so

von ihren eigenen Gedanken in Anspruch genommen, daß sie gar nicht gehört hatte, was der Kaplan sagte.

Nach einer Weile fragte sie:

„Wie war das doch, Herr Pastor Bjerring? Sollten Sie nicht eigentlich Jurist werden? Mir deucht, Sie haben einmal davon gesprochen."

„Ja, es war der innigste Wunsch meines Vaters, mich in goldgestickter Uniform zu sehen. Aber in dem Punkt konnte ich mich nicht nach seinem Willen fügen."

„Darin taten Sie recht. So eine Uniform hätte Sie auch sicher nicht gut gekleidet. Aber warum wurden Sie denn Geistlicher?"

„Die Frage haben Sie mir schon früher einmal gestellt, Frau Engelstoft. Und ich antworte Ihnen jetzt wie damals: weil ich Beruf zu diesem Amt empfand."

„Beruf? — Ja, Sie sind so jung. Glauben Sie wirklich an Berufungen?"

„Dann nennen Sie es Neigung, oder Trieb."

„Sagen Sie lieber Zufall. Das ist besser. Unser ganzes Leben ist ein Spielwerk des Zufalles. Wir sind verantwortungslos wie das Korn auf dem Felde. Im guten und bösen werden wir, was Wind und Wetter aus uns macht."

„Sie wissen, daß ich auch hierin ganz und gar uneinig mit Ihnen bin, Frau Engelstoft. In dem, was ein launenhaftes und zweckloses Spiel von Zufälligkeiten zu sein scheint, herrscht des allweisen Gottes Wille."

„Nun, und es war also Gottes Wille in bezug auf Sie, daß Sie Geistlicher werden sollten?"

„Das glaube ich. Das hoffe ich. Seit der Zeit, als ich zur Einsegnung ging, ist es mein einziger Wunsch gewesen, meinem himmlischen Vater zu dienen und an dem Kampf für den Fortschritt des Reiches Gottes teilzunehmen."

Nach einer langen Pause sagte Frau Engelstoft:

„Gottes Reich! Das existiert ja gar nicht mehr! Die Menschen haben es abgeschafft. Wir haben es durch unseren eigenen selbstgemachten bürgerlichen Staat erstattet. Derjenige, der Gottes Gesetzen folgt, ist jetzt landflüchtig hier auf Erden. So ist alles auf den Kopf gestellt!"

„Was nennen Sie Gottes Gesetz, Frau Engelstoft?" fragte der Kaplan lächelnd.

Er hielt seine Mütze hinter dem Rücken und stand und wiegte sich kampfeifrig und siegesgewiß auf den Absätzen.

Sie wandte sich halb um und maß ihn mit den Augen.

„Was ich Gottes Gesetz nenne? — Es steht ein Gesetz in unseren Herzen geschrieben, Herr Pastor! Wissen Sie das nicht?"

„Ja, ich habe davon gehört. Ich glaube aber, daß das Gesetz in den meisten Fällen ebenso schwierig zu deuten ist, wie der neue Entwurf zu einem Wechselgesetz, von dem ich neulich in einer Zeitung las. Es stand da, es sei so verwickelt, daß niemand klug daraus werden könne, ohne seinen Verstand zu verlieren. Ich will es offen gestehen, zu der „inneren Stimme", die der Unglaube immer so hoch stellt, habe ich kein Vertrauen. Man kann ja doch nie mit Sicherheit wissen, woher sie kommt, ob nicht etwa unsere Eigenliebe, unsere Eitelkeit, unsere Begierde uns — fromm maskiert — einen Streich spielt. Die Stimme des Gewissens ist außerdem so vielzüngig. Stiftsprobst Magensen hat gerade eben in seiner herrlichen Schrift über das Abendmahl darauf aufmerksam gemacht, wie verschieden das Gewissen zu uns redet, wie ränkevoll es sich nach unseren Wünschen fügen kann, wie geschmeidig es versteht, sein Wesen nach unserem Befinden abzupassen, ja gar nach dem Wetter und den Marktpreisen. Es sagt uns etwas ganz anderes und ist namentlich nicht an-

nährend so aufdringlich, wenn die Sonne scheint und wenn wir Geld in der Tasche haben, als wenn der Himmel grau und traurig ist und wenn Schmalhans oder Krankheit im Hause herrscht. Stiftspropst Magensen sagt irgendwo gerade heraus, daß er in der Erzählung in der Bibel von dem Sündenfall die Schlange mit der zweiteiligen Zunge als die falsche Gottesstimme des Gewissens auffasse, die durch die Zeiten hindurch die Menschen betört habe und sie so häufig zum Abfall und zu so vielen Verbrechen verleitet hat."

Frau Engelstoft hatte sich von dem Fenster entfernt. Auf ihrem Wege durch das Zimmer hatte sie einen gestrickten Schal genommen, der über eine Stuhllehne hing, und ihn mit einem kleinen Kälteschauer um die Schultern gelegt. Jetzt stand sie vor ihrem Arbeitstisch und blätterte in einigen Abrechnungen. Über den Rand des Papiers sah sie verstohlen zu ihm hinüber mit einem unsicheren, fast bösen Blick.

„Wo suchen Sie denn Gottes Gesetz?" fragte sie.

„In seinem Wort. In seinem klaren geoffenbarten Wort, das niemals zweideutig ist, niemals Platz für Mißverständnis oder Juristerei übrig läßt. Dort steht sein Gebot mit einer Deutlichkeit geschrieben, so daß selbst ein Kind es begreifen kann. Du sollst nicht stehlen, du sollst nicht töten, du sollst nicht begehren, was deines Nächsten ist. Und doch sind es dieselben Gebote, die auch die Grundlage für die bürgerliche Gesellschaftsordnung in allen christlichen Staaten bilden. Man kann daher nicht ohne eine starke Verdrehung der Wahrheit sagen, daß das göttliche Gesetz nicht mehr existiert oder geachtet wird. Es ist natürlich keineswegs meine Meinung, daß der Kampf mit dem Chaos ausgekämpft sein sollte. Leider nein. So ist es nicht! Gottes Ordnungsreich ist hier auf Erden erst in seinem Werden begriffen. Aber mit jedem Tag, der vergeht, siegt das Licht über die Finsternis. Wenn man

— ja, verzeihen Sie, Frau Engelstoft, daß ich es so gerade heraussage — aber wenn man wie Sie sich außerhalb der kämpfenden Kirche und der Gemeinde der Gläubigen gestellt hat, so ermangelt man einer wesentlichen Bedingung, gerecht über Sieg und Niederlage urteilen zu können."

Frau Engelstoft war während dieser langen Rede ein paarmal mit ihren kleinen, schnellen und leichten Schritten im Zimmer auf und nieder gegangen. Sie hatte jetzt ihre Arme ganz in den Schal gewickelt und hielt sie über der Brust gekreuzt. Die Todeskälte von vorhin durchschauerte sie. Sie war ihr zum Herzen aufgestiegen und machte ihren ganzen Körper wie im Fieber erschauern.

Jetzt blieb sie mitten im Zimmer stehen, warf den Kopf in den Nacken und sagte fast schreiend:

„Aber sehen Sie denn nicht, Mensch, wie Gottes Gebote verhöhnt werden und zwar in der Kirche selbst und von den eigenen Männern der Kirche! Wie können Sie nur alle die schäbigen Phrasen in Ihren Mund nehmen! Du sollst nicht töten! Nein, aber wenn die Welt, die Geldmacht oder die Könige Krieg haben wollen, so erflehen die Geistlichen fröhlich den Segen Gottes über alle Mordwaffen herab! Du sollst nicht schwören, steht da geschrieben; deine Rede soll sein Ja, Ja, Nein, Nein. Aber darf ich fragen: kann nicht jeder von uns zu jeder Zeit gezwungen werden, den Namen des Höchsten zu mißbrauchen. Steht da nicht auch geschrieben; du darfst nicht deines Nächsten Haus begehren, und daß diejenige, die einen geschiedenen Mann ehelicht, als Ehebrecherin gerechnet wird? Steht das nicht da? Aber was tun die Geistlichen? Stehen sie nicht vor dem Altar und segnen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes die erste, beste unanständige Verbindung? Und obendrein gegen Bezahlung! Um schmutzigen Gewinnes willen!

— Nein, es gibt keinen Gott! Ein Teufel regiert die Welt, und denjenigen, der am meisten gewissenlos stiehlt, lügt und tötet, sättigt er mit seinem Segen."

Der Kaplan schwieg, entsetzt über den Abgrund von ungezähmter Leidenschaft, in den sie ihn hier hatte hinabsehen lassen, und von wo ihre Worte wie glühende Steine eines Kraters hinausgeschleudert wurden. Er konnte sich nicht bequemen, etwas zu erwidern. Frau Engelstofts Gemütszustand war offenbar heute in der Verfassung, daß es fruchtlos gewesen sein würde, diese Unterhaltung fortzusetzen. Außerdem war er von Fräulein Esthers Verhalten ein wenig in Anspruch genommen. Das junge Mädchen hatte sich nach ihrer Gewohnheit einen halb verborgenen Platz in dem Lehnstuhl neben dem Ofen in der Nähe der Tür nach der Diele gewählt. Und hier hatte sie ganz still gesessen und zugehört. Aber während dieses letzten, ungezähmten Ausbruchs der Mutter hatte sie sich erhoben. Bleich vor Angst und Scham war sie zum Zimmer hinausgeschlichen.

Das arme Kind! — dachte er — sie fühlt sich nicht wohl hier!

Nach einer Weile entfernte er sich selbst mißmutig. Frau Engelstoft stand wieder am Fenster und reichte ihm nicht die Hand. Sie erwiderte kaum seinen Abschiedsgruß.

Aber sobald sie allein geblieben war, brach sie zusammen. Das Weib in ihr forderte schließlich sein Recht. Sie schleppte sich nach dem Stuhl an ihrem Arbeitstisch und sank matt und willenlos darin nieder. Still klagend, die Hände vor dem Gesicht, saß sie da, während die Dämmerung aus den Ecken des Zimmers hervorwuchs. Es war einer dieser Augenblicke, in dem sie mit ihrer letzten Widerstandskraft sich selbst anflehen mußte, der Versuchung, dem ganzen ein schnelles Ende zu machen, nicht nachzugeben. Das Leben war ihr

schon lange eine fast unerträgliche Pein gewesen. Nur um Esthers willen hatte sie die Schande und die Demütigungen dieser letzten Jahre ertragen. Allein dieses hilflose Kind hatte sie in einer Welt und einer Menschengesellschaft zurückgehalten, die sie von Tag zu Tag mit größerem Abscheu erfüllte.

Draußen auf dem Gang stand die alte Mamsell Andersen, die ihr einen Bescheid zu überbringen hatte. Aber sie wagte nicht hineinzugehen. Sie war Fräulein Esther begegnet, als diese dem Weinen nahe in ihre Kammer geflohen war, und später hatte sie den Kaplan mit trostloser Miene fortgehen sehen. Sie stand nun mit dem Ohr an der Tür und hörte von da drinnen das unterdrückte Schluchzen ihrer Herrin.



Als der Wächter auf Sophiehöj in der dunklen Regennacht seinen dritten Rundgang um die großen Scheunen, vorüber an den Ställen und den langen offenen Warenschuppen gemacht hatte und nach dem Schloß zurückkehrte, stieg er mit seinen gewöhnlichen vielen Brummlauten und Beschwörungen in den Keller unter dem Wirtschaftsflügel hinab, um seine Nachtmahlzeit zu essen und ein wenig gekochtes Bier, das für ihn in der Gesindestube hingestellt war, zu trinken.

Wenn er da unten an dem langen Tisch in dem großen, düsteren Raum saß, die Laterne vor sich auf dem Tisch, ließ er sich in der Regel auf eine kleine Unterhaltung mit den Küchenmägden ein, die in der Kammer dahinter lagen, und von welchen einige fast immer von dem Schimmer von seiner Laterne oder dem Stampfen seiner schweren Holzschuhstiefel geweckt wurden. Der Luft halber stand die Tür

zwischen den beiden Räumen während der Nacht immer offen, und der Wächter Sören war ja ein alter Kerl, vor dem man sich nicht zu genieren brauchte. Er war außerdem trotz all seines Brummens und Fluchens ein Spaßmacher, mit dem die Mägde des Hofes gern ihren Scherz trieben, und diese nächtlichen Unterhaltungen hatten sich im Laufe der Jahre eingenistet, obwohl es keineswegs Liebenswürdigkeiten waren, die man durch die Tür austauschte.

Der Anfang wurde in der Regel drinnen aus den Betten mit einer Frage über das Wetter, einem langen Gähnen oder einem schläfrigen Fluchen über „das verdammte Rumoren, das er da betrieb" eingeleitet. Und Sören, dessen Witz darin bestand, Dinge zu sagen, die kein anderer Frauenzimmern gegenüber in den Mund zu nehmen wagte, handhabte unabänderlich jede noch so unschuldige Bemerkung in einer solchen Weise, daß sie eine unanständige Bedeutung erhielt. Da entstand dann ein Kichern und Grinsen drinnen unter den dicken wollenen Betten, und ein Mädchen nach dem andern erwachte und nahm teil an dem Scherz.

Aber als Sören in dieser Nacht aus dem Regen hinunter kam, hörte er schon draußen auf der Diele, daß alle Mädchen wach waren. Sie merkten es auch kaum, als er hereingetrampelt kam, so ging ihnen das Mundwerk und keine antwortete auf sein Guten Abend. Er gab seinem Verdruß keinen Ausdruck, sondern setzte sich schweigend nieder und begann mit seiner Mahlzeit. Langsam schnitt er mit seinem rostigen Taschenmesser einen Streifen nach dem anderen von dem zolldicken Butterbrot und stopfte sie durch einen Druck mit dem Daumen gut in die rechte Backentasche hinab.

Als er eine Weile darauf gewartet hatte, daß man Notiz von ihm nehmen würde, sagte er mit barscher Stimme:

„Was für Narrenspossen treibt Ihr da drinnen, Ihr Dirnen? Ihr habt wohl Mannesleute bei Euch?"

„Du kannst ja hereinkommen und nachsehen", sagte ein Mädchen.

„Na, ja! Das bist du, Lotte, meine Snuteken, du kannst es wohl gar nicht mehr aushalten. Ja, wart' nur, ich bin gleich da."

„Weißt du am Ende, Sören, warum der Hardesvogt heute oben bei der Kröte war?" fragte jetzt eine andere.

„Das is' nichts, wo sich die kleinen Mächen um zu kümmern brauchen. Das is' nich' gut für Euch. Setzt Ihr Euch man auf Eure eigenen vier Buchstaben, Kinder, da is' Platz genug."

„Der Kutscher Jens sagt, da soll Verhör sein", sagte ängstlich eine dritte.

„Ei, Guten Abend, kleine Ellen, was sagst du da von Kutscher Jens. Ja, das is' 'n Kerl, der seine Apparate in Ordnung hat. Frag' man Sine, ob es nich' wahr is', was ich sag'."

Da entstand ein fürchterliches Gekicher da drinnen unter den Federbetten, aber eines von den Mädchen richtete sich mit einer solchen Kraft auf, daß das Bett krachte, und fragte beleidigt:

„Was meinst du damit, Sören."

„Was ich mein'? Ja, wenn ich es nur wüßt', wovon sie so rundlich geworden is', wie der Küster in Badum sagte, als er Amen sagen sollte."

So fuhren sie eine Weile fort, bis eine mit sehr bestimmtem Ton sagte:

„Verschon uns gefälligst mit dem Geschwätz. Nu haben wir Sören seinen Unsinn schon lange genug angehört. Iss' du dein Butterbrot und laß uns in Frieden schlafen."

„Ei, ei! Da bis du, Maren Bählamm. Es is' ja gewaltig, wie du dein Mundwerk geschmiert hast. Wann hast du den kleinen Per Kniff zuletzt im Himmelreich gesehen?"

Aber die Mädchen waren jetzt müde geworden. Eine nach der andern drehte sich auf die Seite herum und zupfte das Federbett zurecht, um zu schlafen.

„Gute Nacht, mein Schatz!" sagte die eine.

„Grüße deine Großmutter, Sören", sagte eine andere.

„Ja, und laß dir Tee kochen", sagte eine dritte.

Sören brummte, die Backentasche von einem neuen tüchtigen Happen ausgeweitet.

„Ja, ja, wart' man, ich komm' gleich und will Euch zeigen, was 'ne Harke is'. Was sagst du, Lotteschnut?"

Aber niemand antwortete ihm mehr. Bald ertönte von da drinnen ein mehrstimmiges Schnarchen von dem trübseligen Flötenlaut einer verstopften Nase begleitet.

Nach einer Weile faltete Sören sein Messer zusammen, fuhr sich mit dem Handrücken über seinen schmierigen Mund, trank noch einen tüchtigen Schluck aus dem Bierkrug, stieß darauf ein paarmal mit tiefem Wohlbehagen auf und erhob sich endlich.

Draußen hatte der Regen aufgehört, aber der Himmel war noch überzogen. Sören sah zu der Wetterfahne auf der hohen Scheune hinauf. Er prophezeite gutes Wetter nach Sonnenaufgang. Dann hängte er seine Laterne in seinen Gürtel und begann seine einsame Nachtwanderung von neuem.

Da blieb er plötzlich mit einem Ruck stehen. Er sah, daß in ein paar Fenstern im ersten Stockwerk in dem Flügel des Schlosses Licht gekommen war, da wo die Fremdenzimmer lagen, und wo Frau Engelstoft und ihre Tochter jetzt ihre privaten Wohnzimmer und Schlafstuben hatten.

„Jetzt spukt sie!" sagte er laut zu sich und fing förmlich an zu zittern.

Jede Nacht seit dem Tod des Gutsbesitzers hatte er dieselben Fenster erleuchtet gesehen, bisweilen nur einige wenige Minuten, aber auch einige Male mehrere Stunden nach einander. Sören war nicht abergläubisch. Er wußte sehr wohl, daß es weder Gespenster noch Hexen oder andere Ungetüme mehr gab. Aber er war ein gottesfürchtiger Mann, der an seine Bibel glaubte. Und er hatte darin von schlechten und ruchlosen Weibern gelesen, die der Böse des Nachts besuchte und die sich von ihm mit Macht und Reichtum bezahlen ließen.

Abermals zuckte er zusammen, als er einen Schatten über das Rouleau vor dem einen Fenster hingleiten sah. Ihm wurde förmlich unheimlich zu Mute. Aber da sagte er sich, daß er hier ja sein gesetzmäßiges Amt verrichte und nichts zu fürchten habe. — — —

Die zwei erleuchteten Fenster gehörten zu einem größeren Kabinett, das vor Frau Engelstofts Schlafzimmer lag, und es war ihr eigener Schatten, den Sören auf dem Rouleau gesehen hatte. Zu ihren übrigen Heimsuchungen waren mit den Jahren auch die Qualen der Schlaflosigkeit gekommen. Sie schlief selten mehr als ein paar Stunden zur Zeit. Dann ward sie durch ihre Träume aufgeschreckt und mußte aufstehen und ein wenig umhergehen oder an ihren Abrechnungen arbeiten, um die Nerven zur Ruhe zu bringen und die Gedanken zu betäuben. Aber in dieser Nacht hatte sie gar nicht schlafen können, und jetzt ging sie da halb angekleidet, mit lautlosen Schritten auf und nieder im Zimmer in einem roten Tuchschlafrock, während das kurze aber dicke graublonde Haar lose auf die Schultern herabhing. Stunde auf Stunde hatte sie wach gelegen und sich hin und her

geworfen, bis das Bett zu einem glühenden Ofen geworden war.

Sie hatte jetzt auch beschlossen, daß es mit diesen Kaplanbesuchen hier auf Sophiehöj ein Ende haben sollte. Und zwar nicht allein um Esthers willen. In diese jugendlich freimütige Sprache, die sich der Kaplan allmählich erlaubt hatte — mochte es nun aus Naivität oder Frechheit sein — wollte sie sich nicht mehr finden. Es war ihr heute klar geworden, welche gefährliche Person er in all seiner Lächerlichkeit war. Er besaß eine Fähigkeit, seine Worte zu belegen, so daß sie trotz ihrer Einfalt verwirrten und einen unsicher machten. Und mehr als zu irgendeiner Zeit in ihrem Leben hatte sie jetzt alle ihre Kaltblütigkeit nötig. Keine Fiber in ihrem Herzen durfte jetzt beben, wo die ganze Meute, die Zungen lang aus dem Hals, bereit stand, sie und ihr Kind zu zerreißen.

Sie ging einen Augenblick in das Schlafzimmer hinein und kam mit ihrem Schlüsselbund zurück. Setzte dann die Lampe von dem Sofatisch auf ein Schatulle, die zwischen den Fenstern stand, und öffnete die Klappe des Schreibpults. Es war ein altargroßes Rokokomöbel, das ebenso wie das übrige Mobiliar des Zimmers kostbar mit Silber und Perlmutter eingelegt war, ein Prachtstück, nach dem die Finger des Realschuldirektors ganz speziell gejuckt hatten. Er hatte es jedenfalls ausdrücklich in der Schenkungsurkunde zusammen mit vielen anderen der wertvollen Möbel des Schlosses und den übrigen Kostbarkeiten erwähnt, die ausersehen waren, um die künftige Direktorwohnung hier auf dem Schloß zu schmücken.

Sie setzte sich an das Pult und entnahm einer der vielen kleinen Schubladen über der Klappe eine Sammlung Papiere in einem korngelben Umschlag. Es war Niels' viel besproche-

nes Testament. Die Hand unter dem Kopf, begann sie darin zu blättern, las bald hier, bald dort, obgleich sie schon längst seine hundertundvierzehn Paragraphen auswendig wußte. Wenn ihr Gemüt beunruhigt war, nahm sie beständig ihre Zuflucht zu diesem Dokument wie zu einem Trostbuch. In seiner Schamlosigkeit suchte sie ihre Rechtfertigung. Mit dem Zeugnis dieser Gemeinheit vor Augen ward sie bestärkt in ihrer Überzeugung nach Gesetzen gehandelt zu haben, die heiliger waren, als die des Staates. Daher hatte sie sich auch nicht entschließen können, es zu vernichten. Obwohl sie begriff, wie gefährlich es für sie werden konnte, daß es noch existierte, wollte sie sich doch nicht davon trennen. Es war ja der Beweis, der in letzter Instanz ihre Feinde fällen sollte. Sie wollte es bis zu ihrem Tod aufheben, damit auf alle Fälle eine Nachwelt über sie und ihre Feinde richten konnte.

Die Türen rings umher waren sorgfältig abgeschlossen, nur die Tür zu ihrer Schlafstube stand offen, und von hier war ebenfalls die Verbindungstür zu Esthers Zimmer daneben geöffnet. Sie wußte nicht, daß die Tochter wach war, noch weniger, daß sie mit verweinten Augen aufrecht im Bett saß. Am allerwenigsten ahnte sie, daß diese Augen sie in dem großen Pfeilerspiegel beobachten konnten, der in ihrem eigenen Schlafzimmer in der Nähe der Tür hing.

Esther war teils von ihren eigenen Gedanken, teils von Angst und Sorge um die Mutter wach gehalten, die sie trotzdem mit dem Gehorsam des Instinkts liebte. Sie hatte gehört, daß sie ein Schlafpulver nahm, ehe sie sich hinlegte, und doch hatte sie nicht geschlafen. Die arme Mutter! Es tat ihr so herzlich leid um sie, daß sie es immer so schwer haben mußte. Aber auch ihr eigener Sinn war unruhig und zum Zerspringen von feierlichen Gedanken angefüllt. Alles was der Kaplan ihr draußen im Garten gesagt hatte, fuhr

fort sie zu verfolgen. Sie fand, es war sonderbar, daß die Mutter so böse auf ihn geworden war. Sie hatte freilich nicht alles verstanden, worüber er gesprochen hatte; aber wenn sie die Augen schloß, hatte seine Stimme ihr wie Orgeltöne geklungen. Draußen im Garten hatte er sie plötzlich gefragt, ob sie nicht die Gewohnheit habe, ein Abendgebet zu sprechen. Sie hatte gefühlt, daß sie rot geworden war, und um nichts zu sagen, was nicht wahr war, hatte sie nichts geantwortet. Da hatte er sie einen kleinen Vers gelehrt und gesagt, den solle sie aufrichtig jeden Morgen und Abend sprechen; und es war besonders dieser Vers, der in ihren Ohren beständig wiederklang, so wie eine Melodie, die man gehört hat und nicht los werden kann:

Lieber Herr Jesus in der Höhe,
Nimm du in deine Hand mein' Seel',
Trag mich empor — — —

Sie hielt inne. Sie hatte im Spiegel die Mutter plötzlich zusammenzucken sehen. Es war ihr klar, daß sie in ihrem Selbstvergessen einige Worte laut gesprochen hatte. Still kroch sie unter die Bettdecke, und als die Mutter einen Augenblick später in der Tür erschien und fragte, ob sie schlafe, antwortete sie nicht. — —

Während alles dessen hatte der Nachtwächter Sören von neuem seinen Rundgang um die großen Scheunen, die Ställe und die langen offenen Vorratsschuppen beendet. Er stand jetzt wieder vor dem Schlosse und schielte zu den beiden erleuchteten Fenstern in dem linken Flügel hinauf. — Hu! Mit einem Grunzen ging er weiter. Drüben hinter der Molkerei setzte er sich auf die Deichsel eines alten Göpels, stopfte eine kleine, hölzerne Pfeife, zündete sie in seiner Pelzmütze an und begann zu grübeln.

Er konnte von diesem Platz aus das ganze weitläufige Ge-

bäudelabyrinth bis hinab zu dem Eiskeller und der Schmiede übersehen und jeden Laut bis zu dem Pipsen der jungen Mäuse in den Strohmieten auffangen. Und da lag nun das alte Schloß vor ihm und ragte zu dem finstern Himmel auf mit seinem kleinen, dicken Turm und der dünnen Spitze.

Seit bald vierzig Jahren hatte er hier gesessen und sein Heiligtum bewacht, und jede Nacht in dieser traurigen und unglücklichen Zeit durchlebte er in den Gedanken von neuem das Leben, dessen stummer Zeuge er in diesen vielen Jahren gewesen war. Er konnte bis zu dem alten Geheimrat zurückdenken, der immer „du Esel" zu seinen Dienern sagte und ihnen ins Gesicht spuckte, wenn ihm der Kopf so recht schlecht stand. Das waren frohe Tage und lustige Nächte damals mit Tanz und fremden Musikanten und Pechfackeln rings um den Schloßgraben, und der Park war so voll von bunten Lichtern wie ein Paradies. Er entsann sich auch leibhaftig des Tages, als der König in höchsteigener Person mit allen seinen Generälen nach dem Schlosse kam und ihm ein Goldstück in den Hut warf, als er von dannen fuhr. Am liebsten dachte er aber doch an den Tag, den stolzesten in seinem Leben, als ihm der Geheimrat Heimatsrecht auf dem Hofe verlieh. „Sören", sagte er, „von heute an hast du Esel Heimatsrecht auf dem Hofe. Du bist mir ein treuer Diener gewesen, und du sollst bis an deinen Todestag hier auf Sophiehöj bleiben."

Welch' Leben war ihm und ihnen allen wohl nun unter dem Regiment dieses Teufelsweibes beschieden. Sollte es wohl in Erfüllung gehen, was die heilige Ane neulich vorausgesagt hatte, daß Feuer und Schwefel und Arsenik der Hölle über das Schloß kommen und es zerstören würden? Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn man jetzt wohl verwahrt in seinem Leichenhemd lag. Niemals würde er den Abend

neulich vergessen, als der junge Gutsbesitzer starb. Er hatte hier an dieser Stelle gesessen und ein paar Züge aus der Pfeife getan. Da entstand auf einmal ein so wunderliches Geräusch drinnen im Schlosse, und als er dahin gekommen war, kam der Schreiber barköpfig über den Hof gelaufen und erzählte, der Gutsbesitzer sei gestorben. Ach, Jesus, wie ihm da zu Mute wurde! Und er wollte seinen Hals darauf in die Schlinge legen, daß die böse Teufelshure ihm was eingegeben hatte. Möchte die Strafe Gottes sie treffen! Der Hardesvogt, dieser Narr, der konnte sie nicht zum Geständnis bringen. — —

Frau Engelstoft saß am nächsten Vormittag mit Esther am Frühstückstisch, als der Kaplan gemeldet wurde. Sie sah verstohlen zu der Tochter hinüber, und als sie bemerkte, wie fieberhaft diese anfing, ein Stück Brot zu bestreichen, beschloß sie zu handeln. Sie erteilte den Befehl, den Gast in die Gartenstube zu weisen, und um sich dagegen zu sichern, daß die beiden Jungen sich später im Park begegnen würden, sagte sie zu Esther, als sie mit dem Frühstück fertig waren, sie solle auf ihr Zimmer gehen und sehen, daß sie die Befehlzettel an den Verwalter auf Agersögaard fertig mache, die sie ihr zum Abschreiben gegeben hatte, um sie ein wenig vernünftig zu beschäftigen.

Trotz dem Zusammenstoß am vorhergehenden Tage begrüßte der Kaplan sie mit seiner gewöhnten Freimütigkeit. Er stand an einem Fenster, drehte sich aber auf dem Absatze herum, als er sie kommen hörte, und machte seine verlegene Verbeugung.

„Guten Tag, meine gnädige Frau! Ja, da haben Sie mich wieder! Ich bin wie der berühmte Tirolerferdinand, der auch herumging und in den Höfen sang. Ich singe am liebsten in der Morgenstunde."

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte sie kühl und ohne ihn aufzufordern sich zu setzen.

Der Kapellan starrte sie mit offenem Munde an.

„Mir dienen —?“

Erst jetzt bemerkte er die Veränderung in ihrem Wesen und wurde verlegen. Er stand eine Weile da und sah vor sich nieder mit einer Miene, die sie entwaffnete. Sie fand ihn in diesem Augenblick beinahe schön. Aber nun erhob er den Kopf, entfernte mit einer schnellen Handbewegung die langen Haarsträhnen von der Stirne und sagte:

„Ja, gestatten Sie mir, Ihnen eine Frage zu stellen, Frau Engelstoft?“

„Bitte schön.“

„Als ich vorhin über die Hügel gegangen kam und Sophiehöj mit allen seinen Ställen und Scheunen und ich weiß nicht, was das alles ist, vor mir liegen sah — eine ganze kleine Stadt im Grunde — da mußte ich unwillkürlich daran denken, was man sich erzählt, daß Sie nicht einmal finden, daß hier Gebäude genug sind. Die Leute sagen, Sie tragen sich mit dem Plan, eine ganz neue Molkerei zu bauen, und diese nach einem neuen Prinzip zu betreiben, das Sie schon auf Agersögaard eingeführt haben. Stimmt das?“

„Ungefähr, ja.“

„Und nur um 1 — ein — Prozent mehr Buttterertrag zu gewinnen, sagen die Leute. Ist auch das richtig?“

„Das ist auf alle Fälle nicht ganz verkehrt.“

„Freilich. Ich kenne ja Ihre bewundernswerte Energie, Frau Engelstoft. Aber würden Sie mir gestatten, Ihnen eine einzige Frage zu stellen. Wenn Sie jetzt der Erde auch dieses Prozent abgezwungen haben, und vielleicht die reichste Gutsbesitzersfrau zwischen Skagen und der Königsau

geworden sind — werden Sie sich dann nur ein ganz klein wenig glücklicher fühlen?"

„Bitte, verschonen Sie mich mit Ihrer Seminaristenweisheit", unterbrach sie ihn heftig und kehrte ihm den Rücken. „Falls Sie gekommen sind, um Ihre Unterhaltung von gestern fortzusetzen, so hätten Sie lieber weg bleiben sollen."

Der Kaplan stand, die Hände auf dem Rücken da und wiegte sich eine kleine Weile auf den Absätzen, ohne etwas zu sagen.

„Sie vergessen, meine gnädige Frau, daß Sie mich ausdrücklich gebeten haben, frei und offen mit Ihnen zu reden. Sie haben gesagt, Sie würden großen Wert darauf legen, daß ich nicht Versteck mit Ihnen spiele."

„Aber ich habe mir ein für alle Mal Ihre Predigten verbeten. Wie können Sie doch nur so naiv sein zu glauben, daß Sie mit Ihrer geringen Lebenserfahrung mich etwas lehren können? Ihr Moralisieren ist ja nichts weiter als auswendig gelernte Worte. Und ich habe sie außerdem schon früher Hunderte von Malen gehört. Sammelt nicht in die Scheuern. Euer Schatz soll im Himmel sein. Sie hören, ich kenne die Lektion!"

„Ich höre, daß Sie spotten, Frau Engelstoft. Aber für Spott bin ich ganz unempfänglich. Es geht mir genau so wie einer Gans, über die man Wasser ausgießt. Aber Sie müssen mir jetzt gestatten zu sagen, daß ich wirklich nicht glaube, daß ich hochmütig bin. Niemand weiß besser als ich selbst, daß ich unendlich viel vom Leben zu lernen habe. Aber hier ist gerade etwas, das ich nicht verstehe, und deswegen frage ich. Wenn ich die Kürze dieses Lebens betrachte, verstehe ich nicht, daß jemand eine Befriedigung darin finden kann, zu tief in dem Irdischen Wurzel zu schlagen. Es ist ja, als

wollte der Schmetterling Nester bauen und Wintervorrat sammeln, obwohl er nur einen einzigen Tag lebt."

„Sie vergessen wie immer das Wichtigste."

„Und was ist das?"

„Daß sich unser Leben in unseren Kindern fortsetzt."

„Ja — verzeihen Sie! — Aber ist das wohl mehr als eine schöne Redensart?"

„Eine Redensart!"

Frau Engelstoft wandte sich in dem anderen Ende des Zimmers um und starrte ihn mit großen Augen an.

„Ja, geht es denn nicht oft so, daß, wenn die Kinder erwachsen und geistig reif und selbständig werden, die Güter — die geistigen wie die materiellen — die die Eltern mit so vieler Fürsorge für sie gesammelt haben, gar keinen Wert für sie besitzen, ja vielleicht wenden sie sich mit Geringschätzung von ihnen ab. Ich will Ihnen sagen, Frau Engelstoft — Sie haben vorhin über meine Jugend und meinen Mangel an Erlebnissen gespottet — aber in diesem Punkt rede ich jedenfalls aus Erfahrung. Ich habe Ihnen bereits erzählt, welche Pläne meine Eltern mit mir im Sinne hatten. Sie hatten die Hoffnung, daß sie durch ihre Arbeit und Sparsamkeit mir eine so hochgeachtete Stellung in der menschlichen Gesellschaft sichern könnten, wie sie mein Vater einmal erstrebt hatte. Und da kam es, daß alle meine eigenen Wünsche und Hoffnungen sich nach einer ganz anderen Richtung hin wandten, und ich mußte meinen lieben Eltern den Kummer machen, alle ihre sorgenvollen Pläne für meine Wohlfahrt zurückzuweisen. Aber einem solchen wirklich tragischen Schicksal setzt sich jeder aus, der das Lebensziel außerhalb des ewigen und unveränderlichen sucht."

Frau Engelstoft hatte sich wunderlich still in einen Lehnstuhl gleiten lassen. Sie saß dort halb abgewandt, und die

Hand unter dem Kinn und machte einen Versuch zu lächeln. Aber sie war sehr bleich geworden. Und es war ein zugleich scheuer und böser Blick, den sie dem Kaplan sandte, als er geendet hatte.

Es folgte ein längeres Schweigen.

„Wie war es doch noch?" fragte sie dann. „Haben Sie nicht einmal daran gedacht, Missionar zu werden? Drüben in Asien, nicht wahr? Es ist schade, daß nichts daraus geworden ist. Sie eignen sich wohl im Grunde zu dieser Tätigkeit. — Warum haben Sie es eigentlich aufgegeben?"

„Weil mich die Verhältnisse dazu zwangen, Frau Engelstoft."

„Ja, jetzt entsinne ich mich dessen. Es fehlte an Geld, nicht wahr? Die Missionsgesellschaft, die Sie aussenden sollte, hatte nicht genügende Beiträge erhalten. War es nicht so?"

„Ja."

„Ja, da sehen Sie! Und trotzdem reden Sie so verächtlich von Geld. Gott selbst kann es ja nicht entbehren. Die armen Chinesen müssen jetzt auf ihre Bekehrung warten, weil nicht genug in der Kasse ist."

Der Kaplan schüttelte den Kopf.

„Nun spotten Sie wieder! Aber das kommt daher, weil Sie diese Art Sache zu äußerlich auffassen. Wir Christen — in diesem Falle also die Missionsgesellschaft und ich selber — haben es natürlich so aufgefaßt, daß Gott andere Pläne mit uns vor hatte. Was mich betrifft, wollte er also, daß ich hier bleiben und meinen eigenen Landsleuten sein Wort verkünden sollte. Und ich kann ja auch nur sagen, daß Gott in seiner Gnade meine Arbeit gesegnet hat."

„Das klingt ja sehr schön. Und jetzt sind Sie wohl auch froh, daß Sie in der Heimat bleiben konnten. Es ist ja

jedenfalls bequemer, hier Mission zu betreiben. Aber wenn Sie doch glaubten — und das müssen Sie wohl damals geglaubt haben — daß es Ihre Berufung war, so wie es Ihre Lust war, ein Apostel des Ostens zu werden, so begreife ich doch nicht, daß Sie nicht z. B. Ihre Eltern dazu bewegen konnten, Ihnen das Geld vorzuschießen. Wie viel mag es wohl gewesen sein?"

„Viertausend Kronen!"

„Ja, das ist viel Geld! .... Viel Geld!" wiederholte sie gedankenvoll. „Aber Ihre Eltern sind ja wohlhabende Leute, nicht wahr?"

„Meine Eltern hätten das zehnfache gegeben, um mich zurückzuhalten. Das Klima ist ja nicht gesund da drüben. An diesem Sumpffieber sterben ja die Missionare. Und die Verhältnisse im ganzen sind ja ein wenig schwierig für die Europäer."

„Ach, dergleichen wird wohl immer übertrieben."

„Der Ansicht bin ich ebenfalls. Und wenn mich der liebe Gott gerufen hätte ......"

„Das kann er ja vielleicht noch immer tun."

„Ja, dann bin ich auch bereit. Ich habe mein Leben in seine Hand gelegt."

Frau Engelstoft saß und spielte mit einer Quaste, die von der Armlehne des Stuhls hinabhing. Dann stand sie plötzlich auf und ging auf das Fenster zu, als fliehe sie vor etwas.

„Wie befindet sich Fräulein Esther?" fragte der Kaplan jetzt.

Sie tat, als hätte sie seine Frage überhört. Und nach einer Weile wandte sie sich um und sagte:

„Ja, jetzt müssen Sie mich entschuldigen, Herr Pastor. Meine Zeit ist heute kurz bemessen."

Sie reichte ihm die Hand, ohne ihn anzusehen. Und noch

ehe er recht zur Tür hinausgekommen war, hatte sie schon an ihrem Arbeitstisch Platz genommen. Aber sobald sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, klingelte sie und ließ Mamsell Andersen rufen. Sie teilte der alten Haushälterin mit, daß Pastor Bjerring nicht mehr empfangen werden würde, und gab ihr den Befehl, ihm dies ohne weitere Erklärung mitzuteilen, wenn er sich das nächste Mal einfinden würde.

Währenddes ging der Kaplan in den Garten hinaus und suchte nach Esther. Er hatte große Teilnahme für das furchtsame junge Mädchen und beklagte sie wegen der gezwungenen Abgesondertheit, unter der sie leben mußte. Er hatte in der letzten Zeit auch große Hoffnung für die Erlösung ihrer Seele gefaßt. Er wußte wohl, daß sie noch eine arme Heidin war, eine kleine behexte Wilde. Aber in der heimlichen Phantasterei, die er ihr abgelauert hatte, in ihrem kindlichen Zusammenleben und ihrer Abgötterei mit Blumen und Vögeln und den Bäumen des Gartens, erblickte er ein Ergebnis einer irregeleiteten religiösen Sehnsucht, einen schlummernden Gottestrieb, der — einmal erweckt — die Pforten des Himmels stürmen würde.

Eine Woche darauf kamen die Gerichtsdiener nach Sophiehöj und luden Frau Engelstoft am dritten Tage darauf um 10½ Uhr vormittags auf das Rathaus der Stadt zum Verhör vor. Der Hardesvogt hatte sich so lange wie möglich gegen die kriminelle Behandlung der Sache geweigert; aber ihre Ankläger, und namentlich Rechtsanwalt Sandberg und der Realschuldirektor waren dahingegen um so tätiger gewesen. Die Zeitungen der Umgegend hatten von verdäch-

tigen Artikeln gewimmelt und forderten schließlich im Namen des Volks eine Untersuchung.

In Wirklichkeit glaubten jedoch nicht viele ernstlich an ihre Schuld. Es kam den meisten zu undenkbar vor, daß eine Dame von Frau Engelstofts Stand und Würde einen so gemeinen Schlingelstreich begehn könne. Wenn man trotzdem das Seine tat, um den Verdacht zu verbreiten und das Verlangen nach einer Untersuchung zu unterstützen, so war der Grund dazu einzig und allein die menschliche Freude, den Nächsten gepeinigt und gebrandmarkt zu sehen. Für alle die vielen, die Frau Engelstoft durch ihre Geringschätzung und Kälte gekränkt hatte, lag etwas unsagbar Wohltuendes in dem Gedanken, sie vor der Polizeischranke zu sehen, gezwungen auf alles zu antworten wie ein gewöhnlicher Bettler. Es kribbelte ihnen so süß im Herzen, sie endlich einmal gründlich demütigen zu können.

Als der dritte Tag kam, hielt der altmodische, ein wenig schwerfällige Landauer, der aus früheren Zeiten „der Wagen der gnädigen Frau" genannt wurde, Schlag zehn Uhr an der Treppe im inneren Schloßhof. Hinter allen Kellerfenstern und hinter den Fenstern der Gutsschreiberei im Seitenflügel sah man grinsende Gesichter mit flachgedrückten Nasen und verdrehten Augen, die darauf warteten, einen Schimmer von „der Kröte" zu erwischen, wenn sie in den Wagen stieg.

Sie sollten nicht lange warten. Der Wagen hatte nicht mehr als eine Minute gehalten, als Frau Engelstoft auf der obersten Stufe der Treppe erschien. Aber zur allgemeinen Enttäuschung war sie dicht verschleiert. Die vielen neugierigen Blicke wurden von dem langen schwarzen Witwenschleier genarrt.

Schnell ging sie an den Wagen hinunter, gefolgt von der

Haushälterin und der Kammerjungfer, die mit ihrer Wagendecke kam, während der dicke Kutscher Jens auf dem Bock seine vorschriftsmäßigen Honneurs mit der Peitsche machte.

Oben im Kabinett im ersten Stockwerk, hinter der Gardine verborgen, stand Esther und starrte mit angsterfüllten Augen nach dem Wagen hinab. Sie war in dieser Nacht wieder durch die Unruhe der Mutter wach gehalten worden, hatte sie das eine Mal über das andere das Licht anstecken und aufstehen hören, und hatte sie auch wiederum im Spiegel gesehen, wenn sie hier an der Schatulle saß und las.

Als der Wagen gefahren war, kam die alte Mamsell Andersen, um nach dem Ofen zu sehen, und nun konnte sie nicht länger schweigen. Obwohl die Mutter es ihr verboten hatte, sich mit dem Gesinde zu unterhalten, ging sie geradewegs auf das alte Mädchen zu und fragte, was denn eigentlich los sei.

„Was los ist? Was meinen gnädiges Fräulein?"

„Warum seid Ihr heute alle so sonderbar? Und warum ist Mutter weggefahren? Sie hat es mir nicht sagen wollen. Ist sie nach der Stadt gefahren?"

„Ja, das glaube ich. Die gnädige Frau hat wohl Geschäfte in der Stadt."

„Aber was sollte Mutter bei der Polizei? — Ja, ich weiß es recht gut. Ich habe heute morgen gehört, daß Anna und Maren-Sofie darüber flüsterten, draußen auf dem Gang. Hat irgend jemand etwas gestohlen?"

„Gnädiges Fräulein sollten sich doch wirklich nicht darum kümmern, was ein paar dumme Mädchen schwatzen."

„Da ist etwas, das Sie mir nicht sagen wollen, Mamsell Andersen. Was ist es?"

Die Alte hatte sich vor dem Ofen auf die Knie gelegt und fuhr fort, Holzscheite hinein zu stopfen. Sie mußte eine kleine Weile mit der Lust, aus der Schule zu plaudern ringen.

Einmal über das andere verschluckte sie die Worte, die heraus wollten. Und dann kamen sie schließlich doch.

„Ach, da ist, glaube ich, ein Papier von dem Herrn, das weg ist, sagen sie. Und darüber will wohl das Erbschafts-gericht gern Bescheid haben. So habe ich es mir erzählen lassen. Aber ich weiß von nichts."

„Ein Papier? Was für ein Papier ist es?"

„Es soll ein Dokument sein, wie man es nennt."

„Ist es denn ein so wichtiges Dokument?"

„Ja, es soll ebenso viel wert sein wie ganz Sophiehöj, sagen sie. Aber die Leute schwatzen ja so viel."

„Aber was hatte Mutter damit zu tun? Mutter kann doch nicht wissen, was daraus geworden ist?"

„Die Polizei denkt doch wohl, daß es möglich sein kann", sagte die Alte, besann sich aber und fing an, eifrig in die Kohlen zu blasen, ängstlich, daß sie schon zu viel gesagt hatte.

Esther fragte nun auch nicht mehr. Sie setzte sich in das große seidenüberzogene Rokokosofa, klemmte sich in die eine Ecke hinein und wurde so sonderbar gedankenvoll.

Sie saß noch da und in derselben Stellung, nur noch ein wenig bleicher und mehr zusammengekrochen, als Mamsell Andersen eine halbe Stunde darauf mit ihrem Frühstück auf einem Teebrett hereinkam.

„Nun sollen gnädiges Fräulein aber sehen, daß Sie etwas zu Leibe bekommen. Hier ist ein famoses Beefsteak, so recht blutig. Und zwei Eier."

„Ach, nein, verschonen Sie mich heute, bitte. Ich habe solche Kopfschmerzen."

„Nein, essen muß man, weiß Gott, sonst geht es schlecht. Denken Sie nur daran, was die gnädige Frau so oft gesagt hat. Die gnädige Frau würde sehr böse werden, wenn sie

wüßte, daß das gnädige Fräulein das Beefsteak nicht gegessen haben."

„Ich kann nicht, Mamsell Andersen. Das nützt auch nicht. Ich muß es doch herausbrechen, so wie neulich."

„Aber, mein Gott, Fräulein Esther — was soll doch nur einmal aus Ihnen werden."

Die alte Dienerein war ganz bestürzt über ihr Aussehen. Es hatte ihr überhaupt ins Herz geschnitten zu sehen, wie sie abgenommen hatte in der letzten Zeit, seit der Kaplan zum Tor hinausgejagt war, und sie einsam in dem großen, leeren Haus herumgehen mußte. Sie saß jetzt meistens an den Fenstern und träumte, und wer es war, nach dem sie sich sehnte, das verriet sie einmal, wohl ohne es selbst zu wissen, indem sie einen Namen auf die betauten Fensterscheiben geschrieben hatte. „Jesus" hatte da gestanden. Alles das, womit sie sich früher in aller Heimlichkeit unterhalten hatte, schien sie auf einmal ganz vergessen zu haben. Sie ging fast niemals in den Garten hinab, und mit der alten Puppe, die sie hier gefunden und vor der Mutter versteckt hatte, spielte sie auch nicht mehr. Dahingegen lag sie oft, selbst am hellen Tage, auf den Knien vor ihrem Bett und betete. Den Anblick hatte Mamsell Andersen selbst mehrmals durch das Schlüsselloch erspäht.

Das alte Mädchen, das selbst einmal in einen Geistlichen verliebt gewesen war, verstand sie sehr wohl und hatte aufrichtiges Mitleid mit ihr. Deswegen konnte sie es auch nicht übers Herz bringen, ihr zu erzähle, was sie gerade gehört hatte, daß der Kaplan nun doch zu den Chinesen hinüber reisen wolle. Er sollte es neulich von der Kanzel verkündet haben. Der liebe Gott habe ihm selbst das Reisegeld gesandt, hatte er gesagt. Es war an die Missionsgesellschaft in einem Brief ohne Namen angekommen. Ja, man wußte bald nicht mehr,

was man denken sollte, so viel Wunderliches hörte man in der letzten Zeit. Sie hatte auch gehört, daß eine Adresse in der Gemeinde herumgeschickt werden sollte, um ihn zu bewegen, in der Heimat zu bleiben. Aber das nützte wohl nicht viel. Sie hatte einmal vor der Tür gestanden und gelauscht, als der Kaplan bei der gnädigen Frau war. Da hatte er geradeaus gesagt, daß, wenn er sich etwas vorgenommen hatte, so könne ihn nur der liebe Gott selbst davon abbringen. Und es verhielt sich ganz bestimmt so. Aber traurig wäre es, daran zu denken, wenn so ein guter junger Mensch von den abscheulichen Chinesen aufgefressen werden sollte.

„Mamsell Andersen", fragte Esther aus der Sofaecke heraus. „Wie sah das Dokument aus?"

Dem alten Mädchen, das umhergegangen war und im Zimmer aufgeräumt hatte, wo alles nach Frau Engelstofts Abfahrt bunt durcheinander lag, wurde ganz heiß um die Ohren.

„Was für ein Dokument?"

„Das, von dem Sie vorher sprachen. War es in einem gelben Stück Papier?"

„Davon weiß ich nichts. Und nun sollten gnädiges Fräulein wirklich nicht mehr an den Unsinn denken."

Sie kam zu ihr herangeschlichen und flüsterte einschmeichelnd:

„Soll ich nicht hineingehen und die Puppe Lise holen, dann haben gnädiges Fräulein Gesellschaft, während Sie essen, und dann kommt der Appetit wohl."

„Sie dürfen nicht von mir fortgehen!" rief Esther und sprang auf, um sie zurückzuhalten. „Sie müssen hier bleiben. Ach, bitte, gehen Sie nicht!"

„Aber Fräulein Esther!"

„Ich bin so bange, Mamsell Andersen. Ich kann nicht hier allein sitzen. Es ist mir fortwährend, als wenn jemand da drinnen im Saal geht.“

„Jetzt müssen Sie nicht so ängstlich sein, liebes Fräulein Esther. Es ist wirklich niemand anderes hier oben wie wir. Wer wollte wohl — — —“

Das alte Mädchen beendete ihre Rede nicht. Sie sah, wie Esther schwarzblau um die Augen wurde und schwankte. Falls sie sie nicht in ihren Armen aufgefangen hätte, würde sie zu Boden gestürzt sein. Sie trug sie auf das Sofa und lief in das Schlafzimmer nebenan, um Wasser zu holen. Aber ehe sie zurückkam, hatte Esther die Augen wieder geöffnet.

„Sagen Sie Mutter, bitte, nichts!“ waren ihre ersten, schwachen hervorgestammelten Worte.

Im Rathaus in der Stadt neigte sich das Verhör zu dieser Zeit seinem Ende zu. Man hatte bereits um neun Uhr angefangen, und alle die Zeugen waren verhört. Jetzt war nur noch Frau Engelstoft übrig. Hinter der Schranke in dem hohen Gerichtssaal, wo ein mäßiges Öldruckbild des Königs die eine Endwand gleich einer großen Freimarke schmückte, saßen der Untersuchungsrichter und der Schreiber mit den beiden Gerichtszeugen, die unter einem Fenster Platz genommen hatten.

Aber nicht der Hardesvogt selber, sondern sein Assessor saß auf dem Richterplatz. Gemartert von dem Gedanken, die Geliebte seiner Jugend vor der Schranke zu sehen und sie vielleicht zu Strafe und Entehrung verurteilen zu müssen, hatte der Hardesvogt im letzten Augenblick Urlaub genommen und war Hals über Kopf nach Kopenhagen gereist, ohne daran zu denken, daß er sie dadurch ihren Feinden gänzlich auslieferte. Der Assessor war nämlich einer der Klubfreunde

des Realschuldirektors und ein guter Bekannter von Rechtsanwalt Sandberg, und auch nach schlauer Beratung mit diesen beiden, waren die Zeugen heute vorgeladen und der ganze Plan für das Verhör gelegt worden.

Trotzdem war noch nicht das geringste dabei herausgekommen. Der Realschuldirektor hatte selbst eine längere Erklärung abgegeben und unter dem Anerbieten, einen Eid darauf abzulegen, erklärt, daß er drei Stunden vor Gutsbesitzer Engelstofts Tode eindringlich mit ihm gerade über das Testament gesprochen hatte, ohne irgend einen Gedanken von einer vollständigen oder auch nur teilweisen Aufhebung desselben bemerken zu können. Falls er deswegen wirklich seine Einwilligung zu der Zerstörung gegeben hatte, so mußte es nach der bestimmten Ansicht des Komparenten in einem Geisteszustande geschehen sein, in dem er sich der betreffenden Handlung nicht klar und voll bewußt war, wodurch diese also ohne gerichtliche Gültigkeit war.

Hinterher waren noch eine Reihe von Personen verhört, die an öffentlichen Orten sich über die Sache geäußert hatten, als ob sie Bescheid davon wüßten. Aber ihre Erklärungen waren in reines Gefasel verlaufen. Entweder nahmen sie zurück, daß sie überhaupt etwas gesagt hatten, oder wo die Äußerungen „durch Zeugen bestätigt" waren, retteten sie sich durch jammervolle Ausflüchte. Einer von den Knechten von Sophiehöj selbst, der eines Abends im Krug in berauschtem Zustande erzählt hatte, er habe in der Nacht, wo der Gutsbesitzer gestorben war, Frau Engelstoft in den Park schleichen sehen mit etwas unter ihrem Mantel verborgen, verlor ganz einfach die Fassung, als er vor der Schranke erscheinen mußte. Der große, starke Bursche fing vor Angst laut zu heulen an, so daß der Polizeidiener ihn schließlich beim Nacken ergreifen und ihn hinauswerfen mußte.

Am gefährlichsten für Frau Engelstoft war die Aussage der Krankenpflegerin, Schwester Bodil. Sie hatte rings umher verlauten lassen, daß es nicht richtig sein könne, was Frau Engelstoft gesagt habe, daß das Testament im Ofen des Sterbezimmers verbrannt worden sei. Sie habe nämlich am Tage nach dem Tode des Gutsbesitzers, als sie im Zimmer aufräumte, den Ofen voller Wattenstücke gefunden, die sie zu Spirituseinreibungen ihres Patienten benutzt hatte, und da sie damals nicht hätte ahnen können, welche Bedeutung dies erhalten würde, habe sie sie angezündet. Anfänglich hielt sie auch in dem Verhör an dieser Erklärung fest; aber als der Assessor sie darauf aufmerksam machte, daß sie darauf gefaßt sein müsse, sie mit ihrem Eid zu bestätigen, wurde sie unsicher und endete mit der Erklärung, daß sie sich wohl geirrt habe.

Nun wurde Frau Engelstoft aus dem Wartezimmer hereingerufen. Als sie eintrat, schlug sie den Schleier von dem Gesicht zurück, und schien völlig ruhig. Der Assessor erhob sich unwillkürlich ein wenig von seinem Richtersitz und wies ihr mit einer galanten Handbewegung einen Platz auf einem Stuhl an, der vor der Schranke stand. Er war ein kleiner bleich-fetter, hochschulteriger Mann, mit ein paar schmalen Schlitzen an Stelle der Augen und einem verlegenen Lächeln.

Er fing damit an zu bedauern, daß er sie habe bemühen müssen, und sagte, daß sie ja nur als Zeugin vorgeladen sei und keineswegs als Angeklagte. Es handele sich nur vorläufig darum festzustellen, inwiefern Gutsbesitzer Engelstofts geistiger und körperlicher Zustand in dem Augenblick, wo er — wie behauptet — sein Testament vernichtet habe, derartig gewesen sei, daß er sich der betreffenden Handlung und ihrer Folgen klar und voll bewußt sein könne.

Das klang sehr liebenswürdig und beruhigend. Aber Frau

Engelstoft ließ sich nicht überlisten und war auf ihrer Hut. Doch begriff sie noch nicht, daß das ganze ein Versuch war, sie zu überrumpeln, und daß man im Notfall ihr die Wahrheit herauszwingen würde, indem man verlangte, daß sie ihre Aussage durch Ablegung des Zeugeneids bestätigen sollte.

Mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit stürzte der Assessor sich nun in das Verhör. Er stellte eine verwirrende Menge von Fragen an sie über den Zustand, in dem sie Gutsbesitzer Engelstoft vorgefunden habe, über die Unterredung, die sie miteinander gehabt hatten, und über die Worte, mit denen er seine Einwilligung zu der Vernichtung des Testaments gegeben, über die Art und Weise, in der sie die Verbrennung vorgenommen hatte, und was er hinterher gesagt hatte, alles in der Absicht, sie auf einem Widerspruch zu ertappen.

Das gelang ihm jedoch nicht. Sie hatte im voraus ganz genau überlegt, was und wie viel sie ohne Risiko sagen konnte, und sie ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

Als alles zu Protokoll gebracht, verlesen und bestätigt war, bat der Assessor sie, einen Augenblick in das Wartezimmer hinauszugehen, während er die Krankenpflegerin noch einmal vornahm. Er zögerte, als es so weit kam, zu dem äußersten Mittel zu gehen, und hoffte noch, daß er sie mit einem Indizienbeweis fällen könne.

Er fragte Schwester Bodil:

„In welchem Zustand fanden Sie den Gutsbesitzer vor, als Frau Engelstoft nach ihrer Unterredung mit ihm Sie in das Krankenzimmer rief?"

„Der Todeskampf hatte damals gerade begonnen."

„Wie lange hinterher trat der Tod ein?"

„Ich glaube, es vergingen ungefähr zehn Minuten."

„Sagte er etwas während dieser Zeit?"

„Nein — jedenfalls nicht so, daß ich es verstanden habe."

„Sie kannten ja den Verstorbenen sehr genau durch die lange Pflege — nicht wahr?"

„Ja."

„Hatten Sie einen Eindruck von einer besonders erregten Stimmung bei ihm, als Sie hineingerufen wurden?"

„Nein."

„Aber doch auch nicht von dem Gegenteiligen — von einer ruhigen und versöhnlichen Stimmung?"

„Ich hatte nur den Eindruck von einem sterbenden Menschen."

„Wie erklären Sie sich den plötzlich eingetretenen Todesfall? Denn er war ja nicht so früh erwartet."

„Ich glaube wohl, daß die Gemütsbewegung infolge von Frau Engelstofts Ankunft und hinterher ihre lange Unterredung den Tod beschleunigt haben kann; im übrigen war aber der Gutbesitzer so schwach, daß der Doktor mich mehrmals auf eine Katastrophe vorbereitet hatte."

Der Assessor warf sich ungeduldig auf dem Stuhl hin und her und rückte fortwährend mit seinen fetten Händen an dem Kneifer. Er konnte die Person nicht dazu bringen, das zu sagen, was er wünschte. Schwester Bodil war ein Schrekken in den Leib gefahren nach ihrem Ungeschick vorhin, und sie beschloß kein Wort mehr zu sagen, als was sie vollkommen sicher wußte. Daher war es auch nutzlos, die Geschichte mit dem Ofen wieder aufzunehmen und zu versuchen, sie zu einem Festhalten an ihrer ersten Erklärung zu verlocken. Sie sagte jetzt bestimmt und mit voller Überzeugung aus, daß es am Tage vor dem Tode des Gutsbesitzers gewesen sei, als sie die Wattenstücke im Ofen gesehen und verbrannt hatte.

Dann ward sie mit einer mürrischen Warnung entlassen.

Der Assessor erhob sich und ging ein paarmal auf und nieder, ehe er Frau Engelstoft hereinrufen ließ. Er war in verzweifelter Laune. Es war das erste Mal, daß die Verantwortung in einer so großen und ernsthaften Sache auf ihm ruhte, und er war ärgerlich gestimmt, seinen zwei geheimen Ratgebern gegenüber, die ihn zu diesem zweifelhaften Experiment verlockt hatten. Aber nun mußte er fortfahren. falls er sich nicht blamieren wollte. Er wußte, daß das Publikum schon heute ein Ergebnis erwartete. Die „Stiftszeitung" wie auch das „Volksblatt" hatten ihre Leser auf sensationelle Entschleierungen vorbereitet.

Als er Frau Engelstoft wieder vor der Schranke begegnete, hatte er die Liebenswürdigkeit verloren. Mit einer barschen Miene setzte er den Kneifer vor seine Augenspalten, erinnerte sie abermals daran, daß sie als Zeugin verhört worden sei, und daß er jetzt beabsichtige sie zu vereidigen.

Er kniff die Augen noch mehr zusammen, um die Wirkung seiner Drohung zu beobachten. Aber Frau Engelstofts Gesicht drückte nichts weiter aus als die stolzeste Gleichgültigkeit. Und doch war sie getroffen, so daß der Herzschlag einen Augenblick stille stand. Auf einmal ward es ihr klar, daß sie in einen Hinterhalt gelockt worden war. Sie hatte ja freilich daran gedacht, daß der Augenblick einmal kommen könnte, wo sie gezwungen sein würde, ihre Aussage zu beeidigen. Sie hatte das Gesetz gründlich studiert und hatte ausgerechnet, daß, da man keine anderen Zeugnisse als das ihre besaß oder beschaffen konnte, sie vielleicht dazu verurteilt werden würde, ihre Aussage eidlich zu bestätigen. Aber den Gedanken hieran hatte sie immer so weit wie möglich von sich geschoben, wie etwas, das einer fernen Zukunft angehörte. Während sie in der ganzen Zeit ihre Un-

wahrheiten vorgebracht hatte, ohne im geringsten ihr Gewissen dadurch beunruhigt zu fühlen, hatte sie nicht die Angst vor einem falschen Schwure überwinden können.

Der Assessor nahm das Formularbuch und diktierte dem Schreiber einige Worte. Darauf erhob er sich und bedeutete Frau Engelstoft, daß sie dasselbe tun sollte.

„Es ist meine Amtspflicht, Ihnen auf das ernsteste vorzuhalten, daß Sie Ihr Gewissen genau erforschen und bedenken, welche Folgen es haben wird, falls Sie später zu der Erkenntnis gelangen sollten, daß Sie auch nur in einem einzigen Punkt eine unrichtige Erklärung abgegeben haben."

Mit diesen Worten öffnete er das Buch und begann die Verlesung der vorgeschriebenen Ermahnungsrede, die er mit einstudierten Hervorhebungen und Pausen vortrug.

„Die Schwörende soll versichern, daß sie die Wahrheit ausgesagt hat, die reine und volle Wahrheit, so daß sie nichts erklärt hat, was sie nicht wußte, und nichts verhehlt hat, was sie wußte zur Aufklärung betreffs dessen, über das ihre Erklärung ihr abgefordert wurde, und daß sie auch keinen Vorbehalt gebraucht hat, sondern aufrichtig die Worte in der Meinung geäußert, in der sie wußte, daß sie verstanden wurden. Sie steht vor dem Gericht der Menschen, das streng den Meineidigen strafen wird, wenn Gott die Wahrheit ans Licht kommen läßt, und alle Herzen werden sich demjenigen verschließen, der mit dem entsetzlichen Namen eines Meineidigen gebrandmarkt ist."

Während der Verlesung fixierte er sie häufig über den Rand des Formularbuches hinweg, und ein Hoffnungsschimmer blitzte hinter seinen Brillengläsern auf, als er sah, wie sie zuletzt eine Hand auf die Schranke legte, als müsse sie sich stützen. Während er fortfuhr, senkte er deswegen seine

Stimme noch ein paar Stufen tiefer und erhob gleichzeitig den Vortrag zu einem vollkommen priesterlichen Schwulst:

„Die Schwörende steht vor des allwissenden Gottes Angesicht, der in das Verborgene sieht und offenbarlich bezahlt, der den Fluch ausgehen ließ, daß er über das Haus des Diebes kommen sollte und das Haus dessen, der fälschlich bei seinem Namen schwört. Die Schwörende erhebt deswegen nach alter Sitte die drei Finger ihrer rechten Hand, und dieses sichtbare Zeichen soll sie daran erinnern, daß sie den dreieinigen Gott zum Zeugen anruft, und daß, falls sie fälschlich schwört, sie sich der Gnade, des Schutzes und des Segens Gottes des Vaters begeben hat; sie hat den Erlöser der Welt verleugnet und kann keine Zuflucht in den Ängsten des Lebens oder am Tage des Weltgerichts bei ihm suchen; sie hat den Weg zu Gottes Geist verschlossen und auf allen Trost von Gottes Wort in der Not des Lebens und des Todes verzichtet. Während sie auf der Erde weilt, wird ihr Herz beben und ihr Fuß keine Ruhe finden; darauf geht sie hin, wo jedem nach seinen Werken bezahlt wird, denn was ein Mensch säet, das soll er auch ernten. Mit dieser Ermahnung und Warnung haben wir das unserige getan. Ein jeder, der bei der Wahrheit bleibt, lege mit Freimütigkeit seinen Eid ab, jeder aber hüte sich, bei dem Namen des Höchsten fälschlich zu schwören."

In Frau Engelstofts vom Schleier halb verdecktes Gesicht spürte man keine andere Gemütsbewegung, als diejenige, die natürlich war bei einer so feierlichen Handlung. In der Tat war sie jedoch kaum bei Bewußtsein. Der Widerschein von den Brillengläsern des Assessors hypnotisierte sie. Sie fühlte mit Entsetzen, wie ihre Beine unter ihr einschliefen.

Der Assessor warf das Buch hin und erklärte jetzt mit seiner gewöhnlichen Bürostimme:

„Sie haben also die drei Finger der rechten Hand mit den Worten in die Höhe zu strecken: Daß die von mir abgegebene Erklärung mit der Wahrheit übereinstimmt, bekräftige ich hierdurch mit dem Eid meiner Seligkeit, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort."

Der Augenblick war jetzt gekommen. Sowohl die Augen der Gerichtszeugen wie des Schreibers hingen an ihr, und die des Assessors drängten sich infolge der Spannung halb aus ihren Schlitzen heraus. Sie sah oder vernahm das alles aber wie unter einem Alpdrücken. Die Hand, die sie ausstrecken sollte, lag auf der Schranke und war wie ein bleierner Handschuh; sie konnte sie nicht in die Höhe heben.

Da berührte der Assessor ihren Arm, um sie daran zu erinnern, daß sie ihn erheben sollte, und diese Berührung erlöste sie aus dem Bann. Im selben Augenblick ward sie erfüllt von einem solchen Ekel vor ihm, von einer solchen Widerwärtigkeit und Verachtung vor dieser ganzen Szene mit dieser lügenhaften Anrufung des ewig gerechten Gottes, daß sie im selben Augenblick die Hand in die Höhe hob.

Trotzig und stolz, mit einem fast wollüstigen Gefühl der Befreiung, sprach sie die feierliche Versicherung:

„Daß die von mir abgegebene Erklärung mit der Wahrheit übereinstimmt, bekräftige ich hierdurch mit dem Eid meiner Seligkeit, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort."

Wenige Minuten darauf saß sie in ihrem Wagen, der draußen auf der Straße gehalten hatte, und fuhr nach Sophiehöj zurück. Die Erregung ihres Gemüts hielt während der ersten Zeit der Heimfahrt an. Es war eine Lustigkeit über sie gekommen, die an einen Rausch erinnerte. Sie

saß und schwelgte förmlich in dem Gedanken an den enttäuschten Ausdruck, den der Assessor zuletzt gehabt hatte. Wie ein Clown, wie ein Dummer August hatte er da gestanden und sie angeglotzt. Und die Gerichtszeugen hatten dort unter dem Fenster gesessen und die Köpfe zusammengesteckt wie ein paar eingeschüchterte Schafe.

Und dann das, daß es jetzt überstanden war. Sie hatte sich seit vielen Jahren nicht so befreit gefühlt. Sie hatte endlich das Ungeziefer abgeschüttelt. Das ganze war jetzt vorbei, und noch dazu weit schneller, als sie es erwartet hatte.

Sie lehnte sich in die Wagenecke zurück und schloß die Augen. Sie empfand ein besonderes Bedürfnis, einmal wieder zu lachen — so recht von Herzen zu lachen. Aber ehe sie das Schloß erreichte, kam der Rückschlag. Er überkam sie als eine qualvolle Mattigkeit, als ein plötzliches unwiderstehliches Bedürfnis nach Schlaf. Sie hatte mehrere Nächte hintereinander nicht geschlafen. Ehe sie es ahnte, glitt sie in die Bewußtlosigkeit hinüber.

Zu einem wirklichen Schlaf kam sie jedoch nicht. Hinter den geschlossenen Augenlidern jagte ein leuchtender Zug von flimmernden Erinnerungsbildern vorüber wie bei einem Ertrinkenden. Und tief aus dem Herzen wuchs gleichzeitig eine Finsternis hervor, die in ihre Brust hinaufstieg und sie mit Schmerz erfüllte. Nach dem Verlauf weniger Minuten erwachte sie von ihrem eigenen Schluchzen.

Bei einem Blick zum Wagenfenster hinaus entdeckte sie, daß der Kutscher in einen Seitenweg eingebogen war, der zur Kirche hinaufführte. Sie hatte vergessen, daß sie selbst, als sie von Hause fortfuhr, ihm Befehl gegeben hatte, diesen Rückweg einzuschlagen, denn es war ihr eingefallen, daß es als ein Beweis gegen sie benutzt werden könne, daß sie Niels Grab noch gar nicht besucht hatte. Jetzt war der Grund

ja weggefallen, aber sie ließ trotzdem vor dem Kirchhof halten und ging hinein.

Es wurde jedoch nur ein flüchtiger Besuch. Der Aufenthalt zwischen den vielen Gräbern wirkte unheimlich auf sie. Das Schweigen da drinnen beängstigte sie. Und mit Erstaunen und Unruhe fühlte sie hier, daß sie jetzt weniger denn je dem Mann würde verzeihen können, der die Schuld an ihrem Unglück trug.

Am nächsten Vormittag saß Frau Engelstoft an ihrem Arbeitstisch und schrieb. Seit dem frühen Morgen war sie in Tätigkeit gewesen, hatte mit dem Verwalter und Vogt verhandelt, ja heute zum allgemeinen Entsetzen zum erstenmal persönlich die Ställe und den Wirtschaftsflügel inspiziert. Jetzt war sie im Begriff, ihren wöchentlichen Befehlzettel für den Verwalter daheim auf Agersögaard auszufertigen, zugleich mit einem Brief, in dem sie ihre baldige Rückkehr meldete.

Da ward leise an die Tür nach dem Gang hinaus geklopft.

„Herein!“ befahl sie.

Es war die alte Mamsell Andersen. Sie sollte von Fräulein Esther fragen, ob das gnädige Fräulein nicht Erlaubnis erhalten könne, vom Frühstück fortzubleiben. Das gnädige Fräulein sei nicht wohl.

„Was fehlt ihr denn?“

Die Alte strich verlegen glättend über ihre mageren Hände.

„Ja, ich muß es der gnädigen Frau doch wohl lieber sagen. Fräulein Esther hatte gestern eine Art Anfall, als die gnädige Frau fort waren.“

„Einen Anfall?“

„Ja, es kam ganz auf einmal. Ich hatte Fräulein Esther

ihr Frühstück gebracht, da ward sie auf einmal ganz blau im Gesicht und wurde ohnmächtig."

„Wann war das, sagen Sie?"

„Es war wohl gut eine Stunde nachdem die gnädige Frau fortgefahren waren. Die Uhr hatte gerade elf geschlagen."

Frau Engelstoft senkte den Blick. Es war also genau auf den Glockenschlag, wo sie selber vor der Schranke gestanden und den Eid abgelegt hatte.

„Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?"

„Ja, es ist natürlich verkehrt, und gnädige Frau müssen sehr entschuldigen. Aber dem gnädigen Fräulein war die Sache so unangenehm und sie bat mich so sehr, nichts zu sagen."

„Nun, ja, meine Tochter ist ein wenig unpäßlich in diesen Tagen. Das habe ich ja übrigens sehr wohl gewußt. Sagen Sie, daß sie gern auf ihrem Zimmer bleiben kann. Ich komme bald und sehe mich nach ihr um."

Frau Engelstoft ergriff wieder die Feder, um ihren Brief zu beendigen. Aber ihre Gedanken waren zerstreut und sie mußte es schließlich aufgeben. Sie verhöhnte sich selbst deswegen. Saß sie nicht da und war abergläubisch wie ein altes Weib! Was war da zu staunen? Esther hatte einen Ohnmachtsanfall gehabt, aber das gehörte ja zu ihrem Alter. Und es war ja auch nicht das erste Mal, daß es ihr passiert war.

Auf dem Wege zu dem Zimmer der Tochter hinauf dachte sie, wie gut es doch war, daß der Kaplan bald abreiste. Sie machte sich keine Vorwürfe, weder wegen der List noch wegen des Geldes, das sie verwendet hatte, um diesen Phantasten und Abenteurer los zu werden — selbst wenn es jetzt der Tod für ihn würde. Mußte eine Mutter sich nicht zur Gegenwehr setzen, wenn ihrem Kind Schlingen gelegt wurden? War er

erst auf die andere Seite des Erdballs gekommen, so vergaß Esther ihn wohl. Das arme Kind, sie hatte wirklich ihre erste Verliebtheit erlebt. Daß sie auf einen Geistlichen verfallen war, das war keineswegs unnatürlich. Auch das gehörte ja mit zu ihrem Alter.

Esther saß halb angekleidet auf dem Rand des Bettes, die Hände selbstaufgebend im Schoß. Seit dem Anfall am vorhergehenden Tage war sie so sonderbar matt gewesen. Die Tränen rollten jeden Augenblick an ihren Wangen herab, ohne daß sie es selbst merkte.

Die Mutter setzte sich neben sie, ergriff ihre eine Hand und sprach ihr sanft zu.

„Was fehlt dir nur, mein Kind? Tut es dir irgendwo weh?"

Esther schüttelte den Kopf.

„Warum weinst du denn?"

„Ich weiß es nicht", sagte sie und suchte der Mutter ihre Hand zu entziehen.

Da fing Frau Engelstoft an, sie auszuschelten. Sie solle nur daran denken, daß sie kein Kind mehr sei, sagte sie. Es sei offenbar die höchste Zeit, daß sie wieder nach Agersögaard zurückkomme, um sich mit etwas Ordentlichem zu beschäftigen.

„Ich denke wir können bald reisen. Und dann sollst du wieder mit deinen Hantelübungen beginnen und mit deinem Reiten. Ich habe auch daran gedacht, ob du nicht ein wenig bei der Aufsicht des Gutes helfen kannst. Es ist nicht zu früh, daß du dich daran gewöhnst, ein wenig auf eigene Verantwortung zu handeln. Aber darüber wollen wir ein andermal reden. Trockne jetzt deine Augen, damit die Leute nicht sehen, daß du geweint hast."

Als Frau Engelstoft wieder in ihre Stube zurückgekommen war, verfiel sie von neuem in Gedanken. Sie stand eine Zeit-

lang am Fenster und sah hinaus. Es war, so schien es ihr, etwas gleichsam Scheues in Esthers Wesen gekommen. Das war ihr auch schon gestern aufgefallen, als sie aus der Stadt kam. Konnte sie einen Verdacht gefaßt haben? — Unsinn! Grillen! Es war alles lauter Einbildung. Sie mußte wohl achtgeben, daß sie nicht selber hier umherging und sich von krankhaften Gedanken überrumpeln ließ.

Sie setzte sich wieder an ihre Arbeit und war den ganzen Tag an ihrem Schreibtisch beschäftigt. Sie empfing sogar einen Besuch, nämlich den des Architekten, der dem geplanten Umbau der Molkerei vorstehen sollte, während sie fort war. Volle vier Stunden arbeitete sie mit ihm an dem Kostenüberschlag und dem Verzeichnis des Baumaterials.

Aber da war auch ihre Kraft gebrochen. Sobald er gegangen war, senkte sich die Müdigkeit auf sie hinab wie ein bleierner Mantel. Es war dieselbe plötzliche Todesmattigkeit, die sie am Tage vorher auf dem Wege von der Stadt überfallen hatte. Sie schleppte sich bis an das Sofa, zog eine Decke über sich und fiel fast augenblicklich in Schlaf.

Eine erquickliche Ruhe war es aber auch diesmal nicht. Der Kopf schaukelte auf dem Kissen hin und her, von Zeit zu Zeit murmelte sie einige Worte im Schlafe, und jeden Augenblick zuckte es in ihrem rechten Arm. Eine zitternde Bewegung ging durch ihn hindurch bis an die drei Finger hinan, die sie in die Höhe gestreckt hatte, als sie den Eid ablegte.

Plötzlich fuhr sie auf.

„Herein!“ rief sie.

Es war ihr, als hätte sie es klopfen hören. Aber es kam niemand herein, und sie sah sich verwirrt um. Es war fast dunkel im Zimmer geworden, während sie schlief und unter dem Eindruck der unerwarteten Dämmerung begann sie zu frieren.

Nach einer Weile schallte die Grabesstimme der Turmuhr durch das Haus. Sie blieb mit den Händen vor dem Gesicht sitzen und lauschte. Sechs. Sie konnte diese finsteren Glockentöne niemals hören, ohne daß ihr das Herz einen Augenblick still stand. Sie trugen so viele Erinnerungen in sich aus den siebzehn Jahren, als sie hier mit Niels gelebt hatte. Sie hatten sich in das Glück und Unglück ihres Zusammenlebens hineingewoben gleich von der ersten Stunde ihrer Hochzeitsnacht an, als sie zum erstenmal darüber erschrak, sie durch die Stille dröhnen zu hören.

Sie mußte an den dunkeln Wintermorgen denken, als Esther geboren war. In der Nacht vorher war sie durch einen heftigen Stich geweckt worden, und gerade als sie ganz wach wurde und verstand, was die Schmerzen bedeuteten, schlug die Uhr sechs. In ihrer Angst klang es für sie wie eine übernatürliche Bestätigung dessen, daß ihre Stunde gekommen war. Und doch sollte sie noch die Gesangtöne der vollen Stundenschläge vierundzwanzigmal durch ihre eigenen Schreie hindurch hören, ehe das Kind zur Welt gekommen war. „Die junge Dame hat wahrhaftig auf sich warten lassen", hatte der Doktor auch gesagt, als er endlich mit dem kleinen, halbtoten Wesen in seinen blutigen Händen da stand. Aber sie empfand keine Freude darüber, die Stimme ihres Kindes zu hören. Sie ahnte ja schon damals, zu welcher Schande sie geboren war. Und Niels hatte dem armen Kind ja auch gerade kein herzliches Willkommen gegeben. Er hatte sich ja einen Sohn gewünscht. War es da im Grunde zu verwundern, daß Esther nicht recht gedeihen wollte?

Auch an eine andre von den bösen Vorbedeutungen aus der Vergangenheit mußte sie denken, obgleich sie das nicht hier in Sophiehöj erlebt hatte. Es war auf der Hochzeitsreise, in der kleinen Schweizerstadt Immensee, wo sie über=

nachtet hatten. Sie waren einige Monate von Hause fort gewesen und waren des Reiselebens überdrüssig und sehnten sich heim. Namentlich war sie selbst ungeduldig gewesen, zu Ruhe zu kommen, da Esther zu dieser Zeit sozusagen schon existierte. Sie kamen am Abend nach einer langen Fahrt über die Berge in strömendem Regen nach Immensee. Sie waren beide verfroren und verstimmt; aber was es eigentlich gewesen war, was Anlaß zu der Uneinigkeit zwischen ihnen gegeben hatte, das hatte sie jetzt vergessen. Sie entsann sich nur noch, daß sie an dem Abend ihren ersten ernsten Streit gehabt hatten, und daß der sie beide furchtbar aufregte. Sie waren beide gleich jung und unerfahren. Sie hatten in ihrer leidenschaftlichen Verliebtheit nicht verstanden, Maß zu halten. Die dreimonatliche Reise war ein einziger, langer und betäubender Hingebungsrausch gewesen. Und jetzt standen sie plötzlich einander gegenüber mit verzerrten Zügen und schleuderten sich die gehässigsten Worte zu wie ein Paar Todfeinde. Selbst am andern Morgen waren sie noch nicht wieder versöhnt. Beim Frühstück machte Niels freilich einen Annäherungsversuch, den sie zurückwies. Er sagte, jetzt fände er, weiß Gott, sie sollten die Geschichte vergessen, und sein verlegener Ton empörte sie. Da sagte er, um ihr zu drohen, auf seine feige, scherzende und gleichsam tröstende Weise, daß sie ja Gott sei Dank nicht fester aneinander gebunden seien, als daß das Band wieder gelöst werden könne, falls es sich wirklich herausstellen sollte, daß sie nicht so gut für einander paßten, wie sie geglaubt hätten. Sie entsann sich noch seiner Worte, als seien sie gestern gesagt, und alles dessen, was sie dabei empfand. Da saß sie mit ihrem Kind unter dem Herzen und sie hatte ein Gefühl, als ob die Erde unter ihr wegglitt. Was sie in ihrer Einfalt als die ewige Bestimmung der Vorsehung mit ihnen betrachtet

hatte, das war für ihn nur ein Arrangement, das die Folge einer gemeinsamen Laune war und nach Fürgutbefinden geändert werden konnte. Sie hatte sich nicht zwingen können, ihm zu antworten, sondern war vom Tisch aufgestanden. Da fing er an zu lachen. Als der große, niemals recht ausgewachsene Junge, der er im Grunde sein ganzes Leben lang geblieben war, fing er in seiner Ausgelassenheit an, sie mit Brotkugeln zu bombardieren, damit sie wieder gut sein sollte. Da konnte sie sich nicht länger beherrschen, sondern antwortete auf seine Ungezogenheit, indem sie ihm eine kräftige Ohrfeige versetzte. Sie bereute es augenblicklich, als sie seine Verblüffung sah. Sie glaubte, daß er auffahren würde, und in dem Falle hätten sie sich schnell wieder versöhnt. Aber statt dessen blieb er sitzen und verbarg — wie später so oft — seine Unmännlichkeit, indem er sich den Anschein gab, daß er sich über sie amüsiere. Er lehnte sich in den Stuhl zurück und rief lachend „Dacapo". Erst als er dem Zimmermädchen, die nach einer Weile hereinkam, um das Frühstück hinauszutragen, anmerken konnte, daß der Schlag von dem Hotelpersonal gehört und richtig aufgefaßt war, wurde er rasend. Für das Grinsen solcher fremder gleichgültiger Menschen war er empfindlich. Vor Hinz und Kunz konnte er sich schämen, während er ihr, seiner eigenen Frau gegenüber kein Ehrgefühl empfand. — Von dem Tage an verachtete sie ihn.

Esther mußte nach dem Frühstück wegen Schwindel und Kopfschmerzen zu Bett gehen, und am Abend verschlimmerte sich ihr Zustand, so daß der Arzt geholt werden mußte. Er nahm eine gründliche Untersuchung vor, verschrieb Medizin, sprach im übrigen über Wind und Wetter und sagte zuletzt, daß er am nächsten Tag wieder kommen wollte.

Seine Zurückhaltung machte Frau Engelstoft ängstlich.

Sie glaubte auch einen bedenklichen Ausdruck hinter seinen Brillengläsern bemerkt zu haben, als er sah, wie kraftlos Esther war. Sie blieb am Bett sitzen und hielt ihre Hand, und da war ein Augenblick, in dem sich ihre Gedanken umnebelten. Sie fühlte, daß, wenn das Entsetzlichste geschehen sollte, wenn Esther starb, sie ihren Verstand verlieren würde. Dann würde der Lebensnerv in ihr zerreißen und ihre Augen leer werden. Aber dann dachte sie, daß es vielleicht das allerbeste sein würde. Wenn Esther starb, schlug ja auch für sie die Stunde der Befreiung und sie konnte sich endlich eine Kugel vor den Kopf schießen.

Ohne es zu wissen, hatte sie mit geschlossenen Augen dagesessen. Jetzt zuckte sie zusammen mit einem Gefühl, als erwache sie von einem bösen Traum.

„Jetzt geht es dir besser — nicht wahr?" fragte sie.

Esther lag mit abgewandtem Gesicht für sich da und antwortete weder ja noch nein. Sie hatte gerade ihre Hand befreit, und ein Zittern durchbebte sie, als die Mutter sie jetzt wieder ergriff.

„Willst du nicht versuchen, ein wenig zu schlafen?"

„Ja — danke."

„Kannst du dir gar nicht vorstellen, daß du etwas essen möchtest?"

„Nein — nein. Aber willst du nicht Mamsell Andersen rufen?"

„Laß mich dir doch helfen, Kind!"

„Nein es ist am besten, daß Mamsell Andersen kommt."

„Ja, ja, jetzt will ich klingeln."

Erst als Esther mit der alten Dienerin allein war, wandte sie sich nach dem Zimmer um.

„Was hat der Doktor gesagt?" fragte sie eifrig.

„Er hat wohl gar nichts gesagt. Das Ganze hat gewiß

nichts zu bedeuten, glaube ich. Gnädiges Fräulein sollen sich wirklich nicht fürchten."

„Fürchten?"

Das Wort entfuhr ihr wie ein kleiner Sehnsuchtsseufzer. Da kamen ein paar kleine rote Flecken auf ihre Wangen, und sie fuhr fort:

„Das tu ich ja auch nicht. Aber wenn ich nicht wirklich krank bin, warum bin ich denn so müde?"

„Sind gnädiges Fräulein so müde?"

„Ja, aber das macht nichts. Das ist so schön."

„Dann sollen gnädiges Fräulein nur ganz still liegen und versuchen zu schlafen."

„Ja, das will ich auch. Wollen Sie mein Kopfkissen ein wenig zurecht legen, Mamsell Andersen."

„So — ist es nun gut?"

„Wenn ich nur etwas Schönes träumen könnte."

„Wovon möchten gnädiges Fräulein am allerliebsten träumen?"

Esther schwieg ein wenig.

„Von meinem Erlöser!" antwortete sie darauf ganz still und schloß die Augen.

Das alte Mädchen dachte das ihre bei dieser Antwort. Sie machte sich ein wenig im Zimmer zu schaffen, löschte die Lichter aus, zündete die Nachtlampe an und sagte endlich Gute Nacht.

Aber als sie schon halbwegs zur Tür hinaus war, rief Esther sie flüsternd zurück.

„Mamsell Andersen!" sagte sie und richtete sich aus eigener Kraft im Bett auf. „Das Papier ... Das Dokument, Sie wissen ja ... ist das noch immer nicht gefunden?"

„Gefunden? Nein, wo sollte sich das wohl finden? Der Herr Gutsbesitzer hatte ja bestimmt, daß es nicht mehr exi-

stieren sollte, — er hat die gnädige Frau gebeten, es zu verbrennen. Darauf hat die gnädige Frau selbst ihren Eid abgelegt. Aber warum fragen gnädiges Fräulein darum? Haben die dummen Mädchen hier wieder auf dem Gang gestanden und geschwatzt?"

Esther ließ sich schweigend in das Bett zurückgleiten. Sie kehrte sich nach der Wand um, zog die Decke vor das Gesicht und fragte nicht weiter.

Am nächsten Morgen ließ der Verwalter sich bei Frau Engelstoft melden, um ihr mitzuteilen, daß der Sturm während der Nacht das alte Schafhaus umgeworfen und ein paar Sommerlämmer getötet hatte, und kaum war er gegangen, als der Vogt anklopfte und bat, vorgelassen zu werden. Auch er kam mit einer Unglücksnachricht. Zwei von den Kühen hatten gleichzeitig zu früh gekalbt, und da das etwas war, was in der letzten Zeit fast täglich geschehen war, hielt er es für notwendig, den ganzen Stall zu reinigen und eine Überführung des ganzen Viehbestandes vorzunehmen.

„Ja, selbstverständlich", sagte Frau Engelstoft, ohne sich etwas merken zu lassen, und erteilte die nötigen Befehle. Sie saß an ihrem Arbeitstisch im Gartenzimmer und hatte den Tisch voll von Abrechnungen.

Aber als er gegangen war, schielte sie unwillkürlich mit einem kranken Blick nach den drei Fingern ihrer rechten Hand. Sie konnte das nicht lassen, obwohl sie recht gut fühlte, wie sie mit ihrem Aberglauben das Gespenst des Wahnsinns hervorlockte, das lauernd in ihr lag. Daß sie doch nicht über sich selbst lachen konnte! Wenn doch nur ein einziges Mal das gute Lachen aus dem Herzen kommen wollte, nach dem sie sich so lange gesehnt hatte, so würde das Ungeheuer auf immer weggescheucht sein. Aber wie oft sie sich auch sagte, daß es eine Torheit war, konnte sie die Einbildung nicht

wieder los werden, daß die drei Finger täglich kleiner wurden — hinwelkten.

Plötzlich schlug sie mit ihrer ganzen Kraft die Hand auf den Tisch und stand auf. In ihrer Erregung ging sie im Zimmer auf und nieder mit gekreuzten Armen, indem sie ohne es zu wissen laut mit sich selbst sprach.

Später, als sie ein wenig ruhiger geworden war, entschloß sie sich hinauf zu gehen, um sich nach Esther umzusehen. Der Doktor war noch nicht da gewesen, aber Esther hatte eine gute Nacht gehabt, so daß sie ihretwillen nicht mehr beängstigt war. Sie floh an das Bett der Tochter, als wollte sie dort eine Zuflucht, eine Freistätte finden. Aber mitten auf der Treppe blieb sie plötzlich stehen und besann sich.

Sie war schon früh am Morgen bei Esther gewesen und hatte sie aufrecht im Bett sitzen gefunden mit gefalteten Händen. Es war nicht das erstemal in der letzten Zeit, daß sie sie beim Gebet überrascht hatte, ja eines Abends hatte sie sie sogar einen Gesangvers laut sprechen hören. Sie begriff ja, daß das etwas sein mußte, das der Kaplan ihr in den Kopf gesetzt hatte; sie hatte sich deswegen entschlossen, vorläufig zu tun, als merke sie nichts. Aber aus Esther war diesen Morgen kein vernünftiges Wort herauszubringen. Während der ganzen Zeit, daß sie bei ihr saß, hatte sie mit geschlossenen Augen und abgewandtem Gesicht da gelegen und nichts weiter gesagt, als daß es ihr gut gehe. Erst als sie gehen wollte, hatte sie mit einem eigentümlich flehenden Blick zu ihr aufgesehen, der ihr eine wilde Angst durch die Seele gejagt hatte. Es war, als habe ihr das Kind ein verborgenes Mitwissen anvertrauen wollen. Und wirklich hatte sie in der Verwirrung des ersten Augenblicks eine übernatürliche Offenbarung gefürchtet.

Diesem Blick in ihrem jetzigen Gemütszustand wieder zu

begegnen, hatte sie nicht den Mut. Deswegen kehrte sie mitten auf der Treppe um und schlich zurück.

Sie setzte sich wieder an ihre Arbeit. Sie wagte nicht, unbeschäftigt zu sein. Friedlos wie sie in ihrem eigenen Heim geworden war, mußte sie beständig in Tätigkeit sein. Sie war seit vier Uhr auf gewesen, hatte Arbeit auf Arbeit, Anstrengung auf Anstrengung gehäuft als Schutz gegen die verwirrten Gedanken.

Aber die Kräfte wollten jetzt nicht mehr ausreichen. Jeden Augenblick mußte sie ihren schwindelnden Kopf in die Hände legen und das Gehirn rasen lassen. Sie fühlte die drei Finger ihrer rechten Hand wie Feuer brennen und hörte finstere, drohende Stimmen rings um sie her murmeln. Da suchte sie in ihrer Angst Zuflucht bei den Toten. Bei der Erinnerung an ihre Mutter suchte sie den letzten Schutz. Aber auch hier wurde sie weggestoßen. Das Bild von der Mutter milden geduldigen Zügen wirkte als eine Anklage auf sie. „Hast du vergessen," schien es zu sagen, „wie oft ich dich gewarnt habe? Sagte ich dir nicht immer, daß nur das demütige Herz Frieden finden kann? Ermahnte ich dich nicht mit Tränen, deinen heftigen Sinn zu zügeln? Schmälte ich dich nicht aus wegen deiner Eigenwilligkeit? Bat ich dich nicht in meiner letzten Stunde, niemals Gott zu verlassen, sondern dich seinem unerforschlichen Willen zu fügen, damit du nicht seinen Zorn erwecken und die Strafe über deinen Kopf herabrufen solltest? — — —"

Sie fuhr in die Höhe. Sie hatte es klopfen hören. Und noch ehe sie „herein" hatte sagen können, erschien Mamsell Andersen mit verstörter Miene in der Tür. Sie bat sie, schnell zu dem gnädigen Fräulein zu kommen. „Das gnädige Fräulein ist so sonderbar geworden."

Esther lag auf dem Rücken mit halbgeöffnetem Mund und

starrte zu der Decke empor. Sie lag ganz still. Selbst als die Mutter hereinstürzte, bewegte sie sich nicht. Nur die eine Hand, die mit gekrümmten Fingern über der Brust lag, zitterte schwach.

„Kampfertropfen!" rief Frau Engelstoft schnell.

Aufs Geratewohl goß sie einige Tropfen in einen Löffel, aber es erwies sich unmöglich, sie Esther hinabschlucken zu lassen. Der Mund war im Krampf erstarrt.

„Machen Sie alle Fenster auf!" befahl sie. „Geben Sie mir den Handspiegel! Beeilen Sie sich! ... Und rufen Sie die Mädchen! Sagen Sie, daß Jörgen sofort nach dem Doktor reitet! — Das schnellste Pferd im Stall!"

Diese letzten Worte rief sie zur Tür hinaus, als Mamsell Andersen schon halbwegs die Treppe hinabgelaufen war. Sie hielt den Handspiegel vor Esthers Mund, und es zeigte sich ein schwacher Taufleck darauf. Das Herz schien aber still zu stehen. Sie konnte den Puls nicht fühlen.

Nach und nach kehrte das Leben zurück. Als der Doktor kam, war der Anfall längst überstanden. Esther hatte fast wieder rote Wangen bekommen, wenn sie auch kraftlos war. Aber die Miene des Doktors verhieß nichts Gutes. Er streichelte ihr die Wange und schwieg.

Vier Tage lang kämpfte sie leise mit dem Tod. In der ersten Zeit saß die Mutter fast beständig bei ihrem Bett, bis sie merkte, daß, wenn das Kind auch noch lebte, sie es doch schon verloren hatte. Ein andrer hatte ihr Esthers Herz geraubt. Während Esther oft in ihren Träumen zu lächeln schien, trat ein Entsetzen in ihre Augen, sobald sie erwachte und sie dort am Bett sitzen und ihre Hand halten sah. Einmal sagte sie es geradezu, daß sie sich fortsehnte, „heim zu Jesus". Alle ihre Gedanken waren bei ihrem Abgott.

Am Abend des vierten Tages schlief sie ein mit seinem Namen auf den Lippen.

Am folgenden Tag ließ sich Frau Engelstoft nicht außerhalb ihrer Zimmer blicken. Sie erteilte die notwendigen Befehle betreffs des Begräbnisses, empfing aber niemand. Weder der Verwalter noch der Vogt erhielten Vortritt. Es ward ihnen nur der Bescheid gegeben, die Wirtschaft auf eigene Verantwortung zu führen.

Am Tage nach dem Begräbnis, das in der größten Stille vor sich ging, sogar ohne vorhergehende Bekanntmachung, hielt Frau Engelstoft sich oben in ihrem Kabinett im ersten Stockwerk auf, als Mamsell Andersen anklopfte und meldete, der Hardesvogt sei nach dem Schloß gekommen.

„Ich habe ihm gesagt, daß die gnädige Frau nicht empfängt. Aber er sagt, die gnädige Frau habe nach ihm geschickt."

„Das verhält sich auch so. Bitten Sie ihn, herauf zu kommen."

Der Hardesvogt, der gerade von seiner Flucht nach der Hauptstadt zurückgekehrt war, sah im ersten Augenblick sehr verlegen aus. Er glaubte, daß sie ihn hätte rufen lassen, um ihn für die Dummheiten seines Assessors verantwortlich zu machen. Aber die Verlegenheit schlug in Erstaunen über, als er sah, daß sie ihn völlig angekleidet in einer Art Reisetoilette empfing, sogar mit dem Hut auf dem Kopf. Auch ihr Aussehen machte ihn stutzen. Sie war fast weißhaarig geworden. Die hellen, vortretenden Augen standen starr in dem mageren und sandgrauen Gesicht. Sie schien zehn Jahre älter geworden zu sein, während der wenigen Wochen, die verstrichen waren, seit er sie zuletzt besuchte.

Auf einem Stuhl neben der Tür zum Schlafzimmer stand eine gepackte Handtasche. Hieraus nahm sie sofort einige

Papiere, die sie ihm überreichte. Es war ein Dokument in korngelbem Umschlag. Niels Testament.

„Da meine Tochter jetzt tot ist, habe ich keine Verwendung mehr dafür," erklärte sie ruhig.

Der Hardesvogt warf einen Blick in die Papiere und danach auf sie und wollte erst weder seinen Augen noch seinen Ohren trauen. Da fingen seine Hände an zu zittern.

„Ja — aber das ist ja unmöglich — das kann ja nicht wahr sein. Du gerechter Gott! Was soll dies bedeuten?"

„Daß mein Eid falsch war. Und daß ich bereit bin, Ihnen zu folgen."

Es flammte etwas Wildes und Grausames in den einfältigen Zügen des Hardesvogts auf. In seinem Entsetzen stand er eine Weile stumm da, aber mit funkelnden Augen wie bei einem wilden Tier, das sich zum Springen vorbereitet. Frau Engelstoft war dahingegen vollkommen gefaßt. Der Tod der Tochter hatte ganz anders auf sie eingewirkt, als sie erwartet hatte. Er hatte ihr eben alle ihre Seelenkraft und ihr Selbstvertrauen zurück gegeben. Nicht einmal der Gedanke an ihr Verbrechen beunruhigte sie mehr. Sie hatte sich gesagt, daß, wenn Esthers Tod die Strafe des Himmels dafür sei, daß sie ihr Kind hatte schützen wollen, so war der Gott des Himmels ein Ungeheuer, dessen Rache sie verachtete. Und war nicht er es gewesen, sondern nur ein bloßer Zufall, ein launenhafter Einfall des Schicksals — was war es dann für eine Weltordnung, die solches erlaubte? Sie fühlte sich unendlich hoch erhaben über dem Ganzen, ausgelöst aus dem Elend, gleichgültig gegen das Urteil Gottes und der Menschen.

Deswegen hörte sie nun auch ganz gefühllos zu, wie ihr der Hardesvogt eine vierundzwanzigstündige Frist gestattete, um zu entfliehen und sich gegen Nachstellungen zu sichern. Er versprach ihr sogar — obwohl er, wie er sagte, seine Ehre und

auch seine Stellung dabei aufs Spiel setzte — seine Untergebenen auf eine falsche Fährte zu leiten, bis sie in Sicherheit sei.

Sie antwortete, daß sie keine Gefälligkeiten anzunehmen wünsche, weder von ihm noch von irgendeinem andern Menschen. Falls sie sich der Strafe der „Gerechtigkeit" hätte entziehen wollen, habe sie ja Zeit genug gehabt, sich von dem Leben zu trennen. Sie hätte hinzufügen können, daß sie wirklich einen Augenblick daran gedacht hatte, zu diesem Ausweg zu greifen. Aber weshalb sollte sie es tun? So gleichgültig sie auch geworden war, den Triumph gönnte sie ihren Feinden doch nicht. Am allerwenigsten wünschte sie Gegenstand ihres Mitleids zu werden. Sie wünschte überhaupt keine Versöhnung. Sie wollte gerade jetzt leben, so daß die Heuchelei florieren und die Diebe sich hier auf Sophiehöj mästen konnten, ohne Gewissensbisse zu empfinden. In ihrer Einsamkeit würde es sie belustigen daran zu denken. Außerdem: sie hatte eine Widerwärtigkeit darin empfunden, Hand an sich selbst zu legen. Ein Selbstmord war etwas zu lächerlich Feierliches. Es hieß zu viel Wesen von sich selbst zu machen. Was noch von ihr übrig war, mochte gut genug sein, um in einer Gefängniszelle zu vermodern.

Der Hardesvogt stand mit Tränen in den Augen da und wußte sich nicht zu raten und zu helfen. Aber da klingelte Frau Engelstoft selbst der Kammerjungfer, und bald darauf fuhr sie als Arrestantin vom Schlosse fort.

Während der folgenden Tage waren die Zeitungen voll von Berichten über ihre Missetaten, und in allen ward sie als ein Ungeheuer in Menschengestalt dargestellt, das sozusagen von Geburt an für die Verbrecherbahn bestimmt gewesen sei. Der Hardesvogt würde sie gern ein wenig in Schutz genommen haben, und bei einer einzelnen Gelegen-

heit erkühnte er sich denn auch zu äußern, daß Frau Engelstoft nur insofern zu bedauern sei, als sie für eine Zeitlang der Freiheit beraubt werden würde. All zu laut über die Schande zu sprechen, habe keinen Zweck, und was die Gesellschaft betreffe, in der sie von jetzt an leben solle, so sei er geneigt zu glauben, daß sie die allerehrlichste im ganzen Lande sei, „weil diese Leute doch im allgemeinen eingestehen, daß sie Verbrecher sind".

Aber mit dieser Äußerung war auch sein Mut erschöpft. Im übrigen linderte er seinen Schmerz und brachte sein Gewissen zum Schweigen, indem er auf seine gewohnte Weise seine abendlichen Grogs, die schon im voraus stark genug gewesen waren, noch einen Grad stärker braute. Wenn er dann in seinem traulichen Junggesellenwinkel saß, und ihm das Blut zu Gehirn stieg und ihn sentimental machte, konnten seine rotunterlaufenen Augen sich betauen beim Gedanken an seine arme Kindheitsfreundin und an ihr trauriges Ende. Und beständig sah er sie wieder vor sich, so wie er sich ihrer entsann von dem ersten Winter, als sie ein kleines Mädchen von zehn Jahren war und jeden Tag um die Mittagszeit über die großen Schneefelder gegangen kam in ihrem roten Sammetkäppchen und mit ihrem kleinen Bruder so treu an der Hand. Und die Tränen stiegen über seine geschwollenen Augenränder, und er mußte den Kummer mit einem tiefen Schluck aus dem Grogglas hinunterspülen.

Im übrigen ward Frau Engelstofts Gefängnisleben nicht von langer Dauer. Sie vertrug das Eingesperrtsein nicht. Bald nachdem sie ihr Urteil bekommen hatte und sie in das Zuchthaus überführt war, starb sie. Sie blieb sich bis zum letzten treu. Sie verlangte, in ihrer Gefängnistracht begraben zu werden und ohne Geistlichen oder Glockenläuten.

Bürgermeister Hoeck und Frau

Ein Doppelporträt



Eine kleine Stadt im Festgewand. Flaggen in allen Straßen. Wimpelgeschmückte Schiffe im Hafen. Eine Ehrenpforte vor einer großen, modernen Villa am Rande der Stadt. Über dem Ganzen ein blendender, klarer Aprilhimmel, zitternd von Licht. Auf dem Erdboden nicht ein Schatten.

Ein Volksaufzug war gerade durch die Hauptstraße gezogen mit einem Schutzmann und vier Messingmusikanten an der Spitze, auf dem Wege zur Villa hinaus. Ein paar Köter standen noch mitten auf dem Fahrwege und bellten hinterdrein. —

Bald darauf wurde ganz leise an der Haustürglocke in dem stillen Hause des Bürgermeisters in einer der Seitenstraßen geschellt. Eine ältere Haushälterin öffnete ein Fenster ein wenig und guckte heraus. Draußen auf der steinernen Treppe stand die kleine, breithüftige Apothekerfrau, einen großen Strauß gelber Narzissen in der Hand.

Die Haushälterin ließ sie eine Weile warten, ehe sie öffnete. Mit einem stummen Gruß führte sie sie in das Eßzimmer, wo die betraute Dienerin in dieser Zeit täglich Leuten Auskunft erteilte, die kamen, um sich nach dem Befinden ihrer kranken Herrin zu erkundigen.

„Wie geht es denn, liebe Mamsell Mogensen?"

„Es ist jedenfalls nicht besser", antwortete die Mamsell, wie jemand, der mehr weiß, als er sagen will. Frau Bürgermeisters Schwester aus Deutschland ist heute gekommen."

„So, ist das wirklich wahr? Ich hörte ja schon bei Sörensen & Lund, daß eine fremde Dame mit dem Morgenzug gekommen sei, die so ausländisch aussähe. Da hab' ich mir dann das Meine gedacht. Hat sie sich sehr verändert?"

„Die Frau Majorin?"

„Ja."

Die Haushälterin zuckte nachsichtig mit den Mundwinkeln.

„Das kann ich doch nicht wissen, Frau Bergmann. Zu meiner Zeit ist die Frau Majorin nicht hier gewesen."

„Ach nein, nein, — was ich rede. Aber Sie können mir glauben, Mamsell Mogensen, sie war schön in ihrer Jugend. Wie eine Königin anzusehen! Und Sie können mir glauben, hier herrschte Kummer und Herzeleid, als dieser gräßliche Deutsche mit ihr auf und davon ging. Die Leute konnten sich nun übrigens nie einig darüber werden, welche von den beiden Schwestern die schönste sei. Ich für mein Teil hab' nun freilich immer auf Ihre Herrin hier gehalten. — Glauben Sie, daß ich heute zu ihr hinein kann?"

„Nein, das glaube ich nicht. Frau Bürgermeister hat eine schlechte Nacht gehabt. Aber ich kann ja mal fragen."

„Ach ja, tun Sie das, liebe, gute Mamsell Mogensen, das ist nett von Ihnen. Vielleicht könnte es Frau Bürgermeister auch amüsieren, etwas von dem Fest zu hören. Ich komme eben gerade von dem Handwerkerzug. Ja, Sie haben wohl die Musik gehört?"

„Ich hab' genug mit meinen eigenen Angelegenheiten zu tun, Frau Bergmann, wenn man eine Verantwortung hat —"

„Ja, ich verstehe es so gut. Es liegt in dieser Zeit viel auf Ihren Schultern, Mamsell Mogensen."

„Man tut ja seine Pflicht."

„Aber Sie sollten nun doch sehen, daß Sie heute ein wenig hinauskommen und sich den Staat ansehen. Die Villa soll ja heute Abend illuminiert werden, wenn wir gegessen haben. Und die Regimentsmusik aus Randers ist bestellt, die soll spielen. Das muß man Jörgen Ovesen lassen, wenn er etwas tut, so tut er es so, daß es sich hören und sehen lassen kann."

„Soll ich Frau Bürgermeisterin die Blumen bringen, die Frau Bergmann da hat?"

„Ja, wollen Sie das? Es tut mir nur so leid, daß sie so einfach sind."

In einem Bett, das von der Wand frei in das große Schlafzimmer hinein stand, lag die kranke Frau ausgestreckt zwischen blauweißen, schimmernd reinen Bettüchern mit vielen Spitzeneinsätzen. Ein kleines dunkelrotes seidenes Schlummerkissen war unter ihren Nacken geschoben.

An der Seite des Bettes, nach dem Fenster zu, saß die Schwester in einem Korbstuhl. An der andern Seite stand einer von diesen niedrigen, mit Flakons und kleinen Kruken bedeckten Toilettentischen, über denen eine eigene, mysteriöse Stimmung ruhen kann, und die zusammen mit dem Spiegel und dem Spiegelbehang für die Frauen, wenn sie lieben, einen Altar der Liebe bilden. Auf Befehl des Arztes waren sonst alle überflüssigen Gegenstände aus dem Zimmer entfernt. Selbst die Gardinen waren abgenommen, um so viel Licht und so viel Luft wie nur möglich Zutritt zu verschaffen. Aber auf dies Heiligtum hatte die Bürgermeisterin nicht verzichten wollen. Die Vertraulichkeit ihres Spiegels hatte sie während ihrer langen Krankheit nicht entbehren wollen, und die vielen gewohnten Kleinigkeiten, die auf dem Tische standen, wollte sie auch zur Hand haben. Sie verdeckten außerdem so gut die Medizinflaschen und Pillenschachteln, die sie nicht sehen mochte.

Auf dem Tische standen auch noch vier langstengelige Rosen in einem Blumenglas. Ferner eine kleine silberne Schale mit Pfefferminzpastillen und Konfekt, wovon sie dem Arzt und

andern, die zum Besuch kamen, anbot. Mitten zwischen alle diesem sah man endlich ein paar Bilder, darunter die Kabinettphotographie des Bürgermeisters.

Auch die wollte sie immer bei sich haben; und mit nassen Augen hatte sie sie in den vielen, langen Stunden angestarrt, die sie hier einsam gelegen und mit ihrer Todesangst und ihren Selbstanklagen gekämpft hatte. Selbst jetzt, wo die Schwester bei ihr saß, verfiel sie ein paarmal in Sinnen, den Blick darauf gerichtet, und oft unterbrach sie ein wenig nervös die Unterhaltung, indem sie sagte, daß sie nun bald ihren Mann erwarten könnten.

Die Majorin von Rauch war eine Dame nahe den Vierzigern, vier Jahre älter als die Bürgermeisterin. Die beiden Schwestern waren ein paar schöne Frauen gewesen und — jede auf ihre Weise — glücklich über ihre Schönheit. Die Majorin, die kinderlos war, nahm sich noch brillant aus. Sie war ihrem Äußeren nach ganz die preußische Offiziersgattin, stramm geschnürt und üppig, ganz verdeutscht in ihrem Geschmack. In den feineren und weicheren Zügen der Bürgermeisterin hatten die Jahre, und namentlich diese monatelange, zehrende Krankheit tiefere Spuren hinterlassen. Über ihren einstmals so warmen, braunen Augen lag jetzt jener Spiegelglanz, der der erste Vorbote des Todes ist. Der schöne Mund, der die Form eines kleinen Herzens gehabt hatte, umrahmte blutlos stramm gezogen die vorstehenden, weißen Zahnreihen. Nur allein diese Zähne und das rotbraune Haar hatten den Zerstörungen der Krankheit noch standgehalten.

Die beiden Damen waren die Töchter eines Zollverwalters, der in den sechziger Jahren hier in dieser kleinen jütischen Fjordstadt, in der die jüngere später Bürgermeistersgattin werden sollte, ein lustiges Leben geführt hatte. Das war zur

Zeit des Krieges, und ein Jahr nach dem Friedensschluß hatte sich die ältere Tochter zum großen Ärgernis der Leute in der Stadt mit einem der feindlichen Offiziere verheiratet, die während der Besetzung im Hause des Vaters in Quartier gelegen hatten.

Zum erstenmal seit achtzehn Jahren besuchte die Majorin jetzt ihr Vaterland. Die Schwester und den Schwager hatte sie während dieser Zeit nur ein einzigesmal gesehen, nämlich auf ihrer Hochzeitsreise vor vierzehn Jahren. Es war damals eine Begegnung in einem der großen Hotels am Comer-See zustandegebracht, wo Frau von Rauch sich in jenem Frühling aufhielt, um eine Luftkur durchzumachen nach einer ernstlichen Krankheit, über deren Natur sie sich übrigens nicht hatte äußern wollen.

Indessen hatten die Schwestern alle diese Jahre in stetem Briefwechsel gestanden, und das Wiedersehen an diesem Morgen war stürmisch bewegt gewesen.

Die Bürgermeisterin war jedoch ziemlich schnell müde und zugleich etwas abwesend geworden. Es war fast, als werde sie allmählich der Schwester gegenüber ein wenig scheu, infolge ihrer vielen Fragen. Oft tat sie, als überhörte sie sie, und jeden Augenblick suchte sie nach einem neuen Stoff für die Unterhaltung.

Schließlich war sie stumm geworden, und nun lag sie mit geschlossenen Augen da und ließ die Majorin von ihrem Leben in der Hauptstadt Deutschlands erzählen, ohne im Grunde zuzuhören.

Es wurde leise an die Tür gepocht. Mamsell Mogensen kam mit dem Strauß der Apothekerin.

„Was ist denn nun wieder?“ fragte die Kranke ungeduldig.

„Frau Bergmann ist draußen. Sie fragt, ob sie hereinkommen darf und Frau Bürgermeister begrüßen.“

„Nein, nein — es ist unmöglich. Ich kann heute niemand empfangen. Sagen Sie Frau Bergmann das.“

„Frau Bergmann meinte, Frau Bürgermeister könnten am Ende Lust haben, etwas von dem Fest in der Stadt zu hören. Sie kommt gerade von dem Handwerkerzug.“

„Ach Beste, — was mache ich mir aus den Torheiten! Ja, das dürfen Sie natürlich nicht wiedersagen, Mamsell Mogensen! Sagen Sie Frau Bergmann, es wäre schrecklich liebenswürdig von ihr, aber ich wäre zu müde.“

„Und dann soll ich diese Blumen bringen. Wollen Frau Bürgermeister sie hier stehen haben?“

„Ach nein, — es sind so viele. Sie duften wohl auch zu stark. Setzen Sie sie ins Wohnzimmer.“

„Es ist beinahe schade“, sagte die Majorin, die aufgestanden war, und jetzt den Strauß nahm. „Sie sind wirklich hübsch. Laß mich wenigstens ein paar herausnehmen und in das Glas da setzen an Stelle der Rosen. Die sind nicht mehr ganz frisch.“

„Ach nein, von denen will ich mich nicht gern trennen, die halten wohl noch ein wenig. Mein Doktor hat sie mir gebracht. Sind sie nicht reizend? Wollen Sie Frau Bergmann vielmals danken, Mamsell Mogensen. Und sagen Sie ihr, es täte mir schrecklich leid, aber ich kann heute niemand annehmen.“

„Was für eine Dame ist diese Frau Bergmann?“ fragte die Majorin, als die Haushälterin gegangen war; „eine von deinen Freundinnen hier?“

„Sie ist die Frau des Apothekers. Aber das ist wahr — du mußt sie kennen. Erinnerst du dich nicht meiner alten Schulgefährtin Laurine Holm?“

„Ja, — der Name klingt mir so bekannt.“

„Weißt du nicht noch . . . Mutter stellte sie uns immer als

abschreckendes Beispiel auf, — ‚die Watschelgans' nannte sie sie."

„Ach ja, — freilich. Sie war sonst ganz hübsch, nicht wahr? Blond und mit einem schönen Teint. — Und die ist da draußen?"

„Ja, sie kommt fast täglich und fragt nach mir. Und wenn ich nicht zu elend bin, darf sie hereinkommen. Sie ist im Grunde lieb. Aber furchtbar ermüdend, weißt du."

Trotz ihrer ernsten Sorge um die Schwester mußte die Majorin über sie lächeln. Sie dachte im stillen, in ihrem Verhältnis zu den Freundinnen hatte sich Anne Marie offenbar nicht verändert. Es war dieselbe launenvolle Gleichgültigkeit, mit der sie während des Heranwachsens die vielen Bewunderinnen und Gönnerinnen tyrannisiert hatte, die sie stets zu umschwärmen pflegten.

„Es würde mir eigentlich Spaß machen, deine Freundin zu begrüßen. Glaubst du, daß sie sich meiner noch erinnert?"

„Daß sie sich deiner erinnert? ... Ach, du ahnst nicht, was für ein gutes Gedächtnis man in so einer kleinen Stadt hat. Wenn du wissen willst, was du hier heute vor fünfundzwanzig Jahren zu Mittag gegessen hast, so bin ich überzeugt, daß da irgendjemand ist, der es dir erzählen kann."

„Und glaubst du, daß sie noch da draußen ist?"

„St!"

Die Kranke streckte die Hand aus. Sie hatte den Schall von Männertritten in der Wohnstube nebenan aufgefangen.

„Das ist mein Mann!" rief sie jubelnd aus, — und der spärliche Rest von Blut, den ihr Körper noch besaß, schoß ihr in die Wangen.

Der Bürgermeister kam geradeswegs von einem Verhör auf dem Rathaus und war in Uniform. Er verbeugte sich formell vor der Majorin.

„Hoffentlich vertreibe ich Sie nicht?“ sagte er, als er sah, daß sie sich anschickte zu gehen.

„Keineswegs,“ entgegnete sie kurz. „Aber ich höre, daß sich in diesem Augenblick eine alte Schulgefährtin hier im Hause befindet, und ich habe Lust bekommen, sie zu begrüßen. Sie verzeihen wohl.“

Der Bürgermeister verneigte sich abermals mit einer etwas gezwungenen Höflichkeit.

Vom Bett her hatte seine Frau indes schon die Hand nach ihm ausgestreckt. Wegen der Anwesenheit ihrer Schwester war es ihr übrigens ein wenig unangenehm, daß er in Uniform war. Sie wußte nicht, wie es zugehen konnte, aber trotz seiner hohen und aufrechten Gestalt kleidete ihn die Uniform nicht. Sie hatte außerdem sofort gesehen, daß ein wenig von dem Aufhängsel im Nacken hervorlugte.

Als er nach der Entfernung der Majorin an ihr Bett trat, strahlte ihr Antlitz vor Zärtlichkeit. Sie nahm seine große, sonnengebräunte Hand und legte die Rückseite mit den geschwollenen Adern gegen ihren Mund, sie gleichsam heimlich küssend.

„Weißt du, daß wir uns heute fast noch gar nicht gesehen haben?“ fragte sie.

„Ich habe nicht stören wollen. Es ist ja so natürlich, daß du und deine Schwester eine Menge miteinander zu bereden gehabt habt.“

„Du störst niemals. Wie oft soll ich dir das denn doch sagen? Ich habe dich heute den ganzen Vormittag gerade so sehr entbehrt. Ist es nicht sonderbar, ich glaube fast, ich

sehne mich weniger, wenn ich allein bin, als wenn ich Gesellschaft habe, — selbst wenn es meine eigene Schwester ist."

„Du hast dich gewiß mit dem Sprechen überanstrengt", sagte er, statt zu antworten, — und sein bärtiges Gesicht, das wie aus altem Eichenholz geschnitten war, nahm einen noch kühleren, verschlosseneren Ausdruck an.

„Ich bin jetzt auch müde ... und so unruhig", seufzte sie, und preßte ihre Wange gegen seine Hand wie ein Kind, das Ruhe auf einem Kopfkissen sucht. „Lise und ich haben so viel von alten Zeiten gesprochen ... von unserer Hochzeitsreise ... damals, als wir uns in Bellagio trafen. Der wunderbar schöne Abend unten am See. Weißt du wohl noch?"

„Ja, wir hatten schönes Wetter", erwiderte er in einem trocknen Ton und zog — sanft, aber bestimmt — seine Hand zurück.

Sie lag eine kleine Weile mit geschlossenen Augen, ohne zu sprechen. Sie hatte den kleinen Ruck bemerkt, der ihn bei ihrer Frage durchzuckt hatte.

„Willst du dich nicht ein wenig zu mir setzen?" fragte sie und machte eine Bewegung mit der Hand auf den Korbstuhl hin, ohne ihn dabei anzusehen.

„Ich habe diesen Augenblick keine Zeit. Ich war eigentlich auf dem Wege zu der Mogensen, um mir meinen Kakao geben zu lassen. Im Bureau sitzen Leute und warten auf mich. Um drei Uhr ist Empfang bei Jörgen Ovesen, und dort muß ich als Wortführer der Magistratsdeputation erscheinen."

„Erzähle mir ein wenig vom Handwerkerzug. War etwas daran? Ich möchte so gerne davon hören!"

„Ich habe den Zug nur flüchtig von den Rathausfenstern aus gesehen. Er war ganz nett. Jörgen Ovesen hat das Ganze ja selbst arrangiert. Amüsant ist es übrigens, daß Zweifel darüber entstanden sind, ob wirklich heute sein Jubi-

läum stattfindet. Auf alle Fälle ist es ja aber eine gute Reklame für sein Geschäft."

„Ist es wahr, daß er die Villa heute abend illuminieren will?"

„Ich habe es erzählen hören."

„Wann sollst du da sein?"

„Um drei."

„Und wieviel ist die Uhr jetzt?"

„Halb eins."

„Du mußt mir versprechen, hereinzukommen und Adieu zu sagen, ehe du gehst."

„Dazu werde ich kaum Zeit haben. Wie ich dir schon sagte, das ganze Bureau sitzt voller Leute."

„Aber wenn ich dich so herzlich darum bitte!"

„Wie viele sonderbare Launen du doch bekommen hast, Anne Marie!"

„Du verstehst mich recht gut. Wenn ich nun hier läge und stürbe, während du weg bist?"

„Immer kommst du mit dieser dummen Rederei", sagte er, schlug aber im selben Augenblick die Augen nieder vor dem sonderbar starren, angstvoll gespannten und ausharrenden Blick, mit dem sie zu ihm aufsah.

„Versprichst du mir denn zu kommen?"

„Ja — natürlich — wenn du so großes Gewicht darauf legst."

„Denn du weißt ja doch, was der Doktor gesagt hat."

Der Bürgermeister richtete sich ein wenig straffer auf.

„Nun ja, Doktor Bjerring", sagte er überlegen. „Der sagt so viel. — Aber nun solltest du doch versuchen , ein wenig Ruhe zu finden. Du hast heute gewiß schon mehr gesprochen, als dir gut ist."

Bald darauf ging er.

Die Kranke lag mit bebenden Lippen da und sah nach der geschlossenen Tür, durch die er verschwunden war, — bis der Mund sich verzog und die Augen in Tränen schwammen.

Wenn sich Bürgermeister Hoeck in seinem Bureau bewegte, das in einem Seitenflügel des großen Gebäudes lag, war sein Wesen ungleich freier und auch wärmer, als wenn er sich in den Zimmern seiner Frau aufhielt. Er legte wohl niemals eine gewisse amtliche Feierlichkeit ab, und da sein Selbstgefühl außerordentlich zart besaitet war, mußte man ihn überhaupt mit etwas Vorsicht behandeln. Aber Leuten gegenüber, die nicht vergaßen, wer er war, machte sich oft eine einfache, milde und nachgebende Freundlichkeit geltend, was namentlich dazu beigetragen hatte, ihn in dem einfacheren Teil der Bevölkerung beliebt zu machen.

Gegen Verbrecher, selbst gegen die gefährlichsten, schamlosesten, zeigte er oft eine sonderbare Nachsicht. Dahingegen konnte er anständige Leute, selbst unter den angesehensten Bürgern der Stadt, beleidigen, indem er ihnen gegenüber mit der ganzen Strenge des Gesetzes auftrat, wenn es sich um kleine Übertretungen handelte, denen sie selbst gar keine Bedeutung beilegten.

Ein wenig unsicher fühlte man sich deswegen immer ihm gegenüber, und überhaupt waren die Ansichten über ihn recht geteilt. Darüber waren sich jedoch alle einig, daß er kein gewöhnlicher Polizeiochse war. Im Grunde war man sehr stolz auf ihn, gab zu, daß er selbst wie auch seine Frau der Stadt zur Zierde gereichten. In den ersten Jahren, ehe Frau Hoeck krank wurde, als sie jeden Nachmittag mit ihrem kleinen

hübsch gekleideten Töchterchen auf ihrem Spaziergang nach den Anlagen hinaus durch die Hauptstraße kamen, war ihr Erscheinen eines der Hauptereignisse des Tages für alle diejenigen, die hinter den Wohnstubenfenstern saßen und die Spaziergänger in dem Spion beobachteten. Die stattliche Erscheinung des Bürgermeisters mit dem hochgetragenen Kopf, dem brünetten Gesicht und dem bereits fast ganz weißen Haar und Bart wirkte recht vornehm in dieser Umgebung, und über die Schönheit der Frau Bürgermeister herrschte nur eine Stimme neben der des Neides.

Auch aus andern Gründen fühlte man sich durch sie beehrt. Bürgermeister Hoeck hatte früher dem Kriminalgericht in Kopenhagen angehört. Er galt für einen der scharfsinnigsten Untersuchungsrichter im Lande und war überhaupt einer der feinsten Namen in der juristischen Welt. Er trug den seltenen Titel Doctor juris, und es galt als selbstverständlich, daß er einmal einen Sitz im höchsten Gericht einnehmen würde. Man sagte, es sei gerade die Reihe an ihm gewesen, in den Purpur der Jurisprudenz gekleidet zu werden, als er sich zum allgemeinen Erstaunen als Bürgermeister in die kleine jütische Stadt versetzen ließ.

Er hatte sich seinen Freunden gegenüber den Anschein gegeben, als wenn es ein Opfer sei, das er — übrigens ohne große Selbstüberwindung — seiner Frau brachte, die sich nach der Gegend zurücksehnte, in der sie geboren war; und Frau Hoeck gab auch selbst keine andere Erklärung.

Fünf Jahre hatten sie nun hier fern von seinen Freunden und Geistesverwandten gelebt, ja, waren bei diesen schon halbwegs in Vergessenheit geraten, ohne sich jedoch jemals darüber zu beklagen oder es sich merken zu lassen, daß sie sich hier nicht aus eigener freier Lust und Neigung aufhielten.

Nachdem die Majorin von Rauch die kleine Apothekerfrau hinausbegleitet hatte, stand sie eine Weile an dem großen Eckfenster im Eßzimmer und trommelte mit ihren ringbeladenen Fingern auf dem Fensterbrett. Ihr Gesicht hatte einen sinnenden Ausdruck angenommen.

Daß ihre Schwester nicht glücklich in ihrer Ehe war, hatte sie lange geahnt, obwohl Anne Marie alles getan hatte, um es in ihren Briefen zu verheimlichen. Sie hatte sich nicht irreleiten lassen von der Reihe begeisterter und liebevoller Adjektive, mit der die Schwester beständig von ihrem Gatten gesprochen hatte. Zwischen den feinen, unruhig wogenden Schriftzügen hatte sie deutlich ein Entbehren herausgelesen, einen verborgenen Kummer, der mit den Jahren tiefer geworden war und schließlich in einer sich selbst aufgebenden Verzweiflung geendet hatte.

Da unten in Deutschland hatte sich die Majorin allmählich eine Meinung über die Sache gebildet. Bei ihren Erfahrungen aus den Kreisen, in denen sie sich selbst bewegte, und namentlich aus ihrer eigenen Ehe mit einem lebensgierigen Offizier, den sie schon im Jahre nach der Hochzeit auf einer Treulosigkeit ertappte, hatte sie alle Schuld auf den Mann gewälzt. Damals, als ihr Anne Marie die Versetzung ihres Gatten in die Provinz mitteilte und in dieser Veranlassung ausdrücklich schrieb, daß sie ihn nicht dazu angespornt, sondern sich nur den Wünschen ihres Mannes gefügt habe, faßte die Majorin diese Worte als einen Versuch auf, ihr eine demütigende Wahrheit vorzuenthalten. Wenn auch ihre vielen Lobesworte über den Mann den Gedanken an einen eigentlichen Treubruch von seiner Seite ausschlossen, so konnte sie deswegen ja sehr wohl Grund ge-

habt haben, ihn den Versuchungen der Hauptstadt fern zu wünschen.

Aber nach ihrer Unterredung mit der Apothekerin fing sie an zu verstehen, daß es sich mit dieser Liebestragödie anders verhalten müsse. Die kleine Provinzdame hatte in den respektvollsten Ausdrücken von dem Bürgermeister gesprochen und schien überhaupt keine Ahnung von einem ehelichen Unglück zu haben. Und übrigens mußte die Majorin sich auch selbst gestehen, daß der Schwager eigentlich gar nicht dem Bilde entsprach, das sie sich aus der Entfernung von ihm als Familienvater gebildet hatte — zum Teil nach dem Vorbilde ihres eigenen, weinduftenden Eheherrn.

Aber was in Himmels Namen konnte denn nur geschehen sein?

Als sie nach viertelstündiger Abwesenheit in das Krankenzimmer zurückkehrte, fand sie die Schwester allein. Anne Marie hatte sich aus eigener Kraft auf den Ellbogen aufgerichtet und einen Handspiegel vom Toilettentisch genommen, um ihr Haar ein wenig zu ordnen.

„Weißt du, daß die Uhr fast eins ist?" fragte sie. „Wir können den Doktor jeden Augenblick erwarten. Willst du nicht ein wenig Eau de Cologne zerstäuben? Die Luft ist gewiß nicht gut."

„Aber was ist dir, Anne Marie? Hast du geweint?"

„Kannst du das sehen? Habe ich rote Augen? Ich bin auch so müde." Sie legte mit einer schwerfälligen Bewegung den Spiegel hin. — „Ich glaube, ich will etwas ruhen, bis der Doktor kommt."

Sie wandte sich auf die Seite um, den Rücken der Schwester zugekehrt, während diese die Bettücher ein wenig ordnete und die Kissen unter ihrem Kopfe zurechtzupfte. Die Anstrengung, die es ihr immer kostete, die Arme zu erheben,

hatte sie sehr mitgenommen. Unter allerlei gleichgültigem Geplauder senkten sich ihre Augenlider nach und nach. Schließlich schlummerte sie ein.

Frau von Rauch hatte wieder den Platz in dem Korbstuhl neben dem Bett eingenommen und blieb hier sitzen, ohne sich zu rühren. Sie war ganz bestürzt, als sie sah, wie grünlich-fahl und angegriffen Anne Marie plötzlich geworden war. Überhaupt hatte sie die Schwester viel schwächer gefunden, als sie geglaubt hatte und wie sie nach ihren eigenen Äußerungen in den Briefen zu erwarten Grund gehabt hatte. Hier mußte ja wirklich etwas Ernstliches vorliegen.

Sie sah die Schwester deutlich vor sich, so wie sie damals ausgesehen hatte, als sie selbst sich verheiratete und abreiste. Wie reizend war sie doch! Halb noch Kind, kaum sechzehn Jahre alt, mittelgroß, harmonisch gebaut, in halblangen Kleidern mit einer kleinen Krinoline und kurzen Puffärmeln. Das schwere Haar war in der Form eines Kaffeekringels am Hinterkopf aufgesteckt, was sie übrigens nicht kleidete; aber aus dem letzten Winter entsann sie sich einer großen Sammetkappe mit Pelzbesatz, in der sie hingegen ganz unglaublich süß ausgesehen hatte. Immer war sie munter wie ein Vogel, voller Einfälle und Narrenstreiche, und doch ganz Dame, korrekt bis zum Äußersten, namentlich Herren gegenüber. Wie oft hatte sie sich über sie amüsiert, wenn Besuch da war und sie mit der vollendetsten Grandezza im Zimmer erschien, nachdem sie sich noch unmittelbar vorher draußen in der Küche mit dem Mädchen geprügelt hatte, die ihr verwehren wollte, eine Kompottschüssel auszulecken. Auch in körperlicher Hinsicht war sie früh entwickelt, und sie war selbst sehr interessiert gewesen zu verfolgen, wie ihre Brust sich rundete. Trotzdem sollten über vier Jahre hingehen, bis sie sich mit

der ganzen Warmblütigkeit ihres kleinen Körpers einem Mann um den Hals warf.

Die Majorin erinnerte sich noch sehr deutlich des amüsanten, halbverlegenen Briefes, in dem sie ihr die Verlobung mitteilte. Sie gestand darin ganz offen, daß ihr Verlobter gar nicht hübsch sei. Und doch war sie offenbar sehr eingenommen gerade von seiner Person. Der damalige Kriminalgerichtsrat hatte sich ein paar Monate als Kommissionsrichter in Anlaß eines Mordes in der Stadt aufgehalten, und länger hatten sie sich nicht gekannt. Nachdem die Majorin seine Bekanntschaft bei jener Begegnung auf der Hochzeitsreise gemacht, hatte sie begriffen, daß das fremdartige Wesen und die eigenartigen Gewohnheiten des schweigsamen Mannes, die im Vergleich zu denen der Provinzbewohner leicht einen Schimmer von Vornehmheit annehmen konnten, dazu das Ansehen seiner Stellung und der Ruf, der seit der Entdeckung der Mordgeschichte seinen Namen krönte, — daß das alles dazu beigetragen hatte, ihn in ihren Augen zu idealisieren.

Sie hatte seither oft daran gedacht, daß sie vielleicht niemals zwei so glückliche Menschen gesehen habe. Sie waren eine Woche wie ein paar richtige Landstreicher in den Bergen umhergestreift und hatten von hier aus einen schneefrischen Hauch mit hinabgebracht in die schwüle, mit Speisengeruch angefüllte Hotelstadt, in der sie selbst die Tage in Einsamkeit und Entbehren dahinschleppte. Anne Marie hatte ihr denn auch anvertraut, daß sie sich das Leben niemals so wunderbar schön gedacht habe, und den verzückten Ausdruck, mit dem sie das gesagt hatte, konnte sie seither nie wieder vergessen, — er hatte gleichsam eine Nadel in ihr Herz hineingebohrt. Der Eindruck von dem Gatten der Schwester hatte sich dahingegen im Laufe der Jahre ziemlich verwischt. Eigentlich

erinnerte sie sich nur seiner Schweigsamkeit, in der eine gewisse Macht gelegen haben mußte.

Was war denn in der Zwischenzeit geschehen, das ihr Glück zerstört hatte?

Sie strauchelte auf einmal über eine alte Erinnerung. Sie entsann sich eines Vetters, des langen Alexanders, der im Bureau des Vaters angestellt war und täglich in ihr Haus kam. Er war sehr von Anne Marie eingenommen gewesen, die ihrerseits auch nicht gleichgültig war, — wie sie überhaupt schon früh glücklich über die Huldigung der Männer gewesen. Aber der Bursche war ein Taugenichts, so faul und unzuverlässig wie er hübsch war. Er mußte plötzlich aus der Stadt fortgeschafft werden, und sie sahen ihn seither nicht wieder.

Anne Marie, die damals in ihr sechzehntes Jahr ging, ließ einen Tag lang den Schnabel hängen und tat dann, als sei nichts geschehen. Und doch hatte sie ihn wohl niemals ganz vergessen. Die Majorin erinnerte sich jetzt, daß sie ihn mehrmals, auch nach ihrer Verheiratung in ihren Briefen erwähnt und viel Mitgefühl mit ihm an den Tag gelegt hatte wegen seines traurigen Schicksals. Mit der eigentümlich mütterlichen Treue, die sie denen gegenüber bewahrte, für die sie einmal Zuneigung empfunden, hatte sie ihn sicher in aller Heimlichkeit auf seinen krummen Pfaden verfolgt, die ihn wohl mehr als einmal den dicken Mauern mit den eisernen Stangen sehr nahe brachten.

War es denkbar, daß dieser mißratene Vetter von neuem ihren Weg gekreuzt hatte? Man hörte ja zuweilen sonderbare Sachen von der unheimlichen, gespensterhaften Macht, mit der die erste Liebe selbst sonst ganz befestigte Gemüter überrumpeln konnte.

Ach, Unsinn! Jetzt fiel es ihr wieder ein! Der Bursche war ja schon längst drüben in Amerika gestorben. —

Die Kranke öffnete die Augen wieder, sah sich verwundert um und fragte:

„Wieviel Uhr ist es?"

„Es hat eben halb zwei geschlagen. Die Uhr da drinnen im Zimmer hat dich wohl geweckt?"

„Dann müssen wir den Doktor für heute wohl aufgeben", sagte sie noch halb im Schlaf, und wandte mit einem unwilligen Ausdruck den Kopf wieder ab, um weiter zu schlafen.

Nach einer Weile aber streckte sie ihre knöcherne Hand nach einem Flakon mit Kölner Wasser aus und strich mit dem Glaspfropfen über ihre Stirn hin.

„Wie warm es hier ist!" klagte sie. „Ich fühle mich gar nicht recht wohl."

„Ich will ein Fenster öffnen."

Jetzt verging wieder eine Weile mit allerlei Geplauder über das Wetter und die Leute in der Stadt, und schließlich über Ingrid, die zwölfjährige Tochter des Hauses, das einzige Kind, das in einem Pensionat in einer größeren, benachbarten Stadt untergebracht war. Die Majorin hatte es bisher so viel wie möglich vermieden, von ihr zu sprechen, weil sie sich denken konnte, daß es die Schwester angreifen würde; jetzt fiel es ihr aber auf, daß Anne Marie auch nicht ein einziges Mal das Kind erwähnt hatte, dessen Bild doch in einem silbernen Rahmen neben dem ihres Mannes auf ihrem Toilettentisch stand. Hiermit war sie abermals der Frage gegenübergestellt, welch Geheimnis diese Ehe barg, und diesmal auf eine Art und Weise, die nicht allein ihr schwesterliches Mitgefühl, sondern auch ein klein wenig allgemein weibliche Neugier in ihr wachrief.

Die Kranke hatte sich auf den Rücken gelegt und wandte das Gesicht dem Licht zu. Der Schlaf hatte sie erfrischt. Sie hatte sogar ein wenig Farbe auf den Wangen.

„Sag mir doch," begann die Majorin nach einem Schweigen, „warum in aller Welt hat sich dein Mann eigentlich hierher in das kleine Mauseloch versetzen lassen, wo es doch offenbar keinen passenden Umgang für irgendeinen von euch gibt. Schon allein Ingrids Unterricht und ihrer ganzen Ausbildung wegen hätte es doch weit besser sein müssen, wenn ihr in Kopenhagen geblieben wäret."

Anne Marie schien ein wenig beunruhigt durch die Frage, die freilich auch ein klein wenig kopfüber in die Unterhaltung hineingeplumpst kam. Indem sie ihre Augen von dem Fenster der Decke zuwandte, streifte ihr Blick die Schwester mit dem ein wenig scheuen und forschenden Ausdruck, mit dem sie sie schon einmal in Veranlassung ihrer vielen Fragen beobachtet hatte.

„Der Zeitpunkt war für Ingrid vielleicht nicht sehr günstig gewählt", entgegnete sie. „Aber die Stelle war damals ja gerade frei, und das mußte ja den Ausschlag geben, wenn mein Mann doch hierher wollte. Übrigens bin ich selbst jetzt sehr gern hier. Ich entbehre Kopenhagen nicht im allergeringsten. Wenn ich nur gesund werden wollte — — Überhaupt, wenn es nur mit meinem Mann zusammen ist, können sie mich, wenn es sein soll, gern nach Grönland schicken."

„Nun ja, dergleichen sagt man wohl. Und natürlich meint man es in gewissem Sinne auch. Aber ich finde nun doch, es muß ein schlimmer Übergang für dich gewesen sein. Du liebtest Kopenhagen doch so sehr."

„Ach du, ich hatte wirklich gar keine Zeit, den Übergang zu fühlen ... auf die Weise. Wir waren hier nach dem Umzug kaum in Ordnung gekommen, als der kleine Kay krank wurde. Und drei Monate später war der Junge tot."

„Ja, das ist wahr! Du hast sein kleines Grab hier. — Du kannst mir übrigens glauben, es ist ganz sonderbar für mich

gewesen, zu denken, daß du so einen großen, sechsjährigen Buben gehabt hast, den ich nie zu sehen bekommen würde. Er war ja so hübsch?"

„Hübsch? Das weiß ich nicht... Aber er war ein herrlicher Junge. Er hatte die Augen seines Vaters. So ernst und tief. So voller Gedanken."

„Das muß eine harte Zeit für dich gewesen sein, kleine Anne Mi'e!"

„Ach, ja das war es eigentlich auch wohl", sagte sie, — sie lag da, die Hand unter dem Kopf und starrte unverwandt zur Decke empor. „Und doch. Es ist so sonderbar, denn oft meine ich, daß es im Grunde eine schöne Zeit war. Man kommt einander so innerlich nahe durch so ein großes Unglück. Alle alltäglichen Kleinigkeiten werden so gleichgültig, alle kleinen Uneinigkeiten vergißt man. Und du ahnst nicht, welch ein Trost und welch eine Stütze mein Mann mir gewesen ist. Er wich nicht von mir in jener Zeit. Wenn ich ihn nicht gehabt hätte, wäre ich auch sicher wahnsinnig geworden. — Es ist beinahe unrecht, es zu sagen, aber ich finde oft, wenn ich an die Tage zurückdenke, daß er mir durch seine unendliche Liebe einen vollen Ersatz für das gab, was ich verloren hatte."

Es entstand ein kurzes Schweigen nach diesen Worten. Die Majorin verfiel einen Augenblick in Sinnen. Draußen in dem blendenden Frühlingssonnenschein flötete ein unermüdlicher Star.

„Ich kann nun doch nicht verstehen, daß ihr hier den Verkehr nicht entbehrt", begann die Majorin von neuem. „Ihr hattet doch gewiß viele gute und amüsante Bekannte in Kopenhagen. Ich entsinne mich noch, daß du von mehreren Kollegen deines Mannes schriebst, mit denen ihr häufiger zusammenkamt. War da nicht namentlich ein — wie hieß er doch gleich — ein Rat Lunding, glaube ich?"

„Nun ja, der war ganz amüsant", antwortete Anne Marie ein wenig hastig. „Aber er entpuppte sich als schlechter Mensch. Mein Mann hatte übrigens immer gesagt, daß er keinen guten Ruf habe. Dann kam da eine Geschichte mit einer verheirateten Frau, und in der letzten Zeit verkehrten wir gar nicht mehr miteinander."

Die Majorin beobachtete sie mißtrauisch; ihr weiblicher Instinkt sagte ihr, daß sie hier einem Geheimnis auf die Spur gekommen sei. Sie konnte sich aber doch nicht entschließen, es gleich zu verfolgen. Halb aus Furcht, halb aus Verlegenheit brach sie ihr hinterlistiges Verhör ab.

„Wird es dir nicht zu kalt?" fragte sie. „Soll ich das Fenster nicht lieber schließen?"

„Ja, tue es nur. Der Vogel schreit auch so abscheulich."

Die Unterhaltung glitt zurück zu den Verhältnissen dort in der Stadt und zu Ingrid, die aus Anlaß der Ankunft der Tante zu einem kleinen Besuch erwartet wurde.

„Wie ich mich darauf freue, sie zu sehen", sagte die Majorin. „Du mußt sie ja schrecklich entbehren. Nicht wahr?"

„Furchtbar", sagte die Mutter, indem das Wort gleichsam beschwerlich von einem Seufzer geboren wurde. Tränen waren ihr in die Augen getreten, und es zuckte von neuem um ihren Mund.

„Aber wäre es dann nicht besser für das Kind und auch für euch gewesen, wenn ihr sie zu Hause behalten hättet? Man muß doch auch hier Unterricht haben können. Wenn er auch nicht ersten Ranges ist, so kann man sich doch vorläufig damit begnügen. Wie richten sich denn die andern Familien in der Stadt ein? Frau Bergmann zum Beispiel? Schickt sie ihre Kinder auch fort?"

„Nein, nein. Die Schule hier ist wirklich tadellos. Und Ingrid hat sie auch bis vor einem Jahre besucht. Aber dann

meinte mein Mann, es wäre an der Zeit, daß sie von Hause käme."

„Ich finde, das ist so unsinnig. Namentlich jetzt, wo du krank bist. Du solltest ernsthaft mit deinem Mann darüber sprechen."

„Glaubst du nicht, daß ich das getan habe?" — Sie lag mit geschlossenen Augen da, um die Tränen zu verbergen, die unter den Wimpern hervorzuquellen begannen.

„Ja, verzeih, daß ich es sage, aber ich finde es wirklich in hohem Maße unverständig von deinem Mann. Denn jetzt verstehe ich auch, daß du hier liegen und krank werden mußt, allein aus Sehnsucht nach dem Kinde. Das muß doch, weiß Gott, auch er begreifen können. — Willst du mir erlauben, mit ihm darüber zu reden?"

„Es nützt nicht. — Ich weiß es."

Es lag etwas Unbeherrschtes, etwas verzweifelt Hoffnungsloses in diesem Ausruf, der die Majorin stutzen machte.

„Aber ich begreife es wirklich nicht", sagte sie. „Du sagst doch, daß dein Mann sonst so bedacht und so verständig ist."

Frau Anne Marie wandte zögernd das Antlitz der Schwester zu und sah sie lange und gleichsam beschämt mit ihren großen, tränengefüllten Augen an, während ihr Mund immer breiter wurde von zurückgehaltenem Weinen.

„Du hast also nichts bemerkt, Lise?"

„Was?"

„Daß mein Mann — krank — ist?"

„Krank? Ist dein Mann krank? Ich fand doch gerade, daß er so kräftig aussieht, im Verhältnis zu seinem Alter."

„Nein, nicht auf die Weise ... So meine ich das nicht. Du verstehst mich nicht."

Sie wandte sich wieder ab, hob mit einer weltverzichtenden

Bewegung beide Arme ein wenig in die Höhe und ließ sie todschwer auf die Bettdecke fallen.

„Niemand versteht mich!" klagte sie verzweifelt.

Die Majorin verstand wirklich in diesem Augenblick weniger denn je; aber sie wagte nicht, weiter zu fragen. Die Schwester hatte wieder diesen bläulichen Schein über dem Gesicht bekommen, der ihr so beunruhigend erschien.

Außerdem wurde sie jetzt auf andere Weise in Anspruch genommen. Anne Marie klagte wieder über Hitze und bat um etwas zu trinken. Dann sollte sie auch ihre Medizin nehmen, und ihre feuchten Hände mußten abgetrocknet werden. Die Majorin war ihr bei alledem behilflich. Sie wollte nicht erlauben, daß zu diesem Zweck nach Mamsell Mogensen geklingelt würde.

„Ich möchte dir ja so gern eine kleine Hilfe sein," sagte sie und suchte durch ihren Ton den Worten eine tiefere Bedeutung zu verleihen. „Darum bin ich ja doch hergekommen, liebe Anne Mi'!"

Mitten während dieser Störung kam der Doktor. Keine der Schwestern hatte sein Schellen gehört, auch nicht, daß er klopfte. Sie ahnten nichts, bis er im Zimmer stand.

„Also Sie kommen doch", sagte Anne Marie ein wenig mißgestimmt. „Ich hatte Sie für heute schon aufgegeben. Das ist Doktor Bjerring. Meine Schwester, Frau Major von Rauch."

Der Doktor war ein jüngerer, ein wenig verwachsener Mann, mit jener hoffärtigen Eleganz gekleidet, mit der dergleichen Menschen sich gern für ihr körperliches Gebrechen schadlos zu halten pflegen. Der Eindruck seiner Person war

jedoch nicht gerade lächerlich oder abschreckend. Er hatte ein längliches, blasses und bartloses Gesicht mit großen, ganz hübschen Zügen, einen vorstehenden Unterkiefer, mit stark roten Lippen, dichte Brauen, tiefe, bläuliche Augenhöhlen und ein Paar strahlende, dunkle Augen mit jenem metallischen Glanz, der dem kundigen Blick den Frauenfreund verrät. Über dem Scheitel lag dünnes, tintenschwarzes Haar, das so aussah, als wenn es darauf gemalt wäre.

Er schien sehr unglücklich darüber, daß er sich die Ungnade seiner Patientin zugezogen hatte, und entschuldigte sich lebhaft, er sei unterwegs aufgehalten worden.

„Nun ja, — nehmen Sie nur einen Stuhl, Herr Doktor. Und lassen Sie uns dann ein wenig von der Gesellschaft gestern abend hören. Von mir ist wirklich nichts zu sagen. Ich bin heute dieselbe wie gestern. Kein Appetit, keine Kräfte ... nichts."

„Und wie steht es mit dem Schlaf?" fragte er, indem er mit seinen langen, weißen Fingern ihr Handgelenk umspannte, um den Puls zu fühlen. „Hat das Pulver nicht geholfen?"

„Nicht im geringsten. Sie sind ein schlechter Doktor, der mir nicht helfen kann. Aber jetzt sollen Sie nicht mehr fragen. Heute will ich Ferien haben. — Und erzählen Sie ein wenig von der Soiree auf Krogstrup. Waren da viele Menschen?"

„Ja, es war ja, wenn ich mich so ausdrücken darf, diesmal das große Abendmahl des Hofjägermeisters. Da war wohl alles, was es hier in der Gegend an Herrenfracks gibt. Aber das ist ja wahr, der Herr Bürgermeister hatte eine Absage geschickt."

„Ja, es war schade. Ich bat ihn so sehr, doch zu gehen und sich nicht an mich zu kehren. Es wäre ihm so gut gewesen, einmal von seinem Bureau wegzukommen. Dann hätte ich den

Bericht auch ganz frisch haben können. — Nun, und die Damen? Waren da viele schöne Toiletten?"

„Ja, da waren wirklich mehrere Damen, die nicht sonderlich viel anhatten."

„Hörst du, Lise? Der Doktor ist unmöglich. Und wen hatten denn Sie die Ehre, zu Tische zu führen?"

„Hofjägermeisters neue Gouvernante, Fräulein Lang."

„Ach so! Sie soll ja hübsch sein, wie ich höre. Wie finden Sie sie?"

„Ganz nett."

„Nicht mehr? Aber wohl lebhaft?"

„In gewisser Beziehung, ja. Fünf Viertelstunden hat sie den Mund nicht aufgemacht, außer um zu essen. Ich saß schließlich wirklich in einer wahren Angst da, daß ihr Korsett nicht halten würde."

Die Kranke lachte vergnügt.

„Sie sind gräßlich, Herr Doktor! Aber würde sie nicht am Ende doch für Sie passen, dies Fräulein Lang? Du mußt nämlich wissen" — sie wandte sich an die Schwester — „daß ich mir alle erdenkliche Mühe gebe, um Doktor Bjerring eine Frau zu verschaffen. Ich empfehle ihm die schönsten und reichsten jungen Damen in der ganzen Gegend an. Aber es hilft alles nicht."

„Herr Doktor Bjerring will sich vielleicht gar nicht verheiraten", sagte die Schwester. „Es ist ja auch oft ein sehr gewagtes Spiel."

„Ach, das ist eigentlich nicht gerade der Grund, meine gnädige Frau", sagte der Doktor und sah zum Fenster hinaus. „Aber mit der Liebe geht es so wie mit den Theaterbilletts: der Platz, den man gerne haben will, ist in der Regel schon besetzt."

„Ja, Ausflüchte haben Sie immer zur Genüge", sagte die

Bürgermeisterin schnell. „Und nun heute abend wollen Sie schon wieder in Gesellschaft. Sie sind viel unterwegs in dieser Zeit. Ist es wahr, daß illuminiert werden soll und daß man ein Feuerwerk im Garten abbrennen will? Das wird ja großartig!"

So schwirrte die Unterhaltung munter wie in einem Salon. Auch die Majorin nahm lebhaft teil daran, allmählich ganz angeregt durch den kleinen Provinz-Lebemann.

Als er endlich ging, begleitete sie ihn auf die Diele hinaus. Sie wollte unter vier Augen mit ihm über den Zustand der Schwester sprechen. Hier draußen schüttelte er ernsthaft den Kopf und sagte, daß er eigentlich stündlich auf eine Krisis gefaßt sei. Die Kräfte waren ja sichtlich im Abnehmen begriffen; doch sei die Möglichkeit einer plötzlichen Besserung nicht ausgeschlossen, ja, es sei gar nicht undenkbar, daß die Bürgermeisterin eines schönen Tages aufblühen und ihre alte Gesundheit völlig wiedergewinnen würde. Diese Nierenkrankheiten seien unberechenbar. Man könne damit hundert Jahre alt werden, und sie könnten einen in einer Stunde totschlagen.

Auf dem Rückweg durch das Eßzimmer begegnete die Majorin dem Bürgermeister. Er kam aus seinen Zimmern und war in voller Gala. Mamsell Mogensen trug seinen Überrock hinter ihm drein.

Der Bürgermeister fragte, wie es „da drinnen" gehe, und die Schwägerin antwortete, Anne Marie habe sich gar nicht wohl gefühlt.

„Aber jetzt ist der Doktor hier gewesen, und das hat sie ein wenig belebt", sagte sie.

Hierauf erwiderte der Bürgermeister nichts.

Es war seine Absicht gewesen, um keinen Verdacht bei der Schwägerin zu erwecken, gleich zu seiner Frau hineinzugehen

und ihr Lebewohl zu sagen, so wie sie es gewünscht hatte. Jetzt begnügte er sich damit, ihr einen Gruß zu senden. Sobald er den Rock angezogen hatte, ging er.

Die Majorin kehrte nach dem Krankenzimmer zurück. Hier lag Anne Marie noch in derselben Stellung, die Hand unter dem Kinn, so wie sie und der Doktor sie verlassen hatten. Der Blick war den Fenstern zugewendet, und sie war so tief in Gedanken versunken, daß sie das Kommen der Schwester nicht sogleich in die Gegenwart zurückrief.

„Nun, wie findest du denn meinen Doktor?" fragte sie, als die Majorin wieder ihren alten Platz im Korbstuhl neben dem Bett eingenommen hatte. „Er ist ja gerade keine Schönheit, aber er ist wirklich so prächtig. Und du ahnst nicht, wie rührend er in seiner Fürsorge für den kleinen Kay war."

„Hältst du ihn aber auch für einen tüchtigen Arzt? denn das ist doch die Hauptsache."

„Liebste, er gilt für einen wahren Wunderdoktor! Wenn er nicht mit diesem körperlichen Gebrechen behaftet wäre, hätte er sich niemals in der Provinz niedergelassen, — das weiß ich ganz bestimmt. Du konntest wohl auch merken, daß seine Munterkeit nicht ganz echt war. Er ist in Wirklichkeit eine schrecklich schwermütige Natur. Es kann einem förmlich ins Herz schneiden, zu sehen, wie niedergeschlagen er zeitenweise sein kann, wenn man ihn unter vier Augen hat. Er hat zuweilen ein paar Stunden hier bei mir gesessen, nur weil er das Bedürfnis hat, mit einem Menschen zu reden, der ihn versteht. Hast du seine Augen wohl beachtet? Es liegt soviel Kummer darin, finde ich. — Jetzt hat es drei geschlagen."

Die Uhr im Wohnzimmer hatte sie aufmerksam gemacht.

„Erwartest du jemand?" fragte die Schwester.

„Nein, — niemand weiter als meinen Mann. Ihn erwarte ich immer."

„Das ist wahr, — dein Mann ist ausgegangen. Ich sollte dich von ihm grüßen."

„Ist er gegangen?"

„Ja. Er habe es eilig, sagte er. Er wollte wohl zur Gratulation bei dem Jubilar. Er war in vollem Staat."

Anne Marie wurde schweigsam. Sie schloß die Augen und wandte sich schließlich ab, wie um wieder ein wenig zu schlummern, zog auch die Decke bis über die Schultern hinauf, so daß das Gesicht fast verhüllt war, und lag ganz still da. Als sich aber die Schwester nach Verlauf einiger Minuten vorbeugte, um sich zu vergewissern, daß sie schlief, sah sie, wie eine Träne nach der andern an ihrer Wange herabrollte.

Da konnte die Majorin sich nicht länger beherrschen. Sie beugte sich über das Bett, nahm die Hand der Schwester und sagte:

„Anne Marie! Liebe Schwester! Sage mir doch — was dir fehlt. Vertraue dich mir doch an. Vielleicht kann ich helfen."

„Nein, hier hilft nichts! Nichts!"

„Aber so rede trotzdem. Es wird dich erleichtern."

„Was sollte es wohl nützen? Du verstehst es doch nicht. Und ich verstehe es ja selbst auch nicht."

„Versuche es doch nur. Erzähle mir alles."

„Ach du, es ist eine lange, lange Geschichte. Ich würde nie damit fertig werden."

„Ich will schon geduldig sein. Bedenke, ich bin ja deine Schwester."

„Ja!" sagte sie und preßte in Todesangst die Hand der Schwester gegen ihr Herz.

Anne Marie fing damit an, von ihrer verstorbenen Schwiegermutter zu erzählen, von der Justizrätin Hoeck, der Witwe eines braven Postmeisters. Sie war eine lange, hagere und selbstgerechte Dame gewesen mit sehr einseitig entwickelten geistigen Interessen. Sie stammte aus einer bekannten Pfarrersfamilie, war eine geborene Sidenius, worauf sie sich viel zugute tat. Rings umher im Lande hatte sie Brüder und Vettern und Halbvettern, die alle Geistliche waren und alle Bücher über erhabene Themata schrieben, worauf sie ganz besonders stolz war. Wie überhaupt die Familie Sidenius in ihren Augen die vor allen andern begnadete Familie war, der von der Vorsehung eine heilige Mission hier im Lande zuerteilt war, so verkörperten diese Schriften für sie das letzte, inspirierte Wort der Wahrheit über das große Rätsel des Lebens und des Todes. Worüber man auch in ihrer Gegenwart reden mochte, stets gelang es ihr, die Unterhaltung so zu drehen, daß sie Gelegenheit hatte zu einer Bemerkung wie: „hierüber hat mein Bruder Peter eine herrliche Betrachtung in seinen Sonntagsandachten geschrieben," oder: „diese Frage hat mein Vetter Johannes mit wunderbarer Klarheit und Tiefe in seinen Adventspredigten entwickelt." Fand die Unterhaltung in ihrem eigenen Hause statt, so erhob sie sich sofort und holte das betreffende Werk aus dem Bücherschrank, worauf sie mit ihrer groben, männlichen Stimme lange Auszüge daraus vorlas, indem sie nach jedem Punkt ihren Zuhörern einen Blick über die Brille zuwarf, um ihre Bewunderung einzuheimsen.

Des Sohnes Wahl einer Lebensbegleiterin hatte tiefes Mißfallen und Bekümmernis bei ihr wachgerufen, und mit der unbestechlichen und rücksichtslosen Redlichkeit, die eine der Grundeigenschaften ihres Wesens war, hatte sie Anne Marie,

geschweige denn dem Sohn selber, gegenüber kein Hehl hieraus gemacht. Obwohl Anne Marie ihrem Bräutigam zuliebe ihre ganze Kunst entfaltete, um sich bei der gestrengen Schwiegermutter einzuschmeicheln, hatte ihr diese doch gleich bei ihrem ersten Besuch gerade heraus gesagt, sie sei eine „unerzogene kleine Zierpuppe," und sie halte es für ihre Pflicht, aus Rücksicht auf das Glück des Sohnes, ihre Erziehung in die Hand zu nehmen, „um zu versuchen, einen Menschen aus ihr zu machen."

Die Schwiegermutter wohnte in Kopenhagen, und um des lieben Friedens willen hatte Anne Marie geschwiegen und sich in ihre Bevormundung geschickt. Mit engelhafter Geduld hatte sie als junge Frau Abend für Abend dagesessen und ihre endlosen Vorlesungen angehört, während sie verzweifelt mit einem krampfhaften Verlangen zu gähnen kämpfte. An dergleichen Unterhaltungen war sie aus ihrem Elternhause nicht gewöhnt, wo man des Abends Rambuse gespielt oder Erik Bøghsche Lieder zum Klavier gesungen hatte. Aber sie liebte ihren Mann bis zur Verschämtheit, und sie fürchtete den Einfluß, den der Zorn oder das Mißfallen seiner Mutter auf seine Liebe haben könne.

Allmählich war das Verhältnis denn auch ein wenig besser geworden, aber zu einer wirklichen Vertraulichkeit der Schwiegermutter gegenüber kam es doch niemals. Anne Marie konnte sich ihr nicht mit einem modernen Hut oder ein Paar neuen Handschuhen, oder auch nur mit einem so recht lebensfrohen Lächeln zeigen, ohne daß sie gleich mißtrauisch wurde und ein peinliches Verhör begann. Und da Anne Marie sehr empfindlich gegen Kritik war, sobald sie sich um ihr Äußeres drehte, kam es ein paarmal zu recht heftigen Szenen zwischen ihnen. Namentlich war es der alten Dame, die selbst ein Gesicht wie ein erfrorener Apfel hatte, eine Quelle

steten Ärgers, daß Anne Marie in einem eigenen, instinktiven Trotz nicht auf ihr weibliches Vorrecht, Schönheitsmittel zu benutzen, verzichten wollte.

„Dergleichen Jux ist für Dirnen — nicht für ehrbare Frauen", hatte ihr die Schwiegermutter wohl hundertmal ganz empört vorgehalten.

Namentlich dies Verhältnis suchte Anne Marie ihrer Schwester zu erklären, die übrigens durch ihre Briefe schon etwas davon kannte. Von ihrem Manne sagte sie, daß er sich anfangs ritterlich auf ihre Seite gestellt habe in dem Kampf mit der Schwiegermutter, und diese oft mit großer Bestimmtheit zurechtgewiesen habe. Es habe niemals eine große Liebe zwischen ihm und dieser Mutter bestanden, die ihn in seinen Knabenjahren mit ihren ewigen Ermahnungen ermüdete, und von der er sich deswegen auch — äußerst ehrgeizig, wie er überhaupt stets gewesen war — schon in einem frühen Alter unabhängig gemacht hatte, indem er sich durch eigene Arbeit die Mittel zu seinem Unterhalt verschaffte.

Aber nach der Mutter Tode — erklärte sie — habe sie eine Veränderung in seinen Gefühlen gespürt. Er fand immer mehr an ihr auszusetzen. Es war, als ob das Mißtrauen und das Mißvergnügen der Mutter in ihn gefahren sei als ererbtes Gemütsleiden. Seine Tätigkeit als Polizeibeamter habe auch das ihre dazu getan, glaubte sie. Daß er sich beständig mit Verbrechern und Verbrechen beschäftigte, hatte ihn allmählich dahin gebracht, überall Betrug und Verstellung zu wittern. Es war förmlich eine fixe Idee bei ihm geworden. Schließlich habe er eines Tages in einer krankhaften Erregung den Einfall bekommen, daß das Kind fort solle, weil sie seiner Ansicht nach einen schädlichen Einfluß auf die Kleine habe. Ingrid war mit ein paar Äpfeln nach Hause gekommen, die ihr einer der großen Jungen des Kämmerers ge-

schenkt hatte, und er hatte hierin eine unpassende Annäherung von seiten des Kindes gesehen. Das waren schreckliche Tage gewesen!

Sie sprach hastig und kurzatmig mit vielen Seitensprüngen und plötzlichen Pausen, wie jemand, der sein Geheimnis nicht länger zu bewahren vermag, aber sich trotzdem nicht entschließen kann, die volle Wahrheit zu sagen, und mit Absicht zu verwirren sucht. Auch vermied sie es während der ganzen Zeit, die Schwester anzusehen, wohingegen sie beständig ihre Hand mit einem krampfhaften, angsterfüllten Griff umklammert hielt.

Die Majorin strich ihr schweigend über das Haar. Sie hatte angefangen, den Zusammenhang zu erkennen, und mußte gegen eine heftige Gemütsbewegung ankämpfen. Das Unglück, das sie jetzt ahnte, war ja viel furchtbarer, als sie es sich vorgestellt hatte, so daß sie sich nicht entschließen konnte, mit weiteren Fragen in die Schwester zu dringen. Das Mitleid machte sie stumm.

Trotz der Selbstanklage, die deutlich aus Anne Maries unzusammenhängender Rede herauszuhören war, glaubte sie an keinen Fehltritt. Sie wollte ihre Hand dafür ins Feuer legen, daß Anne Marie sich nichts Ernstliches vorzuwerfen hatte. Das Verhältnis war viel trauriger. Ihre arme Schwester war das Opfer der Eifersucht eines wahnsinnigen Mannes. Und in ihrer Einsamkeit und Verzweiflung war sie auf dem besten Wege, sich selbst für schuldig zu halten.

Da wurde an die Tür geklopft. Es war Mamsell Mogensen mit ihrer großen, schneeweißen Latzschürze.

„Was gibts?“ fragte die Majorin und erhob sich. Anne Marie war zu angegriffen, um selbst Bescheid anzunehmen.

„Herr Pastor Torm ist da. Er fragt, ob es Frau Bürgermeister paßt."

„Ein Geistlicher?" sagte die Majorin überrascht und wandte sich dem Bette zu. „Das ist gewiß nicht gut für dich."

„Ja, laß ihn nur kommen!" sagte Anne Marie. „Er ist so prächtig. Er kommt fast täglich her und sieht sich nach mir um."

„Aber bist du jetzt nicht sehr angegriffen?"

„Freilich, aber gerade deswegen. Ich fühle mich immer so beruhigt, wenn Pastor Torm bei mir ist."

„Bitten Sie den Herrn Pfarrer zu kommen", sagte die Majorin ein wenig kurz.

Pastor Torm war ein hübscher, alter, weißhaariger Mann, der von Sauberkeit glänzte.

„Wer sind denn Sie?" fragte er verwundert bei dem Anblick der Majorin. Er war seit fünfzehn Jahren Geistlicher hier in der Stadt gewesen und kannte alle Bewohner bis zu den Hunden und Katzen auf der Straße.

„Das ist meine Schwester", stellte Anne Marie vor. „Frau Major von Rauch."

„So", sagte er gleichgültig. „Ach so ... Nun ja, ... Rauch, ja."

Pastor Torm hatte kein Interesse für Fremde. Was außerhalb der Grenzen seiner eigenen Gemeinde lag, existierte nicht für ihn.

„Wie geht es denn, liebe Frau Bürgermeister?" fragte er und setzte sich in den Korbstuhl neben dem Bett. „Ist es heute wohl nicht ein ganz klein wenig besser?"

„Nein, gar nicht. Ich fühle mich mit jedem Tage schwächer."

Der Pfarrer schüttelte seinen kleinen silberweißen Kopf mit einem seufzenden Zischlaut.

„Wie mir das leid tut! Ich habe doch so innig für Sie gebetet, liebe Frau Bürgermeister."

„Haben Sie das getan, lieber Herr Pastor? Ja, dann ist es Gottes Wille, daß ich nicht wieder besser werden soll."

„Sagen Sie das nicht! Gottes Ratschluß kennt niemand. Er geht so viele verborgene Wege, um zu unserm Herzen zu gelangen. Er legt oft seine Hand so schwer auf uns, damit wir die Bürde dieser eitlen Welt von uns werfen sollen. Darum sollen wir ihm ja auch für unsere Leiden danken. Vergessen Sie nicht, liebe Frau Bürgermeister, daß jede schlaflose Nacht Sie Gott näher bringt."

„Ja, das habe ich gefühlt. Und das ist mein einziger Trost."

„Ich komme gerade von Schlachter Andersen. Sie wissen, er hat den ganzen Winter krank gelegen. Es war nicht viel Hoffnung für ihn ... er litt an Krebs ... und nun heute Morgen ist er sanft und still entschlafen."

„Ist Schlachter Andersen tot!"

Anne Marie richtete sich ein wenig im Bett auf und sah den Pfarrer mit großen, runden Augen an.

„Ja — es war so schön. Von ihm kann man wahrhaftig sagen, daß ihm sein Leiden zur Wiedergeburt wurde. Vor seiner Erkrankung sah ich ihn niemals am Tische des Herrn, und es währte auch lange, bis es mir gelang, sein tief eingeschlummertes Sündenbewußtsein zu wecken. Aber in der letzten Zeit gab er sein Herz Gott ganz hin. Heute Morgen um sieben Uhr wurde ich zu ihm gerufen, um ihm das heilige Abendmahl zu reichen, und ich kann wohl sagen, daß ich nie mit größerer Zuversicht zu einem Menschen gesagt habe: ‚dir sind deine Sünden vergeben'. Wenige Minuten darauf entschlief er sanft, das Blut des Herrn auf den Lippen."

Anne Marie hatte die Augen geschlossen. Jeder Todesfall

machte in dieser Zeit einen solchen Eindruck auf sie, daß sie zu zittern begann.

„Pastor Torm", sagte sie. „Wollen Sie mit mir beten?"

„Ja, liebe Frau Bürgermeisterin! darum bin ich ja gekommen, nicht wahr? — —"

Die Majorin hatte sich unterdessen zurückgezogen und war in das Wohnzimmer gegangen. Hier stand sie an einem der Fenster und trommelte heftig mit den Fingern auf das Fensterbrett, während der volle Busen sich mit den Sturmeswogen in ihrem Innern hob und wieder senkte. Die Tür zum Schlafzimmer war nur angelehnt. Sie konnte Anne Marie da drinnen das Vaterunser beten hören. Und sie war kurz davor, vor Kummer und Zorn in Tränen auszubrechen, als sie die Schwester da drinnen mit erhobener Stimme die Worte: „Und vergib uns unsre Schuld" sprechen hörte.

Diesmal war Pastor Torm auf des Bürgermeisters ausdrückliche Aufforderung gekommen. Die beiden Herren hatten sich auf der Treppe des Jubilars getroffen, und der Bürgermeister hatte dann gesagt, seine Frau fühle sich gar nicht wohl und würde sich gewiß freuen, ihn zu sehen. Die verzagten Äußerungen der Schwägerin über Anne Mariens Zustand hatten sein Gemüt in Unruhe versetzt. An und für sich überraschten sie ihn wohl nicht; er glaubte selbst, daß es mit starken Schritten dem Tode entgegenging, und er wünschte es auch gar nicht anders. Aber es war das erstemal, daß ihm seine Hoffnung von andern als von dem Doktor bestärkt wurde, und zu dessen Worten hatte er nun einmal kein Vertrauen.

Seinen Gratulationsbesuch machte er aus diesem Grunde

so kurz, wie die Verhältnisse und pflichtschuldige Rücksichten es gestatteten. Mit einem besonderen Magistratsausschuß, dessen Wortführer er bei Überreichung des Geschenks der Stadt, eines silbernen Kaffeeservices war, trank er ein Glas Wein mit dem Jubilar und seiner Familie, worauf er sich entschuldigte und sich zurückzog.

Er hatte nun auch keine weiteren Sympathien für den gefeierten Helden des Tages, wenn er auch bereitwillig seine große Tüchtigkeit und seine Verdienste um das Aufblühen der Stadt anerkannte. Zu einem Zeitpunkt, als die abseits gelegene kleine Schifferstadt dem Untergang geweiht schien, war er — siebzehn Jahre alt — vom Lande hereingekommen, als die treibende, fruchtbare Erdkraft, die ihr Erneuerer werden sollte. Der Sage nach hatte er seinen Einzug in die Stadt mit einem Achtschillingstück in der Tasche gehalten, und sich dann vom Ladenburschen in einem alten, halbbankrotten Kaufmannshause heraufgedient, bis er, nach Verlauf von nur zehn Jahren, als dessen Chef endete. Mit der Mischung der Eigenschaften des Ochsen und des Fuchses, die unter dänischen Verhältnissen das große Geschäftstalent hervorbringt, hatte er den Handel der Stadt auf den Schwung gebracht, hatte die Schiffahrt gehoben, ihr Hinterland erschlossen, und sich gleichzeitig selbst ein Vermögen von ungefähr einer Million erworben. Und doch konnte man eigentlich nicht sagen, daß er sich mit seinen Verdiensten brüstete. Es war ein schlichter, gemütlicher, auf seine Weise sogar kindlicher Mann mit einem offenen Herzen und einer mildtätigen Hand.

Dessenungeachtet empfand der Bürgermeister immer eine gewisse Verlegenheit, wenn er — so wie heute — auf Grund seiner Stellung gezwungen wurde, ihm eine Lobrede zu halten. Der breite, blonde Mann mit den hellblauen Augen,

der starken Stimme und dem breiten jütischen Akzent wirkte rein physisch unbehaglich auf ihn. Fein war er nun auch eigentlich nicht, und wenn er auch nicht geradezu eine Unredlichkeit begangen hatte, so hatte er sich doch wie alle diese Art Leute häufig sehr nahe an der gesetzlich geschützten Grenze zwischen Mein und Dein bewegt. Die Transaktionen zum Beispiel, mittels deren er seinerzeit zu einem Zeitpunkt, wo die Sachen eine für seinen Prinzipal günstige Wendung nehmen zu sollen schienen, sich die Leitung des Handelshauses angeeignet hatte, waren in ein mystisches Dunkel gehüllt, das der Bürgermeister trotz eingehender Untersuchungen nicht zu durchdringen vermocht hatte.

Er war deswegen auch besorgt, daß sein Glückwunsch heute ziemlich trocken ausgefallen war. Glücklicherweise aber hatte der Realschuldirektor gleich nach ihm das Wort ergriffen und nicht an Redeblumen gespart.

Er ging nun oben auf der hochgelegenen Landstraße, die in einem Bogen um die Stadt führte, und von wo aus man eine schöne, weite Aussicht über den Fjord und die Wiesen hatte. Doch war es nicht der Aussicht wegen, daß er in letzter Zeit diesen Weg zu seinen Spaziergängen bevorzugt hatte, sondern weil er hier ungestörter war als in dem kleinen Lustpark der Stadt. Auch ging er nicht allein des schönen Wetters wegen so langsam oder blieb so häufig stehen, um tief und gründlich zu atmen. Er fühlte heute noch weniger als sonst Sehnsucht, nach Hause zu kommen. Die Anwesenheit der fremden Schwägerin war ihm ungeheuer peinlich wegen der Erinnerungen, die sie wachrief.

Sie hatte ihn beim Frühstück mit Erinnerungen von ihrer Begegnung auf der Hochzeitsreise unterhalten, von Anne Maries Briefen aus der Verlobungszeit und von vielem andern, wovon er am liebsten nichts hören wollte. Die halb ver-

gessenen Begebenheiten aus der Vergangenheit waren ihm wieder unleidlich nahe gerückt. Ihre Enttäuschungen und Sorgen lebten gespensterhaft von neuem auf wie Gicht in alten Wunden.

Er ging gerade hier auf demselben Wege, auf dem er vor vierzehn Jahren — an einem Frühlingstag ungefähr wie heute — ausgegangen war, um Anne Mariens Hand zu werben. Ihre Eltern wohnten damals in einer alten, zerfallenen Holzvilla da oben unter dem Hügelabhang, wo jetzt das städtische Wasserbassin seinen Platz gefunden hatte. Es war keineswegs ein leichter Gang für ihn gewesen, und mit einer gewissen feierlichen Gerührtheit über sich selbst dachte er an diesen Tag zurück. Denn es konnte wohl als Beweis für den Ernst und die Aufrichtigkeit seiner Gefühle gelten, daß er, der damals so selbstbewußte Kriminalrat, sich hatte überwinden können, als Supplikant vor einen Mann zu treten, von dem alle wußten, daß er nur mit Hilfe seiner Klubfreunde vor Amtsentsetzung und Entehrung bewahrt worden war. Für ihn in seiner damaligen Stellung und mit seinen damaligen Zukunftsaussichten war es überhaupt ein wirkliches Opfer gewesen, ja fast ein Wagestück, Verbindung mit einer Familie anzuknüpfen, mit der sich der Stadtklatsch auch aus andern Gründen häufig beschäftigte, und deren Ansehen keineswegs dadurch verbessert wurde, daß sich die älteste Tochter kürzlich mit einem preußischen Offizier verheiratet hatte.

Und doch war er sehr glücklich gewesen, als er an jenem Tag da draußen in der altmodischen hellroten Gartenstube saß, Anne Mariens kleine unruhige Hand in der seinen. Die Sonne schien festlich ins Zimmer hinein und sprühte Funken in den Sherrygläsern, als der Schwiegervater ihr Wohl ausbrachte.

Trotz seiner dreißig Jahre war er ziemlich unerfahren in der Liebe. In seiner Jugend, während die meisten seiner Freunde und Studiengenossen sich lustig im geselligen Leben tummelten und sich auf jedem Ball eine neue Verliebtheit antanzten, ging er ganz in seinem Studium auf, lebte ganz seiner Arbeit und seiner Zukunft. Er hatte nicht gewußt, daß der Kuß einer Frau eine solche Süße enthalten konnte. Anne Marie bezauberte ihn ganz mit ihren kleinen, unschuldigen Liebkosungen. Er ließ sich völlig gefangen nehmen von ihrer zärtlichen, zwitschernden Munterkeit.

Daß er nicht ihre erste Liebe war, ja daß Anne Marie in aller Unschuld verschiedene kleine Passionen gehabt hatte, das wußte er aus dem Stadtklatsch; aber das focht ihn damals nicht an. Was der Vergangenheit angehörte, sollte jetzt vergessen sein, und Anne Mariens Wesen hatte sich auch seit der Verlobung gar nicht so wenig verändert; sie war stiller geworden, Fremden gegenüber beherrschter. Scheinbar hatte es gefruchtet, was er sie eines Tages rücksichtsvoll hatte verstehen lassen, daß ein junges hübsches Mädchen sich dem Gerede aussetzte, wenn sie sich den Leuten gegenüber zu zuvorkommend zeigte, und daß es sie seiner Ansicht nach nicht einmal kleide, wenn sie zu lebhaft und lächelnd war; sie sei gerade am allerschönsten, wenn ihr Antlitz ruhig sei; eine gewisse Zurückhaltung entstelle überhaupt weder Frauen noch Männer; sie verleihe Vornehmheit, Haltung, Anmut.

Jetzt, wenn er daran zurückdachte, verstand er nicht, daß er so hoffnungsvoll hatte sein können; und es war ihm ein neuer rechtfertigender Beweis für den Ernst seiner eigenen Liebe, daß er sich so gänzlich hatte verblenden lassen. Denn er hatte doch schnell eingesehen, welch eine — in moralischer Beziehung — unordentliche und unerzogene kleine Person sie war. Was konnte es nützen, daß sie allmählich lernte, sich in

ihrem Auftreten ein wenig Zwang anzutun, wenn doch all ihr Denken darauf hinausging, Aufmerksamkeit zu erregen und sich vorteilhaft auszunehmen. Es waren noch nicht viele Tage seit ihrer Verlobung vergangen, als er schon anfing, die nervöse Unruhe zu spüren, die sie überall ergriff, wo Herren zugegen waren. Sie war auch noch immer mit ihren verschiedenen Anbetern dort in der Stadt beschäftigt. Ohne daß sie es wohl selbst ahnte, drehte sich ihre Unterhaltung, sogar ihm gegenüber, hauptsächlich um das, was ein Provisor Andersen, ein Bureauvorsteher Jörgensen oder ein Kommis Jensen bei dieser und jener Gelegenheit gesagt und getan hatte, und sie verriet, wie gut sie von ihren Augen Gebrauch gemacht hatte, indem sie nicht nur über ihre Figur und die Farbe ihres Haares und ihrer Augen genau Bescheid wußte, sondern auch die Form der Hände und Füße, ja alle Einzelheiten ihrer Kleidung kannte, und das alles in ihrer ausgelassenen Weise lobte oder lächerlich machte.

Es lag indessen etwas so Treuherziges in ihrem Interesse, daß er es nie fertig gebracht hatte, mit ihr darüber zu reden. Er wollte sich auch nicht der Gefahr aussetzen, daß sie ihn für eifersüchtig hielt. Außerdem fand er eine Entschuldigung für sie in ihrer Jugend und namentlich in der schlechten Beeinflussung ihres Elternhauses. Ihre Mutter war eine leichtfertige Person, für die nur das Äußere Wert besaß; sicher war auch hauptsächlich ihre Vergnügungs- und Putzsucht schuld daran, daß sich der Mann an der Amtskasse vergriff. Schön wie sie selber war, hatte sie ihre Töchter geradezu zur Eitelkeit erzogen. Anne Marie hatte ihm erzählt, wie sie und die Schwester stets ein Gefühl gehabt hatten, als befänden sie sich im Examen, wenn sie während ihres Heranwachsens die Eltern auf einem Spaziergang durch die Stadt begleiteten. Beständig ertönten die Ermahnungen der Mut-

ter: „Halte den Kopf ein wenig höher, Anne Marie!“ oder: „Strecke den Spann, Lise! die Ellenbogen an den Leib, alle beide!“

So hatte er denn beschlossen, noch im nämlichen Sommer Hochzeit zu halten, um sie so schnell wie möglich aus dem Einfluß des Elternhauses und der provinziellen Verhältnisse zu entfernen. Aber schon auf der Hochzeitsreise war sein Vertrauen von neuem erschüttert worden.

Die Erzählungen der Majorin am Frühstückstisch hatten ihn gerade an eine solche Episode erinnert. Es war kaum vierzehn Tage nach der Hochzeit. Sie waren eine Woche lang allein oben in den Bergen umhergestreift, hoch oben in den Wolkenregionen, wo Anne Marie allmählich ihre jungfräuliche Scheu ganz überwunden und sich sogar ziemlich unbeherrscht ihrem starken Hingebungsbedürfnis überlassen hatte. Im Grunde war sie ohne allen Sinn für die Natur. Sie konnte höchstens ihre groberen Effekte genießen, die meilenweiten Aussichten, die abgrundtiefen, schwindelnden Schluchten, betrachtete aber das feine Spiel des Lichtes und der Linien mit demselben Mangel an Verständnis wie ein Wilder. Wenn sie trotzdem so entzückt von der Reise gewesen war und fröhlich sogar sehr anstrengende Bergbesteigungen auszuhalten vermochte, so hatte das seinen Grund darin, daß die Natureindrücke, wie überhaupt alles, was sie erlebte, das erwachte Geschlechtsleben in ihr nährten, sich in erotische Wärme umsetzten. Der Sonnenregen über einem Gebirgssee, ein Sausen, das durch den Wald ging, das Geriesel eines verborgenen Quells, ja sogar Enttäuschungen und ein Reisemalheur wurden für sie nur der Anlaß zu einem erneuten Rausch liebeserfüllter Zärtlichkeiten.

Er hatte zuweilen ein wenig bedenklich dabei werden können. In der Liebe dieser schmächtigen, kleinen Frau lag etwas

von der Unerbittlichkeit einer entfesselten Naturmacht. Es war wie ein Ausbruch aus einer glühenden Tiefe, wenn sie sich unter einem Feuerregen von Küssen an ihn schmiegte. Aber er war selbst viel zu bezaubert, fühlte sich zu beglückt durch ihre Zärtlichkeit und besaß außerdem damals noch zu wenig Erfahrung, um eine solche Frau richtig zu verstehen und sie zu fürchten.

An demselben Tage, an dem sie in die menschenwimmelnde Hotelstadt hinabgekommen waren, um die Schwester zu treffen, saßen sie des Nachmittags alle drei draußen auf einer Terrasse vor dem Hotel, als ein Herr kam und Frau von Rauch begrüßte und auf ihre Aufforderung hin schließlich Platz bei ihnen nahm. Es war ein Mann vom Leutnantstypus mit einem ganz netten, aber nichtssagenden Äußern, — ein österreichischer Landjunker. Anne Marie war auf einmal eine andere geworden. Sie hatte wieder das nervös unruhige und gezwungene Wesen bekommen, das er so gut kannte; und als der junge Mann sofort begann, sie mit anzüglichen Höflichkeiten zu überschütten, war sie so weit davon entfernt, ihn zurückzuweisen, daß sie sich im Gegenteil durch ihr Lächeln seiner Courmacherei gleichsam feilbot. Sie verstand soviel Deutsch, daß sie einigermaßen eine Unterhaltung in dieser Sprache zu führen vermochte; im übrigen aber gab ihre sprachliche Unbeholfenheit dem jungen Ausländer nur Gelegenheit, sich von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen und ihr Schmeicheleien zu sagen. So vollständig vergaß sie hierüber die Anwesenheit ihres Gatten, daß sie — die noch vor einem Augenblick heimlich seine Hand unter dem Tisch gedrückt, die vierzehn Tage lang nichts weiter empfunden hatte als ihn — nicht einmal einen Versuch machte, ihn in die Unterhaltung hineinzuziehen.

Um sie zu prüfen, erhob er sich unter dem Vorwande, daß

er auf die Post gehen und nach Briefen fragen wolle. Sie blieb ruhig sitzen, nickte ihm lächelnd zu und sagte, sie wolle ihn hier erwarten. Als er nach Verlauf einer halben Stunde zurückkehrte, war der junge Mann eben gegangen. Er ließ sich nichts merken, und Anne Marie hatte scheinbar selbst nicht die geringste Empfindung davon, daß sie etwas Unrichtiges getan hatte. Keine Miene verriet, ob sie es wußte, daß sie eine Mißstimmung bei ihm wachgerufen hatte. Als sie später am Abend einen Spaziergang im Mondschein am See entlang machten, lehnte sie den Kopf einschmeichelnd gegen seine Schulter und war sehr zärtlich. An jenem Abend tauchten ihm zum erstenmal ernste Zweifel über ihre Aufrichtigkeit auf.

Er hatte seither oft daran gedacht, daß er schon damals hätte voraussehen können, wohin ihre Natur sie führen mußte, und daß er sich hätte von ihr scheiden lassen sollen, ehe ein größeres Unglück geschehen war, ehe sie Kinder in die Welt gesetzt hatten. Aber sie verstand es, ihn wieder sicher zu machen. Außerdem hoffte er noch immer auf den Einfluß, den die neuen Umgebungen, in die sie jetzt als seine Frau eingeführt werden würde, auf sie haben mußten.

Es zeigte sich indes, daß dieser Einfluß ganz anderer Art wurde, als er es erwartet hatte. Infolge ihrer Jugend und Schönheit erweckte Anne Marie überall berechtigtes Aufsehen, und sie nahm sofort — und mit unverhohlener Freude — die fadeste Courmacherei entgegen, ja selbst wenn sie nach seiner Ansicht nicht mehr ganz passend war. Er konnte sich jedoch nicht entschließen, mit ihr hierüber zu reden. Bei seinem noch immer unerschütterten Glauben an die gute Natur in ihr, gelobte er sich selbst, Geduld zu üben, wie er auch seine Mutter ermahnte, ihr gegenüber nicht ungerecht zu sein.

Es war ihm übrigens auch nicht schwer geworden, ihr zu verzeihen, indem er damals keinen Grund hatte, an ihrer

Liebe zu zweifeln. Sie konnte ganz rührend sein in ihrem Glück und in ihrer Dankbarkeit für ihr schönes Heim, für das er die Kosten ausschließlich getragen hatte. Kaum war er zur Tür hineingekommen, als sie ihm auch schon um den Hals fiel, und sie hatte ihn in der Regel schon unzählige Male geküßt, noch ehe er seinen Überrock abgelegt hatte. In ihrer Wonne über das Leben suchte sie jeden Tag zu einem Fest zu gestalten, auch für ihn; sie putzte sich und wandte ihre ganze weibliche Erfindungskunst an, um ihm zu gefallen.

Trotzdem fand er schließlich Gelegenheit, sie zu warnen, Fremden gegenüber zu entgegenkommend zu sein. Ganz ruhig, ohne den geringsten Unwillen, geschweige denn Eifersucht zu verraten, bat er sie, um ihrer selbst willen ein wenig vorsichtig zu sein. Er wiederholte, was er ihr schon in der Verlobungszeit gesagt hatte, daß es sie nicht einmal gut kleide, wenn sie so lebhaft sei. Trotz ihrer schönen Zähne sei sie am alleranziehendsten, wenn ihr Gesicht sich in Ruhe befände.

Sie hörte ihm ganz überzeugt zu, und die Unterhaltung endete damit, daß sie reuevoll und weinend an seiner Brust lag.

Am nächsten Abend wollten sie in eine große Gesellschaft gehen. Anne Marie sah entzückend aus mit ihrem entblößten Halse und den völlig nackten Armen, an deren Schaustellung im geselligen Leben er sich nicht ohne einige Schwierigkeit gewöhnt hatte. Kurz bevor sie fahren wollten, schlang sie diese Arme um seinen Hals, sah ihm mit einem ehrlichen Blick in die Augen und sagte:

„Heute abend wirst du keinen Grund haben, mir irgendetwas vorzuwerfen. Das verspreche ich dir!"

Dessenungeachtet war kaum eine Stunde vergangen, als sie bereits begann, durch ihre Lebhaftigkeit Aufsehen zu erregen. Die Herren scharten sich um sie und schmatzten vor

Befriedigung. Um sie zu warnen, und um zugleich den Leuten seine Sicherheit zu zeigen, — er hatte nämlich gemerkt, daß man anfing, mitleidig zu ihm hinüber zu sehen — stellte er sich schließlich mitten zwischen ihre Kavaliere und nahm mit einem Lächeln teil an der Unterhaltung. Trotzdem bemühte sie sich nicht im geringsten, sich Zwang anzutun. Selbst als er eine ernste Miene aufsetzte, um ihr ein Zeichen zu geben, tat sie, als bemerke sie es nicht. Sie war wie besessen. Sie stand gleichsam unter dem Zwang eines Naturtriebes, den sie nicht zu beherrschen vermochte.

Als sie auf dem Heimwege im Wagen saßen, wartete er darauf, daß sie reden würde. Aber sie tat, als sei nichts geschehen, erzählte von den Damen der Gesellschaft und kritisierte die Herren. Er verstand sie damals erst halb. Ist dies Verstellung? — dachte er. Oder ist es Selbstbetrug? Oder gibt es bei der Frau Gefühle und Seelenzustände, die der Mann nicht begreift und für die er keinen Namen hat?

Mit jedem Jahr war sie ihm ein größeres Mysterium geworden. Je länger sie miteinander lebten und je vertraulicher ihr Zusammenleben in gewisser Weise wurde, um so fremder wurde sie ihm. Wenn er glaubte, sie endlich ganz zu kennen, konnte ein Wort von ihr, eine zufällige Bemerkung oder auch nur eine augenblickliche Nachdenklichkeit verborgene Gefühle entschleiern, fremde Seiten in ihrem Wesen, die dann wieder in Finsternis und Verborgenheit hinabtauchten. Ihr Inneres erinnerte an gewisse heiße Quellen, deren siedende Wasser in dem einen Augenblick unschuldig über der Erdoberfläche aufsprudeln und im nächsten mit prachtvollem Regenbogenglanz hoch zum Himmel emporsteigen, um dann ebenso plötzlich wieder herabzusinken und tief in der Erde zu verschwinden, sich in Abgründen zu bergen, deren Tiefe niemand zu ermessen vermag.

Er entsann sich, daß einmal, während sie bei Tische saßen, ein Brief an sie von einem ihrer jütischen Verwandten mit der Mitteilung von dem Tode eines Vetters drüben in Amerika gekommen war. Sie waren schon mehrere Jahre verheiratet gewesen, und Anne Marie hatte ganz offen von diesem Vetter erzählt, wie er in ihrer ersten Jugend im Hause ihrer Eltern verkehrt hatte und daß sie damals ein wenig verliebt ineinander gewesen seien. Er war daher sehr erstaunt, den starken Eindruck zu sehen, den die Todesnachricht auf sie machte, — nicht gleich unmittelbar, sondern nach und nach. Sie wurde zuletzt ganz blaß, und er bemerkte, daß sie sich zwang, zu tun, als äße sie. Als er gegen Abend unerwartet aus seinem eigenen Zimmer in die Wohnstube kam, sah er, daß sie hastig etwas unter einer Zeitung verbarg. Und als er es zu sehen verlangte, weigerte sie sich und wurde sogar sehr heftig. Dann nahm er es selbst.

Es stellte sich heraus, daß es kleine Erinnerungen an den Vetter waren, einige verwelkte Blumensträuße, ein paar Ballschleifen mit darauf verzeichneten Daten, ein Knallbonbonvers und ähnliche Sachen, die sie in einer abgeschlossenen Schublade ihrer Schatulle verwahrt hatte. Er schalt sie wegen ihrer Kinderei, hauptsächlich aber, weil sie es vor ihm hatte verbergen wollen. Und abermals wiederholte sich nun die alte Szene. Nach einem schwachen Versuch, sich zu verteidigen, hörte sie ihn reuig an, warf sich ihm schließlich weinend um den Hals, — und blieb dieselbe wie bisher.

Und doch fühlte er sich damals oft noch sehr glücklich. Anne Mariens Hingebung und Zärtlichkeit war in gewissem Sinne nie größer gewesen als gerade in diesen Jahren nach der Geburt der Kinder. Obwohl er so viel älter war als sie und bereits auf dem besten Wege zu ergrauen, weihte sie noch immer seiner Person selbst etwas von einem demütigen Kultus. Er

selber war in jenen Jahren vielleicht noch verliebter in sie denn je zuvor. Die Geburten der Kinder hatten sie als Frau gereift, hatten sie üppiger und ihre Haut weißer gemacht. Mit Beschämung hatte er seither daran denken müssen, zu welchen Erniedrigungen seine Leidenschaft ihn oft verleitet hatte.

Ganz und ungeteilt besaß er sie trotzdem niemals. Selbst in den Augenblicken der Hingebung war er der Beschaffenheit ihrer Gefühle nicht immer sicher. Es gab Zeiten, wo er sogar das Empfinden hatte, nur ein bloßer Lückenbüßer zu sein. Langsam wurden ihm endlich die Augen völlig geöffnet.

Eines Abends, als sie aus einer Gesellschaft kamen und er selbst müde und abgespannt war, schmiegte sie sich an ihn in einem unbegründeten Zärtlichkeitsanfall, der ihn mißtrauisch machte. Indem er in Gedanken die Ereignisse des Abends Revue passieren ließ, fiel es ihm ein, daß er sie ein paarmal mit einem seiner Kollegen zusammen gesehen hatte, dem Rat Lunding, einem hübschen jüngeren Mann mit einem angenehmen Unterhaltungstalent. Sie waren ihm in der letzten Zeit häufiger im geselligen Leben begegnet und hatten ihn auch ausnahmsweise bei ihrem alljährlichen Juristendiner als Gast im eigenen Hause gesehen.

Er fand jetzt Veranlassung, ihr zu erzählen, was von dem zweifelhaften Charakter dieses Mannes gesagt wurde, der sich namentlich in seinem Verhältnis zu Frauen offenbarte. Sie wurde ein wenig ernsthaft bei seinen Worten und dankte ihm für das, was er ihr gesagt hatte.

„Ich hatte übrigens eine Ahnung davon", sagte sie. „Er hatte eine Art und Weise, mich anzusehen, die mir nicht gefiel."

Ein paar Wochen später geschah es, daß er während einer wichtigen Gerichtsverhandlung nicht zum Frühstück nach

Hause kommen konnte. Aus dem Fenster des dem Industrie-verein schräg gegenüberliegenden Restaurants, in dem er in solchen Fällen zu speisen pflegte, sah er Anne Marie jetzt drüben auf der andern Seite der Straße mit ihrer Notenrolle im Muff daherkommen. Es wunderte ihn, da es wenigstens eine halbe Stunde zu früh für ihren Gesangunterricht war, und trotzdem schien sie Eile zu haben. Er bemerkte außerdem, daß sie ihren neuen Hut aufgesetzt hatte, obwohl das Wetter dunkel war und nach Regen aussah.

Er rief den Kellner, um zu zahlen, und folgte ihr dann eine Weile in einiger Entfernung, indem er sich in dem Menschen-gewimmel auf der andern Seite der Straße verbarg. In der Frederiksbergstraße sah sie nach einer Uhr in einem Laden-fenster und mäßigte darauf ihren Gang. Einen Augenblick später tauchte Lundings hohe, blonde Erscheinung vor ihr auf derselben Seite der Straße auf. Er begrüßte sie mit lächelndem Antlitz, und obwohl sie sich wieder den Anschein gegeben hatte, als wenn sie eilig sei, hielt er sie dennoch an. Ein paar Minuten standen sie in eifriger Unterhaltung da, Anne Marie mit stark geröteten Wangen, jedoch immer ein paar Ellen von ihm entfernt, auf dem Sprunge, weiter zu eilen.

Im selben Augenblick stieg eine Erinnerung in ihm auf. Anne Marie hatte ihm vor einiger Zeit bei Tische erzählt, daß sie Lunding auf der Straße begegnet war, und sie hatte bei dieser Gelegenheit — mit einer Hinterlist, die ihm eigentlich erst jetzt so recht klar wurde — ihre Verwunderung darüber geäußert, daß Lunding so früh vom Gericht kommen könne. In seiner Arglosigkeit hatte er ihr denn erklärt, daß Lunding augenblicklich bei dem öffentlichen Gericht angestellt sei, das zu einer festgesetzten, frühen Stunde aufgehoben werde.

Trotz alledem beschloß er, vorläufig nichts weiter bei der Sache zu tun. Er konnte sich nicht überwinden, davon zu

sprechen. Außerdem wußte er, daß Lunding gerade ein Urlaubsgesuch für eine Reise ins Ausland eingereicht hatte. Er wollte abwarten.

Eines Abends, mehrere Wochen später, saßen sie im Theater in einer Balkonloge, von wo aus sie eine freie Aussicht über das ganze, ausverkaufte Parkett hatten. Während des ersten Aktes bemerkte er, daß Anne Marie so unruhig saß und das Opernglas mehrmals auf einen der Außenplätze in dem dunkeln Teil des Parketts gerichtet hatte, und als er verstohlen dahin sah, entdeckte er Lunding, der dort vornübergebeugt saß und sich mit einer Dame auf dem Platz vor ihm unterhielt, mit einer Frau Ellinger, von der später bekannt wurde, daß sie ihn auf der Reise getroffen und sich schon hier auf ein Verhältnis mit ihm eingelassen hatte.

Im Zwischenakt, während dessen Anne Marie sehr still war, fragte er sie, ob sie Bekannte im Publikum bemerkt habe, worauf sie auf die natürlichste Weise Nein entgegnete. Als aber der Vorhang wieder aufgegangen war, — und auch während des ganzen übrigen Teils des Abends — wandte sie oft und mit wachsender Nervosität das Opernglas dem flüsternden Paar unten im Parkett zu, das die Finsternis in dem Zuschauerraum während der Vorstellung zu einer vertraulichen Annäherung ausnutzte.

Auf dem Heimwege bemerkte er leichthin:

„Assessor Lunding war heute abend im Theater. Du weißt, er war verreist. Hast du ihn nicht gesehen?"

Sie zögerte einen Augenblick.

„Nein, wo saß er?" fragte sie dann, als habe sie an etwas andres gedacht.

Es war das erstemal, daß er sie auf einer offenen Unwahrheit ertappte; aber er konnte sich noch immer nicht entschließen, etwas zu sagen. Er empfand Mitleid mit ihr. Er

glaubte sehen zu können, daß sie diesmal selbst unter ihrem Mangel von Aufrichtigkeit litt, und er begriff ja auch recht gut, daß, wenn sie log, es teilweise geschah, weil sie sein Vertrauen und seine Liebe zu verlieren fürchtete, wenn sie die Wahrheit sagte.

Nicht lange darauf war es, daß die Bürgermeisterstelle hier in der Stadt durch Todesfall ledig wurde, und hierin erblickte er einen Wink von oben. Er hatte kein Vertrauen mehr, durch Überredung auf Anne Mariens Natur einwirken zu können. Auch ein Versuch mit der Religion hatte sich damals noch als ganz fruchtlos erwiesen. Sie war für sie nur eine Zerstreuung mehr geworden. Sie ging freilich regelmäßig zur Kirche und zum Altar, war aber, wenn sie nach Hause kam, mehr von dem Pfarrer als von der Predigt, mehr von der Gemeinde als von dem Gesang der geistlichen Lieder erfüllt.

Jetzt dachte er sich, daß eine Zurückverpflanzung in den heimischen Erdboden mit den verhältnismäßig unschuldigen Kindheitserinnerungen, wie auch überhaupt das ruhige, einförmige Leben einer kleinen Provinzstadt ihr behilflich sein würde, den Sinn zu sammeln und den Verirrungen ihrer Gedanken und Gefühle ein Ende zu bereiten. In der Hoffnung, die letzten, armseligen Bruchstücke ihres Liebesglücks retten zu können, hatte er dies schwere Opfer gebracht.

So völlig umsonst!

Der Bürgermeister hatte auf einer Bank Platz genommen, die unter einem Ahorn außerhalb der Kirchhofsmauer an der südlichen Einfahrt zur Stadt stand. Er saß da, die Hände auf seinen Stockknopf, den Blick schwermütig auf den Fjord und die breiten Wiesen gerichtet. Und doch sah er

nichts. Seine Gedanken konnten sich nicht von der Vergangenheit losreißen. Eine bittere Erinnerung zog die andere nach sich. Auch packte ihn hin und wieder einmal das Bedürfnis, sich so recht in sein Unglück zu vertiefen. Namentlich jedesmal, wenn Anne Mariens Krankheit eine Wendung zum Schlechteren zu nehmen schien, war es ihm ein Bedürfnis, von neuem seinen ehelichen Bankrott gewissenhaft aufzustellen.

Aber jetzt kreischte die Friedhofspforte neben ihm, und ein Mann in Trauerkleidung, mit gesenktem Haupte, erschien auf dem Wege. Es war der Buchhalter der Sparkasse, ein Mann in den mittleren Jahren, der vor ein paar Monaten seine Frau verloren hatte und noch jeden Tag nach beendeter Kontorzeit hier heraus an ihr Grab ging.

Er grüßte ehrerbietig mit seinem florumwundenen Zylinderhut und blieb stehen.

„Sitzen der Herr Bürgermeister da! Ja, hier ist eine schöne Aussicht."

„Eine prächtige Aussicht, ja. Und welch ungewöhnliches Wetter heute."

„Ja, und ein großer Tag für die Stadt, Herr Bürgermeister. Es ist auch so hübsch mit all den vielen Flaggen. Vielleicht wundern Sie sich, mich hier um diese Zeit zu treffen, während alle andern Leute auf den Beinen sind, um sich den Staat anzusehen. Aber ich habe keine Lust dazu. Für mich ist das Leben aus. Mein Heim ist in dem Grabe da drinnen."

„Ich weiß es. Sie haben einen schweren Verlust erlitten, Herr Jensen. Vielleicht gerade nicht den allergrößten, der einem Manne widerfahren kann ... aber trotzdem, leicht läßt sich das nicht verwinden. Ich verstehe es so gut."

„Es läßt sich nie verwinden, Herr Bürgermeister!"

„Ach nein, das glaube ich auch. Aber es gilt, seinen Kum-

mer zu bezwingen, Herr Jensen. Verliert man sich in ihn, so wächst er einem leicht über den Kopf."

„Ach, Herr Bürgermeister! für mich ist doch alles vorbei! Meine Frau und ich waren so unsagbar glücklich. Zwanzig Jahre lebten wir Seite an Seite, und ich kann wohl sagen, daß wir uns alles gewesen sind. Kinder hat uns der liebe Gott nicht vergönnt, aber trotzdem paßten wir so ungewöhnlich gut zusammen. Wir hatten dieselben Interessen, denselben Geschmack in allen Dingen, schließlich auch dieselben Gewohnheiten, kann man wohl sagen. Wenn ich jetzt nach Hause komme, so ist alles leer, Herr Bürgermeister! Da ist nur der Kanarienvogel von meiner Frau, mit dem ich sprechen kann; und wenn ich die Lampe anzünde und mich mit einem Buch hinsetze, so lese ich bloß für mich allein, und daran habe ich keine Freude."

Die Trauer des Witwers machte einen tiefen Eindruck auf den Bürgermeister, sie ließ ihn seine eigene, hoffnungslose Armut empfinden. Aus den Augen des Buchhalters, die von den Tränen zweier Monate geschwollen und entzündet waren, rollten große Tropfen in seinen ergrauten Backenbart hinab.

„Sind Sie nicht reichlich viel allein, Herr Jensen? Sie sollten sich gewiß ein wenig zerstreuen. Haben Sie denn den Handwerkerzug heute mittag auch nicht gesehen?"

„Ja, den habe ich gesehen. Die Sparkasse schloß ja zur Feier des Tages schon um zwölf. Ich fand einen ganz ausgezeichneten Platz in der Schmiedestraße ... oben auf Weißgerber Hansens hoher Treppe, wissen Herr Bürgermeister. Es war ein unvergleichlich festlicher Anblick. Finden Herr Bürgermeister nicht auch?"

„Ja, der Zug war hübsch ... außerordentlich hübsch."

„Und ein großer Mann, den wir heute feiern! Ein Wohltäter der Stadt!"

„Freilich! Freilich!"

„Herr Bürgermeister sind natürlich heute abend auch auf dem Fest!"

„Nein, ich werde nicht hingehen. Meine Frau ist krank."

„Ja, ja, was rede ich da für ungewaschenes Zeug. Man vergißt sich ganz. — Wie geht es denn der Frau Bürgermeisterin?"

„Es ist beim alten. Aber mit Gottes Hilfe wird es bald ganz gut sein."

„Gott sei dank! Das ist erfreulich zu hören. Denn wenn man selbst Witwer ist und weiß, was es heißt, das Liebste zu verlieren, so —"

„Wer führt Ihnen denn jetzt den Hausstand, Herr Jensen?" fragte der Bürgermeister ablenkend. „Sie können doch nicht ohne alle Hilfe sein."

„Ja, vorläufig bin ich allein, ganz allein. Wenn ich nach Hause komme, so ist da alles leer, Herr Bürgermeister. Aber einen Menschen muß man ja im Hause haben, und nun hab' ich zum Mai eine Haushälterin gemietet. Mamsell Broager, die Herr Bürgermeister vielleicht kennen."

„Ja, freilich, ist das nicht die, die einmal Mamsell auf Krogstrup war?"

„Ja."

„Und die seither hier in der Stadt auf Kochen ausgegangen ist?"

„Ja, die ist es. Herr Bürgermeister haben doch nichts Unvorteilhaftes über sie gehört?"

„Nein, im Gegenteil. Ihre Kochkunst ist ja sogar berühmt. Da haben Sie sicher einen guten Griff getan."

„Das glaube ich im Grunde auch. Ich habe freilich gehört, daß es mit ihrer Gesundheit nicht weit her sein soll, und das hat mich allerdings ein wenig stutzig gemacht. Aber sie sieht doch frisch und gesund aus."

„Ja, soweit ich mich ihrer erinnere, ist sie sogar ein ungewöhnlich großes und kräftiges Frauenzimmer."

„Das ist sie. Sehr ansehnlich von Gestalt."

Der Bürgermeister stutzte ein wenig über den Ton. Er betrachtete ihn genauer. Ja, ganz recht! Auf dem Grunde der vom Weinen geschwollenen, noch tränenfeuchten Augen fing er einen kleinen lüsternen Schimmer auf.

„Wie lange ist es eigentlich jetzt her, daß Ihre Frau starb, Herr Jensen?"

„Freitag werden es gerade zwei Monate. Zwei lange, schreckliche Monate."

„Sie sollen sehen, die Zeit wird Ihnen schon besser vergehen, wenn sie erst Mamsell Broager im Hause haben. So lange wir selbst leben, übt das Leben seine Macht auf uns aus."

„Wieso meinen Herr Bürgermeister?"

„Ach, ich meine nur, Sie dürfen nicht so verzagt sein. Das Leben ist mildtätig. Vielleicht ist Ihnen noch viel Freude vorbehalten."

Der Witwer sah ihn immer noch verständnislos und doch ein wenig scheu an.

Aber der Bürgermeister schwieg. Sein Armutsgefühl war plötzlich wie weggeblasen. Er begriff jetzt, daß der Mann mitten in seiner aufrichtigen Trauer um die Frau schon in Gedanken die Vorzüge der andern geprüft und genossen hatte. Ehe ein Jahr verstrichen war, würden die beiden Hochzeit feiern, und der kleine Mann würde der glücklichste Bräutigam unter der Sonne sein.

Der Buchhalter lüftete abermals seinen florumhüllten Hut und verabschiedete sich ehrerbietig.

Der Bürgermeister sah ihm verächtlich nach. Bald darauf erhob er sich und ging nach Hause.

ls der Bürgermeister nach Hause kam, war es fast dunkel geworden. Anne Marie empfing ihn mit Vorwürfen, weil er gegangen war, ohne ihr Lebewohl zu sagen. Sie schien überhaupt ziemlich erregt. Sie sagte auch selbst, daß sie sehr angegriffen sei. Obwohl sie, nachdem der Pfarrer dagewesen, wieder eine Stunde geschlafen hatte, fühlte sie sich unruhig, kraftlos und unsagbar müde.

Die Majorin saß im Korbstuhl neben dem Bett. Der Bürgermeister stand an der andern Seite und hörte schweigend ihre Klage an. Eine graue Dämmerung erfüllte das Zimmer. Nur auf dem Fußboden vor dem Ofen leuchtete das eben angezündete Holzfeuer.

Mamsell Mogensen kam herein und meldete, daß angerichtet sei.

Als die Majorin und der Bürgermeister bei Tische saßen, begann die erstere sofort und mit großer Heftigkeit über den Zustand der Schwester zu sprechen. Sie sagte, Anne Mariens Niedergeschlagenheit und ihr Mangel an Widerstandsfähigkeit sei sicherlich nicht ausschließlich die Folge ihrer körperlichen Leiden, und sie fragte schließlich — und zwar ziemlich herausfordernd — ob nicht zum Beispiel die Sehnsucht nach der Tochter einen ungünstigen Einfluß auf den Verlauf dieser Krankheit haben könne.

Der Bürgermeister umging die Antwort mit ein paar allgemeinen Redensarten. Worauf er anfing, sich bei der Schwägerin nach den sozialen und politischen Verhältnissen in Deutschland zu erkundigen und sie zu fragen, ob sie sich noch immer zufrieden in ihrem neuen Vaterland fühle.

Hierauf antwortete die Majorin, daß die großen Staaten jedenfalls den kleinen gegenüber den Vorzug hätten, daß man einander dort nicht absolut nach den gangbaren Mu-

stern zuschneiden wolle, sondern seinen Mitmenschen das Recht zugestände, sich ihrer eigenen Natur gemäß zu entfalten.

„Und dies Vorrecht haben Sie wirklich als einen Vorzug empfunden."

„Ja, unbedingt."

„Ich muß sagen, das erstaunt mich ein wenig."

„Weshalb?" fragte die Majorin und errötete leicht.

„Ach — Aber vielleicht habe ich Sie mißverstanden. Welche Verhältnisse haben Sie dabei namentlich im Auge gehabt?"

„Alle Verhältnisse. Aber sicher ist namentlich die Ehe so ein Prokrustesbett, in dem viele von den besten Frauen der kleinen Staaten verbluten."

Das brünette Gesicht des Bürgermeisters war förmlich länger geworden. Es hatte sich etwas Starres über seine Züge gelegt. Er fing an zu verstehen, was dahintersteckte.

„Es ist mir ja nicht unbekannt," sagte er, ihr noch einmal von dem Braten anbietend „wie man in dem modernen Europa die Ehe und ihre Pflichten auffaßt. Ich muß jedoch gestehen, daß eine solche Befreiung von allen Banden, wie man sie dort anstrebt, nicht meine Sympathie hat. Und ich glaubte — offen gestanden, liebe Schwägerin — daß sie auch nicht die Ihre haben könne."

„Ich ziehe sie dessen ungeachtet jener Art ehelicher Treue vor, die sich wie ein Strick um den Hals seines Opfers legt."

„Außerdem" — fuhr der Bürgermeister fort, als wenn er die letzte Äußerung nicht gehört habe — „verstehe ich nicht, warum Sie nur die Frauen als Opfer des ehelichen Zwanges nennen. Hätten Sie die Männer mitgenommen, würde ich Sie besser verstanden haben. Die Ehe ist weit davon entfernt, eine ideale Einrichtung zu sein; das will ich Ihnen gern einräumen. In meiner doppelten Eigenschaft als Polizei-

beamter und Richter habe ich nur zu oft Gelegenheit, das bestätigt zu sehen. Die Natur hat ja leider die Frau und den Mann so verschieden geschaffen, daß viel Kultur — oder wenn Sie mir das Wort gestatten wollen — viel Selbstverleugnung auf beiden Seiten dazu gehört, um ein Zusammenleben völlig befriedigend zu gestalten."

„Ach, wenn es weiter nichts wäre! Gerade in der Verschiedenheit besteht ja die Anziehungskraft. Es ist unser instinktives Bedürfnis, uns zu ergänzen, das in unserer Leidenschaft zum Ausdruck gelangt. Und je größer der Reibungswiderstand ist, um so mehr Wärme!"

In diesem Augenblick kam Mamsell Mogensen mit dem Nachtisch aus dem Anrichtezimmer, und der Bürgermeister suchte die Unterhaltung in eine andere Bahn zu lenken. Aber die Majorin hielt krampfhaft an dem Thema fest und zwang ihn, sich zu äußern.

So sagte er denn, daß er für die Leidenschaft, die sie erwähnt habe, die größeste Ehrfurcht hege. Ohne im übrigen auf irgend eine Weise ihre Begeisterung für den natürlichen Menschen zu teilen, wolle er einräumen, daß namentlich die erotische Passion eine große und heilige Macht sei, der gegenüber man nur zu resignieren habe. Aber nach seinen Erfahrungen sei es weit seltener dies erhabene Gefühl, das die ehelichen Miseren hervorrufe, als die vielen kleinen Treulosigkeiten des Leichtsinns, die fortwährenden kleinen Betrügereien der Eitelkeit und der Gefallsucht. Und man müßte wohl sagen, daß namentlich die Frauen in dieser Beziehung die meisten Angriffspunkte böten.

Die Majorin lachte unbeherrscht.

Besitzen die Männer nicht etwa auch ihre Eitelkeiten? Machten sich nicht selbst die besten unter ihnen oft lächerlich und verächtlich in ihrer Jagd nach Auszeichnungen und Ein-

fluß? Und fragten sie ihre Frauen oder Bräute um Erlaubnis? Es sei doch im allgemeinen nur der sehr geringe Bruchteil eines Mannes, der für die Frau, die ihn liebte, übrig blieb. Wenn er nichts desto weniger verlange, sie ganz und ungeteilt zu besitzen und sie bis in ihre zufälligsten Gedanken, bis in ihre flüchtigsten Träumereien zu beherrschen, so sei dies eine Anmaßung, eine empörende Barbarei, genau so roh und unmenschlich wie die Frauenzwinger und die Keuschheitsgürtel des Mittelalters.

Die einzige Entschuldigung für solche Männer sei, daß sie in ihrer Lauheit keine Ahnung hätten von dem Born an Liebe, den eine Frau besitzen könne, — der weit größer sei, als daß ihn der Mann selbst und eine große Schar von Kindern aufzunehmen imstande seien. Sie würde ganz einfach ersticken oder platzen, wenn sie nicht jedenfalls auf dem Wege der Phantasie von ihrem Überfluß verschenkte.

Der Bürgermeister antwortete mit einem leeren Lächeln, das seine ganze große, wohlbewahrte Reihe von Zähnen entblößte.

„Die Auffassung von Ihrem Geschlecht, die Sie hier entwickeln, scheint mir auf gefährliche Weise ins Absurde hinaus zu führen. Nach dieser Anschauung müßte ja die Dirne die ideale Frau sein. Was sie im übrigen wirklich auf dem besten Wege zu werden ist, wenigstens in der Literatur."

Die Majorin warf ihre Serviette auf den Tisch.

„Ach, diese Pfarrermoral hier zu Lande — wie gut ich sie kenne!"

Der Bürgermeister sah schnell zu ihr hinüber und schwieg.

„Gesegnete Mahlzeit!" sagte er kurz darauf und erhob sich mit einer sehr kärglich zugemessenen Verbeugung.

Die Majorin blieb sitzen.

Sie bereute ihre Herausforderung nicht. Nicht nur war sie

fest davon überzeugt, daß die Schwester sich nichts Ernstes vorzuwerfen habe, sie fühlte sich auch ganz sicher, daß Anne Mariens Entkräftigung nicht — wie der Doktor gemeint hatte — ihren Grund ausschließlich in den Nieren hatte, die ja immer schwach gewesen waren, sondern daß sie das unglückliche Opfer der Rachsucht eines wahnsinnig eifersüchtigen Mannes war.

Mamsell Mogensen hatte sich gleich entfernt, nachdem sie den Nachtisch angeboten hatte. Sie fühlte sich gekränkt, weil der Bürgermeister und die Majorin auf Grund ihrer Anwesenheit angefangen hatten, deutsch zu sprechen.

Draußen in der Küche machte sie sich dem Mädchen gegenüber Luft.

„Sie saßen da und zankten sich geradezu. Sie die Deutsche, warf sich auf ganz ordinäre Weise in den Stuhl zurück, und der Bürgermeister sah in seinem Gesicht aus, als wenn er ein Herzleiden hätte, ganz aschgrau. Ich konnte sehen, wie seine Hände förmlich zitterten, als er von der Omelette nahm. Ich hab' ihn nicht so aufgeregt gesehen seit damals, als Ingrid sich die Äpfel von dem Kämmerer seinem großen Jungen gebettelt hatt'."

Der Bürgermeister hatte sich in sein eigenes Zimmer begeben, das ganz für sich am Ende der Diele lag. Dort brannte eine Lampe auf dem Schreibtisch zwischen den Fenstern; aber der größte Teil des Zimmers lag im Halbdunkeln. Es war ein großer, länglicher, solide ausgestatteter Raum, der die Verbindung zwischen der Familienwohnung und den Bureaulokalitäten bildete.

Er ging auf dem weichen Teppich, der den Laut seiner

Schritte dämpfte, im Zimmer auf und nieder. Sein Schatten glitt hin und her über die Bücherborte und den hohen weißen Kachelofen an der inneren Längswand.

Anne Marie hatte also die Schwester zu ihrer Vertrauten gemacht und sich über ihn beklagt. Natürlich; das hätte er voraussehen können. So wenig verstand sie sich selbst noch immer. Und was hatte sie denn erzählt? Und wieviel hatte sie verschwiegen?

Eine alte Uhr in der Ecke schlug sieben. Er blieb vor dem Schreibtisch stehen, wo Verhörsakten, notarielle Eingaben, Nachlaßberechnungen und unbeantwortete amtliche Schreiben sich in letzter Zeit derartig aufgehäuft hatten, daß er sich darüber schämte.

Es gab fast nichts, das ihn mehr demütigte und peinigte, als dieses, daß er, der einstmals pünktlich bis zur Kleinlichkeit gewesen war, nachlässig, ja unzuverlässig geworden war. Er konnte sich fast nicht mehr zu seiner Arbeit sammeln. Sobald er allein war, gingen die Gedanken ihre eigenen Wege. Er hatte sogar die Beschämung erlitten, daß zwei von seinen Urteilen aus dem letzten Jahr von den übergeordneten Gerichten verworfen waren.

Über die Stadt hin schallte der schläfrige Stundenschlag der Kirchenuhr.

Er blieb in Gedanken stehen, die Hand auf der Stuhllehne, den Blick auf die Lampenkuppel gerichtet. Er erinnerte sich eines Abends vor zwei und einem halben Jahr, als Anne Marie hier an seinem Tisch gesessen und ihm geholfen hatte, das Urteil in dem großen Brandstiftungsprozeß zu schreiben. Er selbst war im Zimmer auf- und niedergegangen und hatte diktiert.

Es war ungefähr zwei Jahre, nachdem sie hier in die Stadt gekommen waren. Er erinnerte sich, daß Anne Marie noch Trauer nach des kleinen Kay Tode getragen hatte.

Die große Hoffnung, mit der er hierher gekommen war, schien damals noch in Erfüllung gehen zu sollen. Und die Krankheit und der Tod des Knaben hatten ja auch dazu beigetragen, sie wieder zusammenzuführen. Die gemeinsame Sorge, der gemeinsame Kummer, die gemeinsame Hoffnung auf ein Wiedersehen hatten sie eine Zeitlang sehr innig miteinander verknüpft, und das Bewußtsein, wie teuer erkauft die Versöhnung diesmal gewesen war, umgab die Wiedervereinigung für sie beide mit einem Gepräge der Heiligkeit.

Im Grunde hatte er sich wohl niemals glücklicher gefühlt als diese ersten Jahre in der kleinen, toten Stadt, in der er sich außerhalb seines eigenen Heims wie in einem fremden Lande befand, dessen Sprache er nur so eben verstand. Anne Marie hatte gleichsam eine Läuterungsprobe durchgemacht. Die Trauer hatte ihr einen so schönen Ausdruck verliehen. Sie sagte es auch selbst, daß sie erst jetzt, wo sie den Ernst des Lebens kennen gelernt hatte, seinen Wert erst so recht verstehe. Auch trug die Trauerkleidung noch dazu bei, ihrer dunkelblonden Erscheinung einen neuen und feinen Liebreiz zu verleihen.

Sie waren damals immer zusammen, gingen täglich zusammen nach dem Friedhof hinaus, hielten sich aller Geselligkeit fern und lebten ganz füreinander. Ihren Haushalt hatte Anne Marie ja immer musterhaft geführt. In diesen Jahren ging sie völlig auf in ihren Pflichten als Gattin und Mutter.

Des Abends, wenn Ingrid zu Bett gebracht war, pflegte sie sich mit ihrer Handarbeit hierher zu ihm zu setzen, weil die Einsamkeit im Wohnzimmer sie bedrückte. Ihre Anwesenheit störte ihn auch nicht; im Gegenteil, es erhöhte ihm nur die Gemütlichkeit, wenn sie dort auf dem Sofa saß, und er arbeitete nie leichter, als wenn er das Geräusch des einförmigen Prickelns ihrer Nadel hörte; oder wenn sie im Zimmer

kramte, um seine Bücher zu ordnen oder nach dem Ofen zu sehen.

Einmal, als er seine rechte Hand beschädigt hatte, erbot sie sich sofort, sein Sekretär zu sein. In jenen Tagen vernachlässigte sie sogar ihren Haushalt, um sich ihm ganz widmen zu können. Er hatte gerade das Material zu dem weitläufigen Brandstiftungsprozeß gesammelt und war voll Ungeduld, die Sache zu erledigen und das Urteil zu schreiben. Sie mußten schließlich die Nacht mit zur Hilfe nehmen, um fertig zu werden, und in seinem Eifer dachte er nicht daran, daß er Anne Marie überanstrengen könne. Sie selbst sagte nichts; aber plötzlich fiel ihr die Feder aus der Hand und sie wurde ohnmächtig. Hinterher war sie ganz untröstlich, barg sich beschämt an seiner Brust und stammelte Entschuldigungen.

Er war auch während alles dessen so vertrauensvoll geworden, daß er nicht einmal mehr an die Möglichkeit eines Betruges glaubte. Am allerwenigsten dachte er an eine Gefahr in dem Verhältnis zu Doktor Bjerring. Anne Marie hatte oft von ihrem Unbehagen in bezug auf seine Person gesprochen und war seinerzeit trotz seiner anerkannten Tüchtigkeit unzufrieden damit gewesen, ihn als Hausarzt zu bekommen. Erst an jenem Tage, als er bei seiner Heimkehr aus dem Gericht den Doktor dort auf einer Visite vorfand und sah, daß ganz gegen die Gewohnheit Konfekt und Wein aufgetragen war, fing er an, Unrat zu ahnen.

Es hatte dann auch nicht lange gewährt, bis er Anne Mariens Interesse an dem kleinen, verwachsenen Mann und seinem Schicksal konstatierte. Er bemerkte, wie oft sie nicht von ihm, sondern von seinen Patienten sprach, von Leuten, die er mit Erfolg kuriert hatte und von dem, was man in der Stadt Gutes und Böses über ihn zu erzählen wußte. Er machte ein paarmal die Beobachtung, daß sie in Sinnen verfiel, wenn

sie seinen Namen hörte; und wenn sich draußen auf der Straße ein Wagen näherte, konnte er, hinter seiner Zeitung verborgen, in dem gespannten Gesichtsausdruck, mit dem sie sich dem Fenster zuwandte, lesen, daß sie daran dachte, ob er es wohl sei, der in seinem Doktorwagen vorübergefahren kam.

In Anlaß der Erkrankung des kleinen Kay war Doktor Bjerring zum erstenmal in ihr Haus gekommen. Er kam zu jener Zeit täglich, traf Anne Marie häufig allein, und hier — über dem Totenbett des Kindes — war der Keim zu diesem neuen Verrat gelegt worden.

Wahrscheinlich war sie sich aber doch erst später ihrer Gefühle bewußt geworden. Aber als das Trauerjahr um war, und sie wieder anfingen, an der Geselligkeit des Städtchens teilzunehmen, war es jedenfalls nicht schwer für ihn gewesen, zu verfolgen, wie sich das Verhältnis ganz in Übereinstimmung mit den früheren entwickelte, wie sie seinen fadesten Schmeicheleien gegenüber widerstandslos wurde, von seinem törichten Gerede entzückt war und sich in der Phantasie ihren Schwärmereien immer zügelloser hingab. Gleichzeitig verbarg sie sich vor ihm und vor sich selbst wieder in einem Wust von kleinen Verschleierungen und Wahrheitsentstellungen, bis sie schließlich wirklich keinen Unterschied von Recht oder Unrecht mehr wußte.

Wie schon so oft, war er auch diesmal mit dem Gedanken umgegangen, sich von ihr scheiden zu lassen, aber er gab es auf, nicht des Skandals halber — was die Leute von ihm dachten, war ihm jetzt ziemlich gleichgültig — aber aus Rücksicht auf Ingrid, die er ihr nach dem Gesetz nicht würde nehmen können, und die in ihren Händen dem Untergang geweiht sein würde. Was würde ihm eine Scheidung außerdem auch wohl nützen? Sein Leben war doch rettungslos

zerstört. Zukunft wie Vergangenheit waren ihm vergiftet. Jede gute Erinnerung war besudelt. Selbst vor der Erinnerung an seine Mutter mußte er sich schämen. Nur eins konnte die Schuld sühnen und den Schmerz mildern, ja vielleicht schließlich Vergessen bringen — der Tod.

Der Bürgermeister hatte sich endlich auf seinen Schreibtischstuhl gesetzt und die Abendpost zur Hand genommen, die ein Bote zur Bureautür hereingesteckt hatte. Zwischen verschiedenen dienstlichen Schreiben in großen blauen und gelben Umschlägen griff er gleich nach einem kleinen Brief mit kindlicher Aufschrift. Er war von der Tochter. Sie schrieb:

„Lieber Vater!

Ich bedanke mich vielmals, daß ich Sonnabend nach Hause kommen darf, weil Tante Lise da ist. Nun wollte ich dich gern fragen, ob ich nicht schon Freitag kommen darf. Wir haben nur Rechnen, Geographie und Handarbeit, das macht nicht so viel aus. Fräulein Andersen hat es mir erlaubt, wenn du es nur auch willst. Grüße die süße Mutti tausend Mal. Ich freue mich schrecklich.

Deine liebe

Ingrid."

Der Bürgermeister atmete mißbilligend durch die Nase. Er bereute, daß er ihr überhaupt erlaubt hatte, nach Hause zu kommen. Die Bekanntschaft mit dieser Tante war offenbar ganz überflüssig. Von einer weiteren Pflichtversäumnis konnte auf keinen Fall die Rede sein.

Er hatte eben den Briefbogen hingelegt, um ihr sofort zu antworten, als Mamsell Mogensen hereingestürzt kam, lei-



chenblaß im Gesicht. Die alte Anstandsperson war so erschüttert, daß sie sogar vergessen hatte, anzuklopfen.

Sie bat ihn augenblicklich zu kommen. Die Frau Bürgermeister sei plötzlich sehr krank geworden. Sie läge wohl im Sterben.

Der Bürgermeister erschrak im ersten Augenblick selbst ernsthaft. Aber auf dem Wege zum Schlafzimmer fiel ihm ein, daß Anne Marie sie vor einiger Zeit des Abends alle auf ähnliche Weise erschreckt hatte, und zwar ohne anderen nachweisbaren Grund, als daß man den Doktor holen lassen sollte. Sie hatte wohl gewußt, daß Dr. Bjerring mit einer gewissen Frau Grabe, die bei Zollverwalters zu Besuch war und für die er sich, nach dem, was die Leute erzählten, lebhaft interessieren sollte, in einer Gesellschaft zusammen war. Diese Dame war, so viel er wußte, noch hier in der Stadt und nahm wahrscheinlich zu dieser Stunde ebenso wie Dr. Bjerring teil an dem Fest bei Jörgen Ovesen; und er vermutete, daß der Gedanke hieran Anne Marie wieder beunruhigt hatte.

Als er aber ins Schlafzimmer kam, sah er sogleich, daß hier wirkliche Not herrschte.

Anne Marie lag mit offenen, blinden Augen da und röchelte — erstarrt in einem Erstickungskrampf. Die Schwester stand über sie gebeugt und hielt ihre zitternden Arme. Das ganze Bett bebte.

„Ist zum Doktor geschickt?" fragte er Mamsell Mogensen, die ganz verwirrt mit gefalteten Händen mitten im Zimmer stand.

„Ja, Jens Kristian ist hingelaufen."

„Mamsell! Geben Sie mir das Eau de Cologne-Flakon da!" kommandierte die Majorin. „Und einen Löffel!"

Sie ließ die Schwester mit der einen Hand los und badete ihre Schläfen und löste den Halsbund des Nachtkleides. Ein

leiser, heiserer Schrei drang durch die zusammengeschnürte Kehle, und es erfolgte ein Erbrechen.

Bald darauf war der Anfall überstanden.

Schlaff und schweißbedeckt, mit geschlossenen Augen, sank Anne Marie ins Bett zurück. Es gingen noch einige Zuckungen durch ihren Körper, und sie atmete beschwerlich. Als sie die Stimme ihres Mannes hörte, machte sie einen Versuch, ihm die Hand hinzustrecken, aber sie vermochte es nicht; die Hand fiel tot auf die Bettdecke nieder, und gleich darauf versank sie in tiefen Schlummer.

Der Bürgermeister war so angegriffen, daß er sich an dem Fußende des Bettes festhalten mußte. Er ahnte, daß dies der Tod war.

„Wie ist es nur gekommen?" fragte er.

Die Majorin erzählte, Anne Marie habe während der letzten Stunde über heftige Kopfschmerzen und Beklemmungen in der Brust geklagt. Dann habe sie plötzlich einen Schüttelfrost bekommen und angefangen, sich zu erbrechen. Währenddes sei dann der Krampf eingetreten.

Der Bürgermeister wandte sich mit der Uhr in der Hand nach Mamsell Mogensen um.

„Ob Jens Kristian weiß, daß der Doktor bei Jörgen Ovesens ist?"

„Ja, Frau Bürgermeister sagte es selbst, als sie fühlte, daß sie krank wurde."

Danach fragte der Bürgermeister nicht weiter, und es vergingen wohl zehn Minuten, ohne daß überhaupt gesprochen wurde. Von der sonst so stillen Straße her drangen viele Fußtritte herauf. Es waren Leute, hie hinaus wollten, um die Illumination an dem anderen Ende der Stadt zu sehen.

Da fing Anne Marie von neuem an zu stöhnen. Die Augenlider hoben sich. Ein neuer Anfall war im Ausbruch.

„Kommt denn der Doktor noch nicht bald?" rief die Majorin verzweifelt aus.

Der Bürgermeister zog mit zitternder Hand noch einmal die Uhr hervor.

„Ich begreife es auch nicht. Ich meine, er müßte schon hier sein können."

„Vielleicht ist der Knecht doch fehlgegangen. Lassen Sie doch das Mädchen hinlaufen."

Der Bürgermeister sagte, er wollte lieber selbst zu einem alten, pensionierten Kreisarzt gehen, der im Hause nebenan wohne, und ihn bitten zu kommen. Falls er zu Hause sei, könne er im Laufe von wenigen Minuten hier sein.

Er hatte jedoch kaum das Wohnzimmer verlassen, als es schellte. Er ging deswegen in sein eigenes Zimmer, um dort zu warten, bis das Mädchen geöffnet hatte.

Er hörte, wie Doktor Bjerring seinen Überrock ablegte und durch das Eßzimmer hinein ging.

Es verstrichen abermals zehn Minuten. Er war ein paarmal an der Tür, konnte sich aber nicht überwinden, nach dem Krankenzimmer zurückzukehren, so lange dieser Mann da drinnen war und die Untersuchung währte. Er war außerdem auch körperlich so angegriffen, daß er sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Jeden Augenblick setzte der Herzschlag aus, und er mußte zu seinen Naphthatropfen greifen, um sich aufrecht zu halten.

Da vernahm er Fußtritte und es wurde an die Tür, die nach der Diele zuführte, gepocht.

„Herein!"

Es war Mamsell Mogensen.

„Der Herr Doktor möchte gern ein Wort mit dem Herrn Bürgermeister reden."

„Bitte schön!"

Doktor Bjerring war in Gesellschaftskleidung und hatte in der Eile vergessen, eine Blume aus dem Knopfloch zu entfernen. Er sagte nichts weiter als: „Ja" — und machte mit tiefem Bedauern eine Bewegung mit beiden Händen.

„Sie glauben nicht, daß noch Hoffnung ist?" fragte der Bürgermeister.

„Leider nein, ich glaube es nicht."

„Aber doch ... vielleicht?"

„Nein, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, Herr Bürgermeister, daß Ihre Frau Gemahlin kaum noch einige Stunden leben wird. Aber ich habe Sie ja darauf vorbereitet und Ihnen wiederholt gesagt, daß Sie die Krankheit Ihrer Frau Gemahlin wohl reichlich zuversichtlich beurteilten."

„Ich weiß es. Sie haben sich keine Vorwürfe zu machen. Ich verstehe nur nicht ... so plötzlich, wie es gekommen ist."

„Es ist eine Blutvergiftung, die ich lange gefürchtet habe, und die nun eingetreten ist. Sie kann in unglaublich kurzer Zeit tödlich wirken. Und die Frau Bürgermeister war ja außerdem schon von vornherein sehr entkräftet."

„Und Sie meinen nicht, daß irgendetwas geschehen kann — nur zur Linderung?"

„Frau Bürgermeister hat ein beruhigendes Pulver erhalten, und im übrigen habe ich angeordnet, daß ein warmes Bad bereit gehalten wird für den Fall, daß sich der Krampf wiederholen sollte, was ich übrigens nicht glaube. Etwas anderes ist leider nicht zu machen."

Der Bürgermeister stellte keine weiteren Fragen. Er konnte merken, daß der Doktor voller Ungeduld war, zum Fest zurückzukehren, und für den Augenblick mit seinen Gedanken mehr bei der schönen Frau Grabe als bei seiner Patientin weilte. Und ein tiefes Mitleid mit Anne Marie erfüllte ihn, die um dieses Menschen willen das Glück ihrer

Häuslichkeit und den eigenen Frieden geopfert hatte und nun einsam starb wie jemand, dessen Leben zum Fluch geworden war.

„Ich will Sie nicht länger aufhalten", sagte er höflich. „Sie sind ja in Gesellschaft."

„Ach, das macht nichts. Falls meine Anwesenheit nur irgendwelchen Zweck haben könnte, so —"

„Nein, nein. Nach dem, was Sie mir jetzt gesagt haben, verstehe ich, daß dies nicht der Fall ist."

„Ich werde doch heute abend noch einmal einsehen. Ich denke gegen elf Uhr."

„Ja, da Sie doch hier vorüber müssen, so ... Ich meine, auf dem Heimwege von dem Fest."

„Ja, freilich."

— — Als der Doktor gegangen war, kehrte der Bürgermeister in das Krankenzimmer zurück. Schon in der Wohnstube drang ihm ein scharfer Moschusgeruch entgegen.

Anne Marie lag im Halbschlummer, erwachte aber, sobald sie seine Nähe ahnte. Sie schlug die Augen auf und starrte ihn mit wilder Angst in dem starren Blick an. Sie konnte schon nicht mehr sprechen. Auch das Gehör war fast verschwunden. Das letzte Wort, das sie gesagt hatte, war während des Besuchs des Doktors der Schwester mit Aufbietung aller Kraft ins Ohr geflüstert. Das Wort lautete: „Ingrid."

Die Majorin erhob sich sofort, um ihn mit Anne Marie allein zu lassen. Auf eine eigene scheue Weise ging sie in einem Bogen um ihn herum, der Tür zu.

Sie begab sich in ihr eigenes Zimmer, das neben der Eßstube lag. Der Mond schien auf den Fußboden da drinnen, und sie zündete kein Licht an. Sie war in so heftiger Erre-

gung, daß es ihr nicht möglich war, sich ruhig zu verhalten. Bald setzte sie sich auf das Sofa, bald ging sie im Zimmer auf und nieder, und schließlich warf sie sich ganz unbeherrscht über eine Stuhllehne und preßte das Taschentuch gegen ihren Mund, damit niemand ihr Schluchzen hören sollte.

„Mörder! Mörder!" schrie es unablässig in ihr.

Sie entsann sich nicht mehr, wann der Verdacht zum erstenmal in ihr aufgetaucht war! aber als sie bei Tische das leere, leichenartige Lächeln sah, mit dem der Schwager ihre Bemerkung über die Krähwinkelmoral beantwortet hatte, wußte sie, daß er absichtlich Anne Mariens Leben zerstört hatte, um sich für eingebildete Kränkungen zu rächen. Mit Wissen und Willen hatte er sie getötet. Mit der hinterlistigen Grausamkeit eines Wahnsinnigen hatte er Tag für Tag seine Rachsucht gesättigt, indem er sie unter seiner Kälte und Verachtung leiden und sich quälen sah. Und er hatte gewußt, daß es der Tod für sie werden würde. Es war ein Schleichmord, der hier begangen war. Er hatte gewußt, daß Anne Marie nicht ohne Liebe leben konnte.

Sie erhob sich und zündete endlich Licht an. Sie wollte fort von hier. Und zwar noch diese Nacht. Sie hatte nicht den Mut, unter demselben Dach mit diesem Menschen zu sein, nachdem Anne Marie ihre Augen geschlossen hatte. Um sich nicht zu einer blutigen Vergeltung hinreißen zu lassen, wollte sie fort, sobald der Tod eingetreten war. Mit dem ersten Zug wollte sie nach der Stadt fahren, wo Ingrid in Pension war, um dem armen Kinde den letzten Gruß der Mutter zu bringen.

Der Bürgermeister saß auf dem Stuhl neben dem Bett; er hatte nicht gesprochen, und Anne Marie würde auch nicht mehr imstande gewesen sein, etwas durch das Gehör aufzufassen. Nur vom Gesicht war ihr noch etwas geblieben. Das

war unablässig auf ihn gerichtet; aber die Augen hatten keinen Ausdruck mehr, der Blick konnte nicht mehr für sie flehen, und der bleischwere Finger des Todes drückte beständig die Lider wieder zu.

Ihre Hand — ihre früher stets so unruhige kleine Hand — lag jetzt leblos auf der Bettdecke. Die Linke, die ihm zunächst ausgestreckt war, hatte sie aufwärts gewandt; sie lag da wie eine stumme Bitte um Barmherzigkeit.

Aber der Bürgermeister war gar nicht aufmerksam geworden auf dies stumme Lebenszeichen.

Dahingegen hatte er Doktor Bjerrings Rosen erblickt, die noch am Kopfende des Bettes auf dem Tisch standen. Ebenso fesselte die kleine silberne Schale mit Konfekt seinen Blick; er entsann sich, wie Anne Marie sie sich einmal angeschafft, als sie erfahren hatte, daß der Doktor Wert auf dergleichen Leckereien legte, die deswegen seither niemals im Hause fehlten.

Stunden gingen dahin. Bei ihrem schwindenden Lebenslicht spähte Anne Marie noch immer vergebens nach einem kleinen Schimmer ehemaliger Liebe oder auch bloß nach Verzeihung in seinem Gesicht. Zuletzt hatte er freilich ihre Hand genommen, und wie er so unbeweglich vornübergebeugt und fahl da saß, glich er fast selbst einem Sterbenden.

Draußen auf der Straße war es wieder lebendig geworden; die Leute kehrten von der Illumination zurück. Sie sprachen begeistert von Leuchtkugeln und Raketen und bunten Lampen.

Anne Maries Atem war fast unhörbar geworden. Die Augenlider hoben sich nicht mehr. Der Mund stand ein wenig offen.

Als die Majorin und der Doktor um Mitternacht ins Zimmer kamen, war sie tot.

Das große Gespenst



Man hat sich an einem schönen Sommerabend auf einem Spaziergang oben auf einem Hügelabhang zur Ruhe niedergelassen und hört von hier aus eine Kirche in der Ferne die Vesperglocke läuten. Die Stille in der Natur, die heimkehrenden Viehherden, die goldene Fata Morgana des Himmels und dieses eben hörbare Glockengeläut, das hin und wieder einmal ganz wegbleibt, ruft eine eigenartige Schwermut, ein schwärmerisches Einsamkeitsgefühl wach, in dem sich eine unbestimmte Empfindung von Schuld regt. Es will einem schließlich scheinen, als habe man sich wirklich etwas Ernsthaftes vorzuwerfen. Man fängt allen Ernstes an, sein Gewissen zu erforschen, irgendeiner verborgenen oder vergessenen oder übersehenen Schuld nachzuspüren. Alle kleinen Übertretungen des Tages, jedes unbedachte Wort, das einem entschlüpft ist, jedes kleine Versäumnis oder Unrecht schwillt hier in der Dämmerungs-Einsamkeit phantastisch an und macht das Herz beklommen und unruhig. Aber dann wird die Aufmerksamkeit durch eine Schwalbe abgelenkt, die vorüberfliegt. Die Gedanken kommen zur Ruhe, und man sitzt eine Weile da und ergötzt sich an den kühnen Achten, die der kleine Vogel während seines nervösen Fluges in der Luft beschreibt. Aber sobald er außer Sicht ist, versinkt man unwillkürlich wieder in die gedrückte Stimmung, und allerlei unheimliche Schuldempfindungen steigen aus der Tiefe der Seele auf.

Bis sich wieder etwas zeigt, was die Sinne weckt und das Nachdenken aus dem Alpdruck der Stimmung befreit. Diesmal ist es ein kleiner Hirtenbube, der irgendwo in der Nähe mit Zurufen eine Herde Kühe über die Felder hintreibt. Und

abermals sitzt man da und lächelt vor sich hin — mit einem schwermütigen, einem bitteren Lächeln. Eine Unruhe, ein düsteres Ohnmachtsgefühl ist im Gemüt zurückgeblieben. Man ertappt sich dabei, daß man mit Neid den kleinen barfüßigen Jungen verfolgt, der da so sorglos einhergeht und mit seiner Peitsche knallt — und doch ist man vielleicht selber noch vor kaum einer halben Stunde, eine Melodie vor sich hinsummend, munter des Weges gegangen und hat die Blumen am Grabenrande mit dem Stock abgemäht.

Und die Sonnenröte da draußen erblaßt, und die Nacht kommt herangeschlichen. Einer nach dem andern tauchen die Sterne auf gleich himmlischen Spähern. Grau und öde liegt die Erde und dampft schwach in der Abendkälte. Man selber beginnt zu frieren, kann sich aber doch nicht überwinden, aufzustehen und nach Hause zu gehen. Man ist in der Gewalt seiner Stimmung. Man steht unter dem Bann der Ohnmacht. Der Abendstern, der an dem grünbleichen Himmel zittert, scheint so vertraulich da oben von der Ewigkeit her zu winken. „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid!" scheint er zu trösten. „Hier oben ist Ruhe und Friede!"

Während die Dunkelheit steigt, sitzt man widerstandslos da mit einem Gefühl unheilbarer Melancholie und läßt sich von dem Tode beschwatzen.

Wer weiß? Vielleicht geht man wirklich nach Hause und erhängt sich.

— — Es liegt hier unter dem bleichen Himmel des Nordens ein Basilisk und lauert auf die schwachen Augenblicke unseres Nachdenkens. Just wenn wir in unseren glücklichsten Träumen sitzen, schleicht sich das Ungeheuer über uns und lähmt uns mit seinem giftigen Stachel. Zuerst spüren wir vielleicht nur ein kleines kaltes Erschauern in der Seele, eine

augenblickliche Schwere in den Gedanken. Aber bald legt sich die Finsternis um uns, und ehe wir es wissen, werden wir in den Schattenarmen des Todes gewiegt.

In einer einsam gelegenen Häuslerstelle draußen an der Grenze des Kirchspiels wohnten der alte Sören Kousted und sein Weib.

Sören war ein gottesfürchtiger Mann, eine stille, nach innen gekehrte Natur; unter Fremden konnte er einen etwas verzagten Eindruck machen, dafür behauptete er aber zu Hause seine hausväterliche Autorität mit alttestamentarischer Strenge. Mariane, seine Frau, war eine einfältige Seele, unterdrückt und abgestumpft durch ein Leben in Sklaverei. Beide waren sie Geschöpfe von Zwergart, zusammengesunken und mit großen Gesichtern, in denen von dem ein wenig leeren Frieden zu lesen stand, der über so alte Menschen kommt, wenn der Kampf ums Dasein ausgestritten ist, und das Leben ihnen keine Schwierigkeiten mehr zu überwinden bietet.

An einem Sonnabend abend im September war Sören, seiner Gewohnheit gemäß, früh zur Ruhe gegangen. Er hatte schon ein paar Stunden auf dem inneren Platz in dem breiten Bett gelegen und, das Gesicht der Wand zugekehrt, geschlafen, als die Uhr zehn wurde, und die Bornholmer Uhr in der Ecke mit einem rostigenSchnarren zum Schlagen ansetzte, wie ein alter Mensch, der sich räuspern muß, ehe er sprechen kann. Mariane ging zu dieser Zeit noch, halbentkleidet, umher und pusselte in der Stube und der anstoßenden kleinen Küche mit einem Lichtstumpf in einem Profit herum. Sie hatte ihn gerade auf den Eßtisch zwischen den

Fenstern hingestellt und war damit beschäftigt, ihren großen, fast kahlen Hinterkopf mit einem Tuch zu umwickeln, dessen Enden sie mit ein paar Nadeln über dem Scheitel befestigte.

Dies nächtliche Pusseln war eine alte Gewohnheit von ihr, aus der Zeit, als die Kinder noch zu Hause waren und sie gewöhnlich die halbe Nacht aufsitzen mußte, um ihre Kleider auszubessern. Da war damals so viel, was geflickt und gestopft werden mußte, und Sören duldete keine Nachlässigkeit. Jetzt waren alle Kinder fort, waren ihrer Wege in die Welt hinausgezogen. Nur die jüngste Tochter, Grete, war im Kirchspiel geblieben und diente auf dem Pfarrhof. Von den andern war der eine Korporal in Randers, die zweite Meierin in Herning, der dritte arbeitete als Zimmergesell in Viborg, und auf allen diesen fremden und fernen Stätten bewegte sich die alte Frau in ihrer einfältigen Phantasie, wenn sie so umherging und in der Einsamkeit pusselte.

Endlich hatte sie sich für die Nacht zurecht gemacht, netzte ein paar Fingerspitzen und löschte das Licht aus. Bei dem blauweißen Schein des Mondes, der zwei leuchtende Fenstervierecke auf den dunklen Lehmfußboden zeichnete, setzte sie sich auf den Bettrand, zog die Strumpfschäfte halb über die adergeschwollenen Beine nieder, band ein altes, wollenes Tuch um den Magen und kroch in das Bett hinauf. Unter vielem Stöhnen gelang es ihr, die steifen Glieder unter dem Federbett zurecht zu legen, dann faltete sie die runzeligen Hände über der Brust und betete ihr Abendgebet:

„Nun sag' ich dir Dank, lieber Gott, für Gesundheit und Wohlfahrt. Befrei' uns von Sünden und bewahr' uns vor Versuchungen, Amen! Regier' du mein Herz und befrei' meine Hände von dem Bösen. Um deines lieben Sohnes Jesu Christi willen. Amen! Dasselbe sag' ich für dich, Per;

für dich Sophie; für dich Hans Jörgen und für dich, kleine Grete. Gott im Himmel, nimm uns all' in deinen gnädigen Schutz."

Mitten während dieser halblaut gemurmelten Anrufung war ein dunkler Körper vom Fußende des Bettes an die Erde gesprungen. Es war die Katze, die oben auf dem Federbett gelegen und sich gewärmt hatte und nun das Bedürfnis empfand, sich zu strecken. Mit gekrümmtem Rücken und erhobenem Schwanz stand sie da unten in dem einen Lichtviereck und sprühte Funken aus ihren grünen Augen, wie eine dämonische Offenbarung. Schließlich fing sie an zu miauen.

Mariane beschwichtigte sie, — Sören hatte im Schlafe ein ungeduldiges Grunzen von sich gegeben. Aber die Katze hungerte nach Mäusen. Der Mondschein da draußen lockte und erregte den Bluthunger. Sie setzte sich neben die Tür und blieb dort sitzen, den Schwanz standhaft um die Pfoten gekringelt, und jammerte kläglich.

Da half kein Drohen. Mariane mußte aus dem Bett heraus und sie hinauslassen.

Während alles dessen war wieder eine Stunde vergangen. Die Bornholmer Uhr in der Ecke fing wieder an zu stöhnen wie ein alter Mann und hustete elf müde Schläge heraus. Draußen war es ganz still. Die Landstraße lag weit ab, und es rührte sich kein Wind.

Mariane hatte sich wieder unter dem Federbett zurechtgelegt, und jetzt, wo sie ärgerlich geworden war und ihre Gedanken sich mit der Katze beschäftigen konnten, fand sie bald Ruhe. Ihren eingebündelten Kopf sicher gegen den Rücken des Mannes gelehnt, als wenn er dort seinen natürlichen Ruheplatz hätte, schlief sie bald darauf ein zu ihren grauen und armseligen Träumen.

Zur selben Zeit ging ein junges Liebespaar engverschlungen den Feldweg an einem mit Buschwerk bestandenen Graben entlang: ein hübscher, gut gewachsener Bursche mit einem Rest von Haltung aus der Soldatenzeit her und ein redseliges kleines Mädchen, das auf eine eigene, tapfere Weise ihre Beine unnatürlich lang machte, um Schritt mit ihm halten zu können.

Es waren Grete, Sören Koustedts jüngstes Kind, das auf dem Pfarrhof diente, und ein Knecht dort aus dem Dorf — Niels Hald hieß er.

Grete hatte ihr Kopftuch abgenommen. Sie schwenkte es während des Gehens in der Hand und guckte ihrem Bräutigam verliebt in das Gesicht hinauf, wobei sie ununterbrochen schwatzte und lachte. Sie hatten sich ganz kürzlich verlobt, und aus gewissen Gründen mußten sie ihre Verbindung vorläufig noch geheim halten, und jetzt hatten sie sich drei Tage nicht gesehen, daher war da ja so viel zu erzählen und so viel aufgesparte Zärtlichkeit, die Luft haben mußte.

Zu beiden Seiten erstreckten sich große Stoppelfelder, über denen das weiße Mondlicht wie ein Reif lag. Auf dem Wege, wo sie gingen, herrschte dahingegen Schatten von den Dornbüschen am Grabenrande; hier konnten sie gehen, ohne gesehen zu werden, falls draußen auf der Landstraße jemand kommen sollte. Im Notfalle konnten sie sich auch in den Büschen verstecken. Und es galt, vorsichtig zu sein. Sie wußten, wie strenge die Pfarrersleute das nächtliche Schwärmen verurteilten.

Niels Hald war einer der schönsten Burschen im Kirchspiel, und Grete hatte ihn lange im geheimen geliebt. Sie war krank vor Kummer geworden, wenn sie von ihm hörte, daß

er bald mit dem einen, bald mit dem andern von den Mädchen, die sich nicht schämten, sich anzubieten, gut Freund geworden sei. Obwohl sie wußte, daß es eine Vermessenheit war, und sie selber auch nicht geglaubt hatte, daß es etwas nützen könne, hatte sie es in ihrer Herzensnot nicht lassen können, den lieben Gott zu bitten, daß er ihr seinen Sinn zuwenden möge. Als dann Niels vom Dienen nach Hause kam, war das Unglaubliche geschehen. Ganz von selber waren seine munteren Augen an den andern vorüber und zu ihr hin geglitten. Eines Tages, als sie sich vor der Tür des Kaufmanns begegneten, hatte er ihr seine Meinung gesagt.

Niels selbst erklärte die Sache so, daß er nun vernünftig geworden sei und nicht mehr nach dem Äußern gehe. Die schönsten Mädchen würden in der Regel die schlechtesten Frauen — sagte er ganz offenherzig; und Grete war gar nicht böse geworden. Sie hatte ihr Leben lang soviel über ihr fuchsrotes Haar und ihre Sommersprossen hören müssen, daß sie nahe daran war, sich für ein reines Ungeheuer zu halten. Ihr einziger Vorzug, das wußte sie, war, daß sie ein ordentliches Mädchen war und ein Mensch, der arbeiten konnte.

Eine Schönheit war sie nun auch wirklich nicht, und ein wenig stiefmütterlich hatten die Natur und das Schicksal sie im ganzen behandelt. Sie hatte den einfältigen und demütigen Sinn ihrer Mutter geerbt und hatte bisher mehr von der Trübsal des Lebens als von seiner Freude kennen gelernt. Daher vermochte sie auch noch nicht, ihrem Glück und ihrer Dankbarkeit einen ganz natürlichen Ausdruck zu verleihen, sondern war leicht ein wenig ausgelassen und albern in ihrem Benehmen Niels gegenüber.

Daß sie ihre Verlobung nicht gleich veröffentlicht hatten,

war eine Folge ihres ausdrücklichen Wunsches. Sie war vorläufig viel zu glücklich, um an den Triumph des Neides zu denken, der ihrer unter den anderen Mädchen der Gegend harrte, auf der anderen Seite aber hatte sie der Gedanke beunruhigt, was ihre Eltern und namentlich, was die Pfarrersleute wohl dazu sagen würden. Niels erfreute sich ja nicht des besten Rufes von früher her. Sie hatte es deswegen für das Richtigste gehalten, daß er sich erst einige Male bei den Mittwochs-Zusammenkünften im Pfarrhause blicken lassen solle, damit man sehen könne, daß es ihm ernst sei mit seiner Besserung. Übrigens hatten sie gerade heute abend beschlossen, daß sie jetzt Ringe kaufen wollten.

Plötzlich zuckte sie zusammen und blieb stehen. Es war ihr, als habe sie Schritte ganz in der Nähe gehört.

„Es kommt jemand", sagte sie und duckte sich.

Niels sah sich um.

„Da ist niemand."

„Herrjemine, was wurd' ich bange", sagte sie.

Sie gingen nun weiter, aber Grete war nachdenklich geworden.

„Es ist sonderbar ... denn ich hab' ganz deutlich ein Paar Holzschuhe gehört", sagte sie nach einem längeren Schweigen. Und ein wenig später, als Niels schon eine ganze Weile von anderen Dingen geredet hatte, fügte sie hinzu: „Hast du gehört, was die Leute sagen, daß Jesper spukt?"

„Wer sagt das?"

„Hans Madsens Trine. Sie soll ihn Sonnabend Nacht in seinem Leichenhemd quer über Per Dusen seine Koppel haben gehen sehen."

„Ach was, Unsinn! Du glaubst doch nich' so was?"

„Nein, nein — das weiß ich ja doch."

„Siehst du, das is man bloß, weil Jesper ein so unglück-

liches Ende genommen hat. Denn müssen die alten Weiber immer gleich Geschichten machen."

Der, von dem sie sprachen, war der Schmied des Dorfes, der kürzlich gestorben war, und über den sich vorher allerlei Gerede in der Gegend verbreitet hatte. Er war mit einer liederlichen und versoffenen Person verheiratet gewesen, und da er selbst ein ordentlicher und strebsamer Mann war, so hatten sie in beständigem Unfrieden gelebt. Dann war die Frau gestorben, und von dem Tage an war er schwermütig geworden und hatte schließlich selbst zu trinken angefangen. Die Leute meinten, er habe Gewissensbisse gehabt, weil er seine Frau zuweilen reichlich hart angefahren und ihr wohl auch hin und wieder eine Ohrfeige verabreicht habe. Eines Morgens fanden sie dann die Schmiede geschlossen. Er hatte sich drüben im Holzschuppen erhängt.

Ein paar Stunden waren sie nun hier im Schatten am Grabenrande entlang auf und nieder gegangen. Wohl zum zwanzigsten Mal erreichten sie das Ende des Weges, dort wo er in die Landstraße mündete; aber jetzt blieb Grete stehen. Der Mond stand schon am westlichen Himmel, sie wagte nicht, länger draußen zu bleiben. Hier mußten sie sich trennen.

„Nu muß ich nach Hause, Niels", sagte sie verzagt.

„Hat es solche Hast?" fragte er.

„Ja, ich muß nu gehen."

„Na ja, — wenn es denn sein muß."

Aber es war schwer, von ihm zu lassen. Sie hatte beide Arme um seinen Hals geschlungen, und er preßte sie fest an sich.

„Ach, süßer Niels", sagte sie.

„Du sollst es bald gut bei mir haben."

Endlich gelang es ihnen denn, sich das letzte Gute Nacht

zu sagen. Niels blieb auf dem Wege stehen, während Grete über die Landstraße dahin eilte und weiter an dem Graben entlang, drüben auf der andern Seite, um auf einem Umwege ungesehen nach dem Pfarrhof zurückzugelangen. Ein einziges Mal wagte sie sich auf das Feld in das Mondlicht hinaus, um ihm mit ihrem Kopftuch zuzuwinken, und Niels schwenkte als Antwort seinen Holzschuh, den er gerade ausgezogen hatte, um etwas Erde herauszuschütteln.

Erst als sie ganz verschwunden war, kam er auf die Landstraße hinaus und ging nun nach Hause, nach dem Hof, wo er diente. Grete hörte seine festen Soldatenschritte sich auf dem harten Wege entfernen. Sie war stehen geblieben, um sie bis zuletzt verfolgen zu können, und das Herz im Leibe sang ihr vor Dankbarkeit und Freude.

Aber das Unglück war in dieser Nacht auf den Beinen. —

Der Pfarrhof lag in einer Talsenkung am linken Ende des Dorfes. Es war eine von diesen alten herrenhofartigen Amtswohnungen, die jetzt im Begriff sind zu verschwinden, ein Wirtschaftshof mit weitläufigen Stallungen und Scheunen, mit Schafhürden und Schweinekoben, mit Schuppen und Wagenremise, das Ganze umsäumt von einem Park von mehreren Tonnen Landes.

Es gehörte noch immer ein gutes Stück Ackerland zu der Pfarre, aber der jetzige Inhaber hatte die Wirtschaft an zwei von den Bauern im Dorfe verpachtet. Die großen Wirtschaftsgebäude standen entweder ganz leer oder wurden von den Pächtern als Speicher benutzt. Der Pfarrer und seine Frau waren ein altes Ehepaar, alle Kinder waren von Hause, so waren denn keine andern Dienstboten auf dem Hofe, als

Grete und ein alter Mann, der den Garten besorgte, Holz hackte und dergleichen mehr.

Gretes Kammer lag für sich hinter der Küche. Das Fenster wandte nach dem Küchengarten oder „Kohlgarten", wie er genannt wurde, und auf diesem Wege war sie in letzter Zeit häufig am Abend hinausgeschlichen, um ihren Bräutigam zu treffen. Sie hatte schwere Anfechtungen aus dem Grunde gehabt. Sie hielt große Stücke auf die Pfarrersleute, von denen sie nur Gutes erfahren hatte, und immer hatte sie sich auch selbst gelobt, daß es das letztemal sein sollte. Jetzt fürchtete sie obendrein, daß die Pfarrersfrau angefangen habe, Unrat zu ahnen. Neulich, als sie vergessen hatte, Salz an die Grütze zu tun, hatte ihre Herrin gesagt: „Ich glaube, du hast Heiratsgedanken, Grete." Die Worte hatten sie so erschreckt, daß ihr schwarz vor den Augen geworden war.

An diesem Abend war sie seit halb zehn Uhr von Hause fort gewesen. Zu der Zeit war sie, mit einem Licht in der Hand, in ihre Kammer gekommen, und da hatte sie Niels' leises, flötendes Gezwitscher da draußen vom Gartenzaun her gehört — das verabredete Signal, auf das sie ängstlich und doch mit einer saugenden Sehnsucht jeden Abend wartete.

Sie war gerade mit ihrer Abendarbeit fertig geworden und war auch drinnen im Zimmer gewesen und hatte Gute Nacht gesagt, — es war ihr daher ganz unmöglich, der Versuchung zu widerstehen. Zum Zeichen, daß sie ihn gehört hatte und kommen wolle, löschte sie schnell das Licht aus; und wenige Minuten später kroch sie durch das Fenster. Damit niemand sie zusammen sehen sollte, suchten sie jeder seinen Weg nach der Feldgrenze hinaus, wo sie ihr Stelldichein hatten, und hier vergaß sie allmählich ihre Anfechtungen, und zwar so gänzlich, daß sie von den Pfarrersleuten

und dem Pfarrhof schwatzen konnte, ohne daß deswegen auch nur eine Wolke ihren Glückshimmel verdunkelt hätte.

Aber jetzt, wo sie allein war, gewann das Gewissen wieder Macht über sie. Im selben Augenblick, als das letzte Geräusch von Niels' Schritten auf der Landstraße verhallte, wurden ihr die Beine so schwer. Sie ging langsam über einen Brachacker, der an den Pfarrgarten stieß und sich an dem Zaun entlang schlängelte an der Seite, die am entferntesten von dem Schlafzimmer der Pfarrersleute lag.

Als sie die langen, mondweißen Mauern zwischen den Bäumen hindurchschimmern sah, stand sie still, um zu lauschen. Aber da drinnen war alles ruhig, alle Lichter waren ausgelöscht. Man hörte keinen anderen Laut als ein leises Klappern der Schnur an der Flaggenstange auf dem Blumenrasen vor der Gartenstube.

Sobald sie wieder Luft schöpfen konnte, kroch sie über den Zaun. Ja, sie wurde so kühn, daß sie auf Socken ganz in den Garten hineinschlich an eine Stelle, wo ein Baum mit Sommeräpfeln stand. Lange stand sie und betrachtete die großen, gelben Früchte. Eigentlich durfte sie sie gar nicht anrühren. Trotzdem suchte sie den größten und reifsten aus, den sie erreichen konnte, und steckte ihn in ihre Tasche. Der war für Niels. Für sich selbst nahm sie einen von denen, die im Gras lagen. Sie merkte jetzt, daß sie hungrig geworden war, und sie fing gleich an zu essen.

Im Schutz der Mondschatten, die sich auf den Rasenflächen rundeten, ging sie langsam denselben Weg zurück, den sie gekommen war, schlich durch den Küchengarten und ging an ihr Fenster, das sie angelehnt hatte stehen lassen.

Ein Ruck durchfuhr sie. Sie war kurz davor, einen lauten Angstschrei auszustoßen. Das Fenster war geschlossen und der Haken von innen befestigt.

Die Angst befiel sie wie ein Krampf. Sie stand einen Augenblick ganz starr, die Ellenbogen gegen den Körper gepreßt, und starrte mit runden Augen vor sich hin. Und doch hatte sie längst vorausgesehen, daß es so kommen würde.

Sie war im Grunde gar nicht überrascht. Sie hatte sich nur nie so recht die Folgen einer Entdeckung klargemacht, weil sie in der letzten Zeit überhaupt eine Scheu gehabt hatte, alle ihre Gedanken ganz zu Ende zu denken.

Als sie nach Verlauf von ein paar Minuten wieder zu sich kam, ging sie mit schleichenden Schritten weiter — erst an dem geschlossenen Hoftor vorüber, und dann an dem Stallgebäude entlang. Ihr war eingefallen, daß ihre Herrschaft vielleicht obendrein noch aufsaß und auf ihre Heimkehr wartete. Und das traf zu. Von einer zwischen den Wirtschaftsgebäuden gelegenen Pforte aus, von der sie den Hofplatz übersehen konnte, sah sie, daß noch Licht im Wohnzimmer war.

Sie hatte sich in ihrer Angst an eine unsinnige Hoffnung angeklammert, vielleicht hatte der alte Jens Madsen — der Knecht — der ausgewesen war und bei der Heimkehr zufällig das offene Fenster sah, ihr nur einen Streich spielen wollen. Aber die zwei Fenster, die ihr mit einem blutroten Schein von den Gardinen entgegenleuchteten, gaben ihr Gewißheit. Der Pfarrer wie auch seine Frau gingen sonst regelmäßig Schlag zehn zu Bett. Und die Uhr mußte über zwölf sein.

In ihrer Verzweiflung floh sie auf das Feld hinaus und fing an, in einem Kreis rund herum zu gehen, bis sie laut stöhnte. Ach Gott! Was sollte sie tun? Was sollte sie nur einmal tun? — Zu Niels konnte sie nicht gehen und ihn um Rat fragen, da er die Kammer mit einem anderen Knecht teilte. Und nach Hause zu den Eltern wagte sie erst recht nicht zu kommen. Was würde der Vater sagen?

Sie sah ihn vor sich, so wie er sie empfangen hatte, als sie vor einem Jahr von der Pfarrersfrau gedungen war. Auf seine sonderbare Weise hatte er ihr die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt: „Gott hat dir eine große Wohltat erwiesen, Grete. Mache dich dessen nun auch verdient!“ Sie entsann sich, daß diese Worte sie ein wenig gekränkt hatten. Sie fand, sie hatte keine Ermahnung nötig gehabt. Aber sie hatte einen zu guten Glauben von sich selbst gehabt, und das strafte sich. Nun war das Unglück da.

Aber wie hatte sie sich auch nur so schändlich vergehen können. Sie begriff es gar nicht mehr. Die Pfarrersleute waren doch immer so über alle Maßen gut gegen sie gewesen. Noch neulich hatten sie ihr ohne jegliche Veranlassung eigengemachtes Zeug zu einem Kleid geschenkt. Nie hatte sie ein böses Wort von ihnen gehört. So zum Beispiel neulich, als sie das Unglück gehabt hatte, den Henkel von der Mundtasse des Pfarrers abzuschlagen. Die Pfarrerin war ja freilich sehr böse geworden und hatte gehörig gescholten, aber der Pfarrer selbst hatte auch nicht ein Wort gesagt, hatte sie nur so tief betrübt angesehen mit seinen herzensguten Augen. Konnte man sich wohl bessere Menschen denken? — Und so hatte sie ihnen nun alle ihre Wohltaten gelohnt!

Sie hatte sich in ihrer Verwirrung immer weiter vom Pfarrhof entfernt. Ohne es zu wissen, hielt sie noch immer den halb verzehrten Apfel in der Hand. Als sie ihn entdeckte warf sie ihn schluchzend von sich. Eine Diebin war sie auch!

Sie setzte sich schließlich auf einen Erdwall nieder und hielt sich die Schürze vor die Augen. Sie kam sich wie der schuldbeladenste Mensch in der Welt vor.

Was sollte sie nun machen? Nach dem Pfarrhof zurückkehren wollte sie nicht. Was konnte das auch nützen? Sie würden sie natürlich auf der Stelle fortjagen. Wie oft hatte

sie die Pfarrersfrau nicht sagen hören, wenn von einem Mädchen die Rede war, das des Nachts auslief, so eine Person würde sie auch nicht einen Augenblick in ihrem Hause dulden. Mit Schande würde sie aus ihrer Stellung weggejagt werden. Schon morgen würden die Leute herumgehen und über sie reden. Die Frauen im Dorfe würden es ordentlich hild haben, würden sich allerlei Gewerbe beieinander machen, um etwas zu erfahren. Oline und die lange Jörgine und die andern Mädchen, die sie um ihren Dienst beneidet hatten, die konnten jetzt lachen. Sie konnte sie deutlich sehen, wie sie vor den Haustüren standen und die Köpfe zusammensteckten und so recht aus Herzensgrund lachten.

Aber das alles konnte noch angehen. Weit schlimmer war es mit ihren Eltern und Geschwistern. Wenn sie an die dachte, ward ihr Inneres zu einer einzigen Wunde. Sie war namentlich bange vor dem Vater, der so ehrliebend war, und der so stolz auf seine Kinder gewesen war, um des Erfolges willen, den sie alle gehabt hatten. Nun war es aus mit dem Staat!

Und am allerschlimmsten war es fast, daß morgen gerade Sonntag sein mußte. Wenn der Pfarrer aus der Filialkirche heimkehrte, pflegte er ihr immer einen Gruß von den Eltern zu bringen, die dort den Gottesdienst besuchten. Wie würde dieser Gruß diesmal lauten? ... Sie konnte sich deutlich vorstellen, was an diesem Vormittag geschehen würde, wenn der letzte Gesang gesungen war und der Pfarrer sich — seiner Gewohnheit gemäß — draußen in der Vorhalle aufstellte, um allen Kirchenbesuchern die Hand zu reichen, wenn sie fortgingen. Zu allerletzt würden auch ihre Eltern kommen, der Vater mit dem großen Gesangbuch unterm Arm und hinter ihm die Mutter in ihrem grünen eigengemachten Kleide und dem Fransenschal. Und der Pfarrer sieht sie betrübt an und sagt: „Lieben Freunde! Es tut mir

herzlich leid, euch sagen zu müssen, daß eure Tochter des Vertrauens nicht würdig gewesen ist, das wir ihr erzeigt haben. Wir können sie daher nicht länger in unserm Haus behalten." — Auch die Gesichter der Eltern sieht sie deutlich. Der Vater hat seine dicken Brauen in die Höhe gezogen; um seinen Mund bebt es, und er sagt nicht ein einziges Wort. Und hinter ihm steht die Mutter gesenkten Hauptes, niedergedrückt von Kummer und Scham. — —

Sie sprang auf und ging laut weinend noch weiter fort. Aufs Geratewohl lief sie über die Felder hin. Sie wünschte, daß sie tot wäre. Nie wieder konnte sie eine glückliche Stunde haben. Und was würde Niels sagen? Auch über ihn würde es hergehen. Und dann würde er sie vielleicht verstoßen, und er war ja in seinem guten Recht dazu. Denn sie hatte ja noch weit gräßlichere Sünden auf ihrem Gewissen. — —

Sie war plötzlich wieder stehen geblieben, von einer noch schrecklicheren Angst gepackt. Es war ihr eingefallen, wie sie Niels heimlich an sich gelockt hatte, indem sie zu Gott um seine Liebe flehte. Aber war es nicht so, daß, wer sich mit einer vermessenen Bitte an Gott wandte, sich dem Teufel verschrieb? Ja! Sie wußte, daß sie einmal davon gehört oder gelesen hatte.

Und nun war die Strafe gekommen! Nun bekam der Teufel seinen Lohn!

Mehrere Stunden trieb sich das arme Mädchen auf den Feldern umher und wagte nicht heimzukehren. Zweimal war sie sogar in der Nähe des Pfarrhofes, um zu sehen, ob noch Licht im Wohnzimmer war. Das erste Mal floh sie sofort beim Anblick der beiden roterleuchteten Fenster, und zwar, obwohl es ihr in Wirklichkeit ein kleiner Trost und eine Beruhigung war zu wissen, daß man sie noch erwartete. Das zweite Mal — eine Stunde später — war es überall dunkel

und da war es ihr, als sei sie damit für immer aus der Gemeinschaft der Menschen ausgeschlossen. Diese lange Reihe dunkler Fenster, dieser große, schweigende, mondweiße Hofplatz wirkte auf sie wie ein Gottesurteil.

Sie stand einen Augenblick da und starrte um sich. Ohne es selbst zu wissen, nahm sie Abschied von dem allen. Dann ging sie still von dannen.

Sie ging weiter und weiter, bis sie vor Ermattung auf einem umgekippten Pflug irgendwo draußen auf einem entlegenen Felde niedersank. Der Mond war im Begriff unterzugehen. Blutrot und aufgedunsen hing er über dem dampfenden öden Moor draußen im Westen. Die Finsternis würde bald kommen. Der Himmel war schon voll von Sternen.

Müde und schwerfällig, halb träumend saß sie da, den Kopf zwischen den Händen, und starrte auf das flache Land hinaus. Da draußen im Nebel wohnten ihre Eltern.

Sie konnte gerade den dunklen Dachfirst von dem Heim ihrer Kindheit über dem Dampf entdecken. Auch die alte Pappelweide konnte sie sehen, und sie mußte daran denken, daß dahinter das Loch mit dem schwarzen Moorwasser lag, vor dem sie als Kind so bange gewesen war. Erst jetzt verstand sie diese sonderbare Angst. Sie war eine Vorahnung davon gewesen, wie es ihr ergehn würde.

Ganz still saß sie da und beschloß zu sterben. Was blieb ihr auch wohl weiter übrig? Von Gott und Menschen verstoßen, konnte sie nicht leben. — Aber auch um der Eltern und der Geschwister willen würde es am besten sein, wenn sie sich aus der Welt schaffte. Dann würden die Leute nicht häßlich gegen sie sein und sich nicht über die Schande freuen, die ihnen widerfahren war, sondern sie würden ihnen Teilnahme erweisen und tröstende Worte sagen. Und Niels, der würde sie wohl bald vergessen. Er hatte einen so leichten

Sinn, und da waren ja mehr als genug, die ihn haben wollten. Welches Glück würde ihnen auch wohl beschieden sein? Es hätte ja nie etwas anderes als Unglück aus einer so sündigen Liebe kommen können.

Wenn sie nur nicht diese Angst vor dem Wasser gehabt hätte! Aber das Ganze würde ja nur Sache eines Augenblicks sein. Sie hatte gehört, man brauche nur langsam bis 35 zu zählen. Dann stieg das Blut einem vor die Augen, und dann war es vorbei. Denn es gab keine Hölle — das hatte der Pfarrer selbst gesagt. Es war nur ein ewiges Auslöschen für die Verdammten. Und gerade das war es, was sie sich jetzt einzig und allein wünschte.

Sie hatte die Augen nicht von dem dunkeln Dachfirst da draußen im Moornebel verwandt. Aber der Blick war halbwegs erloschen. Sie fühlte sich schon wie jemand, der dieser Welt nicht mehr angehört. Die Ewigkeit hatte für sie schon begonnen. Sogar rein körperlich hatte sie ein Gefühl, nicht mehr zu existieren.

Aber indem sie nun suchte, sich zum letzten Abschied von dem Heim und den Eltern zu sammeln, kam sie nach und nach wieder zu sich. Unzählige halbvergessene Dinge aus den glücklichen Tagen der Kindheit wurden in diesen Augenblicken wieder so eigentümlich lebendig in ihr und gaben sie dem Leben zurück. Sie sah sich selbst als kleines Kind auf der steinernen Türschwelle sitzen und mit ihren vielen Schneckenhäusern spielen. Sie dachte an ihren ersten Schultag, zu dem sie sich so sehr gefreut hatte, der aber zu einer so großen Enttäuschung für sie geworden war, weil die großen Jungen sie ihres roten Haares wegen „Fuchs" genannt und sie gefragt hatten, ob sie nicht bange sei, daß es aufbrennen könne. Sie erinnerte sich, daß sie weinend nach Hause gekommen war; aber die Mutter hatte sie mit einem Süßmilchkuchen

getröstet. — Dann dachte sie an damals, als sie fieberkrank daniederlag, und alle Menschen glaubten, daß sie sterben müsse. Aber der Vater hatte jeden Abend an ihrem Bett gebetet, so daß sie sich erholte.

So wechselte ein Bild nach dem andern vor ihren Augen. Die Erinnerungen schlugen eine Engelswacht um ihre wildschweifenden Gedanken. Und plötzlich legte sie den Kopf in ihre Hände nieder und fing wieder an zu weinen. Sie wollte doch so ungern sterben.

Da zuckte sie heftig zusammen. Es war ihr, als habe sie Schritte hinter sich gehört. Sie erhob den Kopf, wagte aber nicht, sich umzusehen. Es waren dieselben gespensterhaften Holzschuhschritte, die sei schon einmal in dieser Nacht vernommen zu haben glaubte. „Der Schmied", stöhnte es in ihr.

Sie sprang auf und lief fort.

Draußen in der kleinen Häuslerstube der Eltern hatten die leuchtende Fensterabzeichnungen, des Mondes sich vom Fußboden an die Wand hinauf begeben und von dort weiter hin bis nach den Fenstern selbst. Der allerletzte, matte Schimmer erstarb gerade oben auf dem Fensterbrett. Hinten im Bett schliefen die beiden Alten mit Keuchen und Schnauben.

Gegen drei Uhr erwachte Mariane; es war ihr, als habe sie jemand wimmern hören. Sie legte sich auf den Rücken herum und lag so eine Weile und lauschte. Als sie dann aber eine Schmeißfliege an dem einen Fenster summen hörte, meinte sie, daß es dieser Laut sei, den sie im Traum vernommen und für Weinen gehalten habe. So wandte sie sich denn um und schlief weiter.

Eine Einbildung war es nun aber dennoch nicht gewesen. Draußen auf der steinernen Schwelle vor dem Hause saß eine vor Kälte zitternde Gestalt und kroch ganz zusammen. Es war Grete, die hier Zuflucht vor den Halluzinationen der Todesangst gesucht hatte. Sie saß, die Schürze gegen den Mund gedrückt, da; aber nicht immer gab sie sich Mühe, den Laut ihres trockenen jammernden Weinens zu unterdrücken. Ein paarmal ließ sie sich sogar hinreißen, nach der Mutter zu rufen — ganz leise freilich, nur mit einem Flüstern nach der Mauer hin, und doch mit einer winzigen Hoffnung, gehört zu werden, gleichzeitig aber auf dem Sprunge, bei dem geringsten Laut von da drinnen zu entfliehen.

Vom Hausgiebel her kam die Katze geschlichen. Sie bemerkte sie nicht, bis sie sich mit schmeichlerischer Vertraulichkeit an ihren Beinen scheuerte. Anfangs starrte sie sie mit verwirrtem Schrecken an und wagte nicht, sie anzurühren. Sie wußte nicht gleich, ob es nicht am Ende wieder eine böse Geistererscheinung war. Aber als die Katze zu spinnen anfing, nahm sie sie in ihren Schoß und preßte die Wange gegen ihren warmen Körper, ja in ihrem Bedürfnis nach dem Mitwissen eines lebenden Wesens fing sie an, mit ihr zu plaudern, wie mit einem kleinen Kinde, flüsterte ihr zu, daß sie die Eltern und Geschwister bitten müsse, nicht böse auf sie zu sein, sagte, daß sie sie alle zusammen grüßen und ihnen erzählen solle, daß sie so unglücklich gewesen sei.

Plötzlich schleuderte sie das Tier von sich. Sie hatte den Vater da drinnen husten hören — und im selben Augenblick entfernte sie sich in wilder Flucht vom Hause.

Schon bei dem zweiten Hahnenkrähen, noch ehe es hell geworden war, ward Mariane von Unruhe ergriffen, sie stand auf, um ihr langes Tagewerk in Angriff zu nehmen. Sören dahingegen blieb liegen, weil es Sonntag war. Er

befolgte überhaupt genau das Gebot der Pflicht, den Feiertag heilig zu halten, und ließ sich in letzter Zeit sogar den Morgenkaffee ans Bett bringen.

Erst um 7 Uhr stand er auf. Nachdem er sich rasiert und das Haar gekämmt hatte, zog er seine Feiertagskleider an, um zur Kirche zu gehen. Schlag 9 Uhr machte er sich, das große Gesangbuch unterm Arm, auf den Weg.

Mariane konnte ihn diesmal nicht begleiten, weil sie einen Schinkenknochen auf dem Feuer hatte. Sie war außerdem jetzt auch schlecht zu Fuß; der Weg zur Kirche fing an, ihr beschwerlich zu werden, und sie suchte gern einen Vorwand, um zu Hause zu bleiben. Sören dahingegen war der gewissenhafteste Kirchgänger der Gemeinde. Es war sein Stolz, sagen zu können, daß er seit Jahren keinen Gottesdienst versäumt hatte.

Bald nachdem er gegangen war, begegnete Mariane etwas, worüber sie später nicht gern sprach. Von dem Hause, das einsam auf den großen Moorwiesen lag, führte ein Steig an einen kleinen, halb zugewachsenen See, nur zwanzig Schritt entfernt. An einer in das Gestrüpp von hohem Röhricht und Schilf ausgehauenen Stelle war eine kleine Waschbrücke angebracht, und Mariane kam gerade mit Wäsche gegangen, die gespült werden sollte, als sie plötzlich stehen blieb. Drinnen in dem Schilf rührte sich etwas. Es war, als wenn ein großes Tier dort überrascht worden sei und nun entfloh.

Die alte Frau kehrte schweigend um und ging mit ihrer Wäsche nach dem Hause zurück. Sie konnte so leicht bange werden, wenn sie so allein zu Hause war. Sie sprach nie darüber, denn sie wollte natürlich nicht eingestehen, daß sie abergläubisch war; und hinterher schämte sie sich dann auch ihrer Furcht. Aber in ihrer Einsamkeit murmelte sie oft ein hastiges Gebet oder vielleicht eine Beschwörung vor sich hin,

wenn sie etwas sah oder hörte, was sie sich nicht erklären konnte.

Als Sören nach Hause kam, fragte er gleich in der Tür nach Grete.

Mariane sah ihn einfältig an. Grete? Was war das für ein Unsinn? Es war ja allerdings ihr freier Sonntag — sagte sie — aber das Kind kam ja nie vor nachmittags nach Hause.

„Na, ich fand ja auch gleich, daß es so schnurrig war," sagte Sören und erzählte nun, daß der Pfarrer nach ihr gefragt habe und förmlich erstaunt darüber gewesen wäre, daß sie nichts von ihr gesehen hatten.

Mariane meinte, der Pfarrer habe sich natürlich geirrt.

„Er hatte am Ende gedacht, daß er Abendgottesdienst abgehalten hätt'."

„Ja, so wird es woll sein", sagte Sören.

„Na, dann woll'n wir man in Gottes Namen einen Happen essen."

Nach der Mahlzeit gönnte sich Sören eine kurze Ruhe. Dann tranken sie wieder Kaffee, und als Mariane in der Küche fertig geworden war und sich ein wenig zurecht gemacht hatte, begann die gewöhnliche Hausandacht, die zum Sonntag gehörte. Mit einstudierter Feierlichkeit nahm Sören am Tischende Platz, verschiedene aufgeschlagene Bücher vor sich: die Bibel, das Gesangbuch und Mallings Predigtensammlung. Mariane setzte sich mit einem Strickstrumpf auf die Bank unter den Fenstern.

Sören Kousted war keineswegs ein Scheinheiliger. Seine Frömmigkeit war ernsthaft gemeint und durchaus aufrichtig. Aber in aller Unschuld empfand der kleine Mann eine eitle Freude darüber, der Verkünder des heiligen Wortes in seinem Hause zu sein. Deshalb war er nun auch ein wenig

unzufrieden damit, daß Grete noch nicht gekommen war. Es war ein wenig dürftig, keine anderen Zuhörer als Mariane zu haben. In alten Zeiten, als alle Kinder zu Hause waren und die Stube füllten, hatte er sich weit mehr erbaut gefühlt.

Er strich sich mit der Hand über sein rasiertes Kinn und begann den Text des Sonntags aus dem Gesangbuch zu verlesen. Er bediente sich hierbei eines salbungsvollen, schleppenden Kanzeltones, eine Anleihe von dem vorhergehenden Pfarrer des Kirchspiels, der überhaupt sein bewundertes Vorbild als Verkünder gewesen war. Seine dicken Brauen zogen sich während des Lesens ununterbrochen auf und nieder, und nach jedem Punktum schloß er die Augen auf Hühnerweise mit einem stummen „Amen". Zuweilen konnte er freilich auch ganz aus seiner Rolle fallen, z. B. wenn er sich die Nase mit den Fingern schneuzte oder eine unvorschriftsmäßige Pause machte, um sich von einem Aufstoßen zu befreien. Aber dergleichen Unterbrechungen störten die Andacht nicht, weder für ihn selber noch für Mariane, geschweige denn für die Katze, die oben auf dem Fensterbrett zwischen den Blumentöpfen saß und sich sonnte, und die mit ihrem verschlossenen Gesicht voll Aufmerksamkeit zu lauschen schien.

Sören legte das Buch hin und faltete die Hände, um ein Gebet zu sprechen. Im selben Augenblick ertönten draußen Schritte. Mariane wandte sich nach dem Fenster um und sah, daß es der Pfarrer war.

„Gott bewahre uns!" rief sie aus. „Ist Grete was passiert?"

Der Pfarrer war ein kleiner, schwarzhaariger Mann mit einem Gesicht, das nichts als Bart und Brille war. Er blieb in der Tür stehen, die Hand auf der Klinke und sah sich mit einem unruhigen und suchenden Blick um.

„Ist Grete nicht hier?" fragte er mit leiser Stimme.

Sören war aufgestanden.

„Nein, sie ist nicht gekommen", sagte er, ohne seine Angst merken zu lassen. „Wollen Herr Paster sich nicht setzen?"

Es ward einen Augenblick still im Zimmer. Der Pfarrer ging auf einen Stuhl zu und setzte sich schwerfällig hin. Jetzt mußte also alles erzählt werden!

Es war nicht leicht für ihn, es zu sagen. Er war selbst so ergriffen, daß es ihm schwer wurde, sich zu einem geordneten Bericht zu sammeln. Auch wußte er nur, was er aus dem Knecht herausgebracht hatte, der ihm als Gretes Bräutigam bezeichnet war. Niels Hald war gleich am Morgen nach dem Pfarrhof beschieden, er hatte ihr Stelldichein zugestanden und auf glaubwürdige Weise erzählt, daß sie sich um Mitternacht in bestem Einvernehmen getrennt hatten. Es sei daher — sagte er — nach allem zu urteilen, allein die Entdeckung des Verhältnisses und die Furcht vor den Folgen, die ihr Verschwinden veranlaßt habe.

Er suchte, so gut er konnte, die beiden Alten zu trösten, die die Unglücksbotschaft ohne ein Wort hingenommen hatten. Er sagte, Grete habe möglicherweise bei irgendeiner Freundin Zuflucht gesucht. Wie verkehrt sie sich auch benommen habe, so sei ihr Versehen doch nicht derartig, daß man es der Jugend nicht verzeihen könne — das wisse Grete auch sehr wohl.

„Wenn die erste Angst sich gelegt hat, wird sie hoffentlich zur Besinnung kommen", sagte er und meinte hiermit das Nachdenken und die Vernunft, auf die ihr Vertrauen in Augenblicken der Angst und der Reue zu setzen er den Leuten im allgemeinen nicht zu empfehlen pflegte.

Die alten Eltern hörten ihm gar nicht mehr zu. Schweigend und gleichsam ausgelöscht saßen sie da und starrten. Erst als der Pfarrer aufstand, um zu gehen, überkam sie die Unruhe von neuem. Sören sagte: „Wollen Herr Pastor nich 'n Schluck Bier haben? Mariane, lauf' doch hin und hol' —"

Aber der Pfarrer lehnte dankend das Anerbieten ab. Er drückte ihnen herzlich die Hand und sagte, er würde sich bald wieder nach ihnen umsehen. Dann entfernte er sich eiligst.

Weitere Hoffnung, Grete am Leben zu finden, hatte er in Wirklichkeit nicht. Es war dies einer der Punkte, über die sich zu verwundern er in seiner Eigenschaft als Seelsorger beständig Gelegenheit hatte, nämlich, daß die Menschen dem Tode gegenüber so geringe Widerstandskraft besaßen. Er verstand das nicht. Gerade in dem scheinbar so frischen, lebensfrohen dänischen Volk, dessen tägliches Leben so ruhig verlief, gehörten die Selbstmorde so zu sagen zur Tagesordnung. Hier war ein Seelenrätsel, das er oftmals vergebens zu ergründen bemüht gewesen. Selbst hier in seinem eigenen freundlichen und fruchtbaren Kirchspiel, wo niemand in irdischem Sinne Not litt, ja, wo die meisten im Überfluß saßen, selbst hier gab es nicht viele Häuser, in denen sich nicht irgendwo auf dem Boden oder in einem Wirtschaftsraum eine dunkle Ecke fand, um die die Bewohner am liebsten einen Umweg machten, weil sie eine blutige Erinnerung barg. So wie zum Beispiel neulich noch mit dem Schmied Jesper. Ein strebsamer und allgemein geachteter Mann, noch verhältnismäßig jung, den Gott eben erst von einer unglücklichen Ehe erlöst hatte. Plötzlich geht er hin und entleibt sich auf die unheimlichste Weise in seinem Holzschuppen. Warum? — Niemand verstand es.

Er blieb einen Augenblick oben auf dem Gipfel des Hügels stehen und sah wehmütig über das Land hinaus. Es war Abend geworden. Im Osten und Westen ertönte von seinen beiden Kirchen herab die Vesperglocke. Unter munteren Zurufen wurde das Vieh von der Wiese herauf getrieben. Welch ein Friede! dachte er. Welch ruhiges Glück!

Da drüben auf dem großen, reichen Gehöft, dessen zahl-

reiche Fenster wie eine Reihe blanker Goldmünzen schimmerten, lebte seit vielen Jahren das glücklichste Ehepaar. Sie waren munter und gesund und hatten viele Kinder, die alle gut geraten waren. Da befiel die Frau plötzlich eine tiefe Schwermut, und eines Abends ging sie in den Milchkeller hinab und schnitt sich den Hals mit einem Brotmesser durch. Und aus welchem Grunde? Niemand verstand es.

Nach des Pfarrers Heimkehr wurden sogleich Leute ausgesandt, um nach Grete zu forschen. Man durchsuchte noch am selben Abend sämtliche Mergelgruben und andere Wasserlöcher in der Nähe des Dorfes mit Brandhaken. Am folgenden Morgen wurden die Nachforschungen fortgesetzt, und da fand man in der Nähe des Hauses ihrer Eltern ein geblümtes Kopftuch, das sich als das ihre erwies. Es hing zwischen dem Röhricht am Rande des Sees, als sei es dort bei einer hastigen Flucht hängen geblieben und zurückgelassen.

Jetzt fand man auch den Abdruck ihrer Schuhe in dem lehmigen Schlamm. Man konnte diese Spuren über die Felder nach beiden Seiten hin verfolgen, und es war klar, daß sie lange das Haus umkreist, und daß sie einen Schlupfwinkel in der Nähe der Waschbrücke gehabt hatte, wo das Röhricht auf einer größeren Strecke ganz niedergetreten war.

Der See wurde gründlich durchsucht, und Gretes Bräutigam leitete selbst die Arbeit. Der große, starke Bursche weinte wie ein Kind. Er war ganz untröstlich und sprach fortwährend davon, daß er Grete folgen wolle.

In der kleinen Häuslerstube war den ganzen Tag ein Aus- und Einlaufen von Bekannten, die kamen, um ihre Teil-

nahme zu beweisen und ihre Hilfe bei den Nachforschungen anzubieten. Einige kamen auch schlecht und recht aus Neugier oder weil sie dachten, daß bei einer solchen Gelegenheit doch etwas „abfallen" müßte. Trotz ihres Kummers und ihrer Scham vergaßen Sören und Mariane auch nicht, was der Anstand erforderte. Die Kaffeekanne und die Tabakstüte kamen nicht vom Tisch. Sören war schweigsam und verlegen, während Mariane so sonderbar umherschwankte, fast wie eine Betrunkene.

Indessen kam ein umherwandernder Wollhändler ins Dorf und erzählte, daß noch am Morgen ein wahnsinniges Mädchen drüben im benachbarten Kirchspiel gesehen worden sei. Zuerst hatten ein paar Aalfischer sie des Nachts im Mondschein erblickt, während sie am Bach entlang streifte; als sie sich ihr aber näherten, war sie entflohen. Später hatte ein Mann einen Schimmer von ihr drüben in den Wäldern gesehen, wo sie verwirrt und mit aufgelöstem Haar umhergelaufen war, als werde sie verfolgt.

Es wurde sofort Mannschaft nach dem benachbarten Kirchspiel hinübergesandt, und man stellte nun eine geordnete Jagd auf alle Hecken und Gestrüppe an. Aber auch dieser Tag verlief trotzdem ohne Ergebnis. Erst am nächsten Vormittag fand man Gretes Leiche in einem kleinen See tief drinnen im Walde. Sie lag dort in seichtem Wasser und hatte die Schürze über das Gesicht geworfen, ehe sie sich hineingestürzt hatte.

Bei dem Begräbnis einige Tage darauf hielt der Pfarrer eine Rede, die einen starken Eindruck auf das ganze große Gefolge machte. Er war selber tief bewegt und sprach wie immer milde und liebevoll. Wie er selber sagte: er gehörte nicht zu diesen finsteren Verdammnispredigern, die in eines jeden Sünders Grabe den Absturz zur Hölle sehen. Er nannte

überhaupt nicht oft diese Marterstätte, die man auch nicht mehr mit Erfolg einer modernen, aufgeklärten Gemeinde gegenüber anwenden konnte.

Dahingegen sprach er viel vom Gewissen und von dem entsetzlichen Grauen des Sündenbewußtseins. Mit schonender Anspielung auf die letzten Leidenstage des unglücklichen Mädchens suchte er seinen Zuhörern die Hölle zu vergegenwärtigen, die sich die Menschen in ihren eigenen Herzen schaffen durch Ungehorsam gegen die göttlichen Gesetze, gegen die innere Stimme, die Gottes eigene, mahnende Stimme sei, und die allein uns vor Verirrungen schützen könne.

Das hohe Lied

ine öde Landschaft. Eine flache und kahle Heide. Und darüber ein zerrissener Wolkenhimmel, der rings herum nach allen Seiten mit ungebrochenem Rand auf dem meilenfernen Horizont ruht. Quer durch die heidefinstere Kreisfläche zieht sich eine schnurgerade Reihe von Telegraphenstangen und an diesen entlang eine leere Landstraße, die zu beiden Seiten in die Reiche des Himmels selbst hineinzuführen scheint.

Es ist an einem Tage im Oktober. Um Sonnenuntergang. Ein einsames Fuhrwerk kriecht auf dem endlosen Wege dahin.

Es ist ein Frachtwagen, hochbeladen. Er kommt von da drinnen aus der weit entlegenen Provinzstadt, wo gerade Markttag gewesen ist. Schwer kämpfen die geduckten Pferde gegen den barschen Wind an. Aber auf dem Wagenbrett vor der Last sitzt der Kutscher und singt aus lautem Halse, noch ein wenig „angelaufen" von dem vielen Kaffeepunsch, den er aus den Gehöften der Stadt mit nach Hause bringt. Das eine Bein baumelt über den Rand, und die Mütze hängt ihm verwegen über das blaugewehte Ohr herab.

Neben ihm auf dem Wagenbrett sitzt eine zweite Mannsperson, eine kleine, zusammengekrochene Gestalt, eingehüllt oder vielmehr begraben in eine eisengraue Friesrüstung, die ihm der Fuhrknecht in seinem menschenfreundlichen Gemütszustand gegen die naßkalte meerwinddurcheisende Kälte überlassen hat. Es ist ein junger Kopenhagener, ein Kandidat Ludwig Glob, ein verabschiedeter Privatschullehrer, dreiundzwanzig Jahre alt, rotwangig und blauäugig, mit einem dunklen Flaum um den Mund und einem Pincenez, das unsicher auf einer unkleidlichen Negernase balanziert.

Warum er da sitzt? Was er zu einer so vorgerückten Jahres-

zeit in diesem traurig entlegenen Winkel zu suchen hat? — — Ja, liebster Leser, wenn man dreiundzwanzig Jahre alt, rotwangig und blauäugig und (wenn auch kein Hüne von Gestalt) doch voll Mut und Blut und kühnster Hoffnungen ist, so befindet man sich wohl im allgemeinen da, wo man am allerwenigsten zu tun hat, und es wird einem recht oft selbst am schwersten sein, eine vernünftige Begründung für seine Anwesenheit zu geben.

Um es kurz zu sagen: er war aus Kopenhagen geflohen, fort von Büchern und Freunden, von Cafés und dem Ameisengewimmel der Oststraße, wenn auch nicht, um als moderner Anachoret der Versuchung den Rücken zu wenden und Frieden und Vergessen in der Einsamkeit der Wüste durch nach innen gerichtete Betrachtungen zu suchen. Ach nein! er hatte im Gegenteil das Leben viel zu zahm und regelrecht und kleinlich gefunden zwischen den flachen Dächern der Hauptstadt. Jahr für Jahr hatte er da drinnen vergebens gewartet auf die großen Erlebnisse, die seelenbetörenden Katastrophen, nach denen sein Blut dürstete, und die er von dem Leben forderte als königliches Recht der Jugend.

Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als wenn er bisher ganz umsonst gelebt hätte. Er hatte wahrlich geschwärmt und gezecht und Schulden bei seinem Schneider gemacht, wie das nun einmal mit dazu gehört für einen jungen Mann, der nicht gering geschätzt werden will. Ganz kürzlich war sein Weg sogar von einem ehrbaren kleinen Gretchen gekreuzt worden, das sein Herz mit süßer Unruhe und seine Schreibtischschublade mit Gedichten gefüllt hatte. Es war ein achtzehnjähriger Rotkopf, frisch, gesund und weich — die Tochter eines geachteten Buch- und Papierhändlers draußen in Christianshafen.

Er hatte sie zum ersten Male vor dem Schaufenster einer

bekannten Modehändlerin gesehen, wie sie mit einer Freundin stand und sich etwas „wünschte". Auf Art der Liebenden hatte er ihr dann im Theater und auf der Straße nachgestellt, ja, in seiner zunehmenden Leidenschaft hatte er die Verfolgung bis in den Laden des Vaters ausgedehnt, wo er auf einmal — wie die Liebhaber in den altmodischen Lustspielen — als häufiger und flotter Kunde auftrat.

Es endete dann in Zucht und Ehren mit einer regelrechten Verlobung und dem Segen der Eltern. Die braven, gutgestellten Papierhändlerleute waren sogar sehr froh darüber, einen akademisch gebildeten Mann zum Schwiegersohn zu bekommen. Wie sich's schickt und gebührt, teilte die Mutter die Verliebtheit der Tochter. Sie war eine brave und muntere Christianshafenerin, die sich oft damit belustigte, in seiner Gegenwart so offen von ihrer Sehnsucht nach der Großmutterwürde zu reden, daß die kleine Katharina ganz unglücklich darüber wurde und mit einem zornigen Blick über die Näharbeit hinweg und mit dem entzückendsten Schamerröten „Aber Mutter!" flüsterte. Auch der würdige Vater hatte ihm so viel ermunterndes Vertrauen erwiesen, wie es nur zulässig war, für einen in seiner Verantwortung für Religion und Moral stark belasteten Papierhändler gegenüber einem jungen Menschen mit ziemlich buschmannartigen Anschauungen. So hatte er auf den kleinen sommerlichen Ausflügen nach Charlottenlund und dem Tiergarten seine Einwilligung dazu gegeben, daß die beiden jungen Leute hin und wieder ein wenig in der Einsamkeit umherschwärmten, wenn sie sich nur nicht weiter entfernten, als daß er sie zurückrufen konnte. Ebenso hatte er erlaubt, daß sie am Abend draußen auf der dunklen Diele, wo ein kleiner Puff stand, unter vier Augen Abschied voneinander nahmen. Er verlangte nur, daß die Tür zum Wohnzimmer angelehnt sein

sollte, er hustete dann freilich rücksichtsvoll, wenn es unversehens einmal geschah, daß ein Kuß dem Klange nach zu kräftig wurde.

Indessen war es dem jungen Mann schnell klar geworden, daß sein Gefühl für das junge Mädchen nicht die echte, große und tiefe Leidenschaft war, nach der er trachtete. Je häufiger er ihr Verhältnis durchdachte, von dem ersten vaudevilleartigen Anfang bis zu seinem leicht errungenen Sieg über das Sinnen und Denken dieses kleinen Leckermauls, um so mehr fand er in dem allen etwas Spießbürgerliches, das ihn beschämte.

Auf eine Weise war er ja freilich glücklich, und wenn er da draußen im Dunkeln auf dem Puff saß, mit Katharina auf seinem Schoß und ihrem Arm um seinen Hals, da vergaß er alle Bedenken. Wenn er aber dann heimwärts wanderte nach seiner einsamen Mansarde, oben unter den fliegenden Wolken, und sich hier nach Gewohnheit junger Menschen eine Pfeife anzündete, um sich in sein Seelenleben zu vertiefen, da war es, als wenn die nächtige Stille rings um ihn her und die phantastischen Schatten an den schrägen Wänden — gar nicht zu reden von dem klagenden Sausen des Windes, der draußen an dem Fenster vorüberfuhr — Rechenschaft von ihm forderten für das Alltagsglück, dem er sich hingegeben hatte, da schuf ihm seine Phantasie Bilder von großen, stolzen Frauen, deren Liebe einem Königreich von Lust und Glück glich. Da schien der Wind an seinem Fenster wie geheime Liebesbotschaft zu flüstern, und seine Sinne verloren sich in Träumen von wilden Umarmungen und tötenden Küssen und blutdürstenden Lippen.

Nun wollte es außerdem der Zufall, daß einer seiner Freunde, ganz erfüllt von unglücklicher Liebe zu einer bereits verlobten jungen Dame, die er in einem Badeorte

getroffen hatte, von seiner Sommerreise zurückkehrte. Mit geheimem Neid war er Zeuge davon, wie der Freund von Tag zu Tag von seiner Leidenschaft verzehrt wurde. Wenn der Unglückliche ihm hin und wieder einen Besuch auf seiner Mansarde abstattete und hier — bleich und übernächtig und rastlos im Zimmer auf und nieder wanderte, saß er schweigend in einer Ecke und biß sich auf die Lippen, beschämt über seine blühenden Wangen, seinen gesunden Schlaf, seinen unverwüstlichen Appetit.

Nachdem er eine Weile geschwankt hatte, entschloß er sich denn, das Verhältnis zu seiner Braut zu lösen. Bei Gott, er tat es nicht leichten Herzens. Volle vier Stunden saß er da und arbeitete im Schweiße seines Angesichtes ein reuevolles Schreiben aus, indem er — nach den besten Romanmustern — sie bat, ihn zu vergessen, oder sich wenigstens seiner ohne Bitterkeit als eines treuen Freundes und Bruders zu erinnern. Seine Augen standen voll Tränen, als er den Brief auf den Boden des Briefkastens fallen hörte, und er entfernte sich mit dem Gefühl, als sei er ein Mörder, der sich zögernd von seinem Opfer abwendet. Aber er konnte nicht anders. Es war zu aufreibend für ihn, daran zu denken, daß er, der doch schon dreiundzwanzig Jahre zählte, noch nicht in das große heilige Mysterium der Leidenschaften eingeweiht war, sondern außerhalb desselben stand, wie jemand, der nicht würdig befunden war.

Außerdem, er wollte ja Dichter sein, Sänger, Dolmetscher und Verherrlicher der Leidenschaft selbst. Wie konnte er es da verantworten, schon jetzt sein junges Flügelroß in der Boks des Ehestandes anzäumen zu lassen? Oft mußte er sich selbst seines Lieblingsdichters Liebmanns derbe Herausforderungen an den dänischen Spießbürgergeist zitieren. — Diese schwellenden Dichtungen, in deren Trotz und Spott

und Jugendjubel so viele von den Jünglingen seiner Zeit einen glücklichen Ausdruck für die tiefsten Gefühle ihrer traumerfüllten Herzen fanden:

„Hurra, mein Pegasus!
Hallo mein lustig Füllen!
Witterst du bergheuwürzigen Atem?
Siehst Du hier auf der Hochebene grasen
Friedlich Seite an Seite,
Die milchweißen Stuten!

Stille, mein brünstiger Brauner!
Fein sollst die Disteln du fressen!
Fromm sollst die Landstraß' du messen,
Erstrebt einen Platz zwischen ehrwürdigen Skaldenmähren du gar!

Wähle, willst einen Schimmer von Ehre du retten, o Gaul,
Mußt abwärts du hinken mit hängendem Maul
In den Sumpf hinab, zu der quakenden Frösche Schar,
Da liegt Dänemarks Parnaß schon manch liebes Jahr!

Nun geschah es gerade in diesen Tagen, daß ihm seine Schulstunden wegen Nachlässigkeit und Widersetzlichkeit gegen den Vorsteher gekündigt wurden, und hierin erblickte er gleichsam einen Wink von oben. So hatte er denn schnell seine Reisetasche gepackt und war in die Welt hinausgezogen, um sich das Schwellen der Seele, die großen schicksalschweren Geschehnisse zu ertrotzen, die ihm das Leben bisher versagt hatte.

Acht Tage lang war er nun von Stadt zu Stadt umhergereist, indem er treulich den Weg verfolgt hatte, von woher der Westwind kam, — dieser ruhelose Wind, der auch hier auf der Reise heut Nacht an seinem Fenster geflüstert hatte, als der geheime Gesandte seines harrenden Glückes. Und doch hatte er noch nichts weiter erlebt, als was einem jeden Geschäftsreisenden beschieden ist; und nun saß er also dort in der Abenddämmerung auf dem vollgeladenen Frachtwagen und fühlte sich gar nicht wohl zu Mute.

Er starrte vor sich hin über die einförmige Heidefläche mit ihren ärmlichen Erdhütten und zerstreuten kleinen Gehöften und begriff nicht, welche großen Erlebnisse an einem solchen Orte, wo ja kaum richtige Menschen wohnten, seiner wohl harren sollten.

Ein leichtes Zweispännerfuhrwerk jagte einmal von hinten vorüber, mit einer einzelnen, in Pelz gekleideten männlichen Gestalt, die ihm im Vorüberfahren freundlich zunickte. Ein Mann von mittleren Jahren mit schönen, lebhaften Augen und einem leichtgelockten Vollbart.

„War das ein Pfarrer?" fragte er den Fuhrknecht, bei dem die fröhliche Marktstimmung jetzt von einer Schläfrigkeit abgelöst war, die ihm die Augen schloß und den Mund öffnete.

„Was?" fragte der und sperrte die rotränderigen Gucklöcher weit auf.

„War das ein Pfarrer, der da fuhr?"

„Der Paster? Ne, das war, den Deubel auch, nich' der Paster. Das war, den Deubel auch, Gutsbesitzer Lindemark auf Großhof. Aber übrigens — ein bißchen heilig is' er ja auch! Woll am Ende von wegen das Weibsbild, wie die Leute sagen."

„Meinen Sie seine Frau?"

„Ja, so reden die Leute ja davon."

„Ist die denn so sehr gottesfürchtig?"

„Ih bewahre, so is' das nich' gemeint! Sie hat es wohl mehr mit die weltlichen Lüste, wie die Leute sagen. Die Mannsleute sollen ja auch mächtig hinter ihr hergewesen sein, und Lindemark hat wohl seine Müh' gehabt, ihr aufzupassen."

„Ist sie denn so hübsch?"

Ja, da hätt er nun keine Meinung über, sagte der Fuhrknecht und grinste, so daß das Gesicht sich bis zu den Ohren

spaltete. Aber im übrigen hat sie ja immer die schöne Frau Lindemark geheißen. Und wenn er durchaus was sagen sollt, denn wär' sie das, zum Deubel auch, voll wert.

Kandidat Ludwig Glob war auf einmal ganz Mann in seinem Mantel geworden. Sollte sich ihm hier doch eine Chance bieten? — — Unsinn! Er verwarf den Gedanken. Er hatte in diesen Tagen den Glauben an seinen Glücksstern gänzlich verloren. Er war außerdem diesen Augenblick zu sehr in Anspruch genommen von der Sorge für die kommende Nacht, die er in irgend einem elenden Heidekrug, zwischen feuchten Laken und muffigen Betten verbringen sollte. Mit bitterem Neid folgte sein Blick dem davonrollenden Wagen und dem glücklichen Mann, der jetzt zu seinen traulichen Stuben, zu seinem wohlbesetzten Abendtisch und seiner schönen Frau mit den „weltlichen Lüsten" heimkehrte. Und er verversank in wehmütige Träumereien.

Wie der Vogel, wenn es Abend wird, nach seinem Nest fliegt, so kehrten seine Gedanken zurück zu dem Häuschen hinter dem Christianshafener Marktplatz — — zu dem roten Hause mit dem Straßenspiegel und den beiden großen Lithographien vom Kronprinzenpaar im Ladenfenster. Er wußte, daß die Familie jetzt nach dem Mittagessen beisammen saß und Dämmerstunde in der Wohnstube hielt: der würdige Vater im Schaukelstuhl mit seiner Zigarre in einem langen Meerschaumrohr, die Mutter in der Sofaecke, über einem Strickzeug nickend, und dort am Fenster — beleuchtet von dem Schein der Gaslaterne da draußen — Katharina, seine liebe, kleine Katharina, in ihrem grünen alltäglichen Kleide mit dem Schnurbesatz und dem großen Sammetkragen. Sie steht da und starrt vor sich hin, wie jemand, der müde vom Denken ist und doch keine Ruhe für seine Gedanken finden kann. Tag und Nacht hat sie gegrübelt, kann aber nicht ver-

stehen, daß das Glück für sie wirklich vorbei ist. Und sie hebt ihre tränengefüllten Augen empor zu einem einsamen Stern, der über dem Dach des gegenüberliegenden Hauses blitzt, und wiederholt sich im Stillen das „Sommergedicht", das er seiner Zeit nach dem Geständnis an einem der Sonntagsausflüge in den Tiergarten an sie geschrieben hatte:

„Weißt du noch, wie tief die Nacht war?
Überm Meer der Mond hinsegelt.
Unterm Dornenbusch des Abhangs
Gabst Du mir die Hand zum küssen.

Reichtest mir die Wang, die weiche —
Gabst des Mieders Blütenschmuck mir,
Preßtest dann mit roten Lippen
Mir des Jugendglückes Siegel auf.

Er fuhr zusammen auf dem Wagenbrett. Zum Teufel auch! saß er nicht da und wurde sentimental! Du guter Gott, war er denn rettungslos dem Vaudeville verfallen?

Nach einer weiteren Stunde Schneckenfahrt kam der Wagen an einen Heidekrug, wo er genötigt war, zu übernachten. Es war stockdunkel geworden; man konnte den Himmel noch so eben erkennen als eine Schar schwarzgrauer Wolken, die in wildester Jagd über das Land dahinzogen. Der Sturm war mit der Finsternis zusammen gewachsen. Mit Hui und Ho und hurrihuuuch warf er sich auf das armselige, einsamgelegene, baufällige Haus, das in den Augen des jungen Kopenhageners mehr einem eingesunkenen Viehhaus als einer Herberge für Menschen glich.

Aus dem Reisestall, wo eine einzelne Laterne schläfrig eine Reihe dampfender Pferderücken beleuchtete, begab er sich in die Schenkstube. Hier saßen drei reisegekleideten Bauern, die Halstücher ganz bis über das Kinn gewickelt, und spielten Karten mit dem Krugwirt, einem hünenbrüstigen Graubart in wollenen Hemdärmeln und gelber Weste. Nach den Mie-

nen zu urteilen, nahm keiner der Bauern auch nur die geringste Notiz von dem Fremden. Es war, als hätten sie sein Eintreten gar nicht bemerkt. Selbst der Wirt antwortete kaum auf sein Gutenabend.

Kandidat Ludwig Glob runzelte beleidigt die Brauen, stemmte die Hand in die Seite und fragte mit Nachdruck in der Stimme, ob er hier übernachten könne.

„Ein — zwei — vier, sieben — elf, zwölf — einundzwanzig —", der Wirt zählte ruhig den Wert seiner Stiche auf. Erst als das besorgt, und eine Kreidezahl auf dem Tische ausgelöscht und eine andere statt dessen hingeschrieben war, wandte er sich nach der offenstehenden Küchentür um und sagte: „Sidsel-Lone! hier ist eine Mannsperson, die Nachtlogis haben will."

Worauf er sein Monstrum von Daumen naß machte, um zu einem neuen Spiel zu geben.

Kandidat Glob wurde wütend, nie hatte er sich so gedemütigt gefühlt, wie von der scheinbaren Gleichgültigkeit dieser kartenspielenden Bauern seiner Person gegenüber. Aber was sollte er machen? In unschlüssiger Erbitterung stand er da, seine Reisetasche in der Hand, und sah sich in dem dunkelen, niedrigen Raum um, während er kurz davor war, sich zu erbrechen, infolge des sauren Gestankes nach Bier und Schweiß und altem Pfeifentabak.

Hätte jetzt wenigstens die Küchentür eine jugendliche Sidsel-Lone eingelassen mit apfelroten Wangen, eine frische Bauerndirne, mit der ein munterer fahrender Gesell ein heiteres kleines Reiseabenteuer hätte erleben können! Aber statt dessen schleppte sich auf ein paar ausgetretenen Pampuschen ein langes, altes, kurzröckiges Frauenzimmer herein, eingefallen wie ein Teigtrog, mit einem so sauren und grämlichen und runzeligen Gesicht, daß er an die Hexe im Märchen denken

mußte, bei deren Blick das Bier auf dem Tisch schal wurde, und die Milch in den Brüsten der Frauen gerann.

Ohne ihn zu begrüßen, zündete sie ein Talglicht am Ofenfeuer an, putzte es mit ihrem nassen Finger ab, so daß es spritzelte, und ließ ihn dann durch ein Murmeln verstehen, daß er ihr folgen solle.

Ihm blieb nichts weiter übrig, als zu gehorchen. Er war in der Gewalt dieser Menschen und das wußten sie. Er mußte wieder über die Diele hinaus und gelangte von dort in ein kleines Zimmer mit gekalkten Lehmwänden, einem Bett, einem hölzernen Stuhl und einem gemalten Tisch.

In einem Anfall von Galgenhumor sagte er: „Nun: dies ist also meine Zufluchtstätte! Na ja! Warum auch nicht. Es ist ganz stilvoll. Aber sagen Sie mir doch ganz im Vertrauen, Sie Hochbejahrte! es sind doch wohl nicht allzuviel Ratten hier einlogiert? Eine einzelne Familie kann ja ganz unterhaltend sein, aber größere Kolonien betrachte ich als Luxus!"

Die Alte mußte taub sein, oder auch sie tat nur so. Ohne ein Wort zu sagen, zündete sie einen Lichtstummel an, der auf dem Tisch stand, und schlumpfte dann wieder hinaus.

Sobald er allein geblieben war, sank er auf den hölzernen Stuhl nieder und zerfloß in schwärzeste Verzweiflung. Das war also das Ergebnis seiner stolzen Märchenfahrt. Er, der in diesem Augenblick auf dem weichen Puff hätte sitzen können, die Arme des allerliebsten jungen Mädchens um seinen Hals, hatte sich um einer törichten Laune willen zu dem elendsten aller Geschöpfe gemacht. Er schnitt sich selbst eine Fratze zu. Er verhöhnte seine hochfliegenden Empfindungen und war, weiß Gott, nicht weit davon entfernt, zu weinen.

Draußen, auf dem Gang, ertönten schwere Schritte; die Tür tat sich auf, und der flußpferdeartige Krugwirt stampfte auf seinen Holzschuhklauen herein.

Da fuhr er auf und rief ihm ins Gesicht hinein: „Ist es wirklich Ihre Absicht, mich hier in diesem Loch einzuquartieren? Die Wände sind ja grün von Schimmel. Und dies Bett! — — Sie müssen doch ein besseres Zimmer haben."

„Ein besseres Zimmer? Ich sollte meinen, das da is' gut genug! Seh er sich mal ordentlich um, Väterchen! Da is' ein Spiegel und ein Waschbecken. Und auch ein Nachtgeschirr!" sagte er ganz stolz und zeigte unter das Bett. „Bitte schön! Und das Bett da wird ihm wohl gefallen. Wenn es auch alt is', so läßt sich darum doch sehr gut da in schlafen. Ich mach oft meinen Mittagsschlaf da in."

„Also auch das noch!"

„Wo ist er übrigens her?"

„Aus Kopenhagen."

„Denn sind Sie wohl Reisender?"

„Ja, natürlich! Ich bin Probenreiter! Ich reise in Phantasterei und großen Erlebnissen und patentierten Leidenschaften. Sie sollten wohl nicht etwa Verwendung haben für ein Dutzend guter Floskeln — garantiert waschecht!"

Das Meerungetüm glotzte ihn dumm an mit seinen großen Wasseraugen.

„Wa—as?" kam es endlich langgezogen heraus.

Aber Kandidat Glob wandte sich im selben Augenblick von ihm ab, um zu lauschen. Er hatte den Laut eines tiefen Schnarchens von drinnen jenseits der Wand aufgefangen.

„Wer schläft denn da?"

„Der Leutnant."

„Ein Leutnant?"

„Ja, der Dünenassistent. Er hat reichlich viel Feuchtes zu sich genommen und denn hat er sich hingelegt und sich ein bißchen ausgestreckt. Ich dacht' übrigens, er wär schon längst weg!"

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob es hier Sitte ist, daß auch Ihre betrunkenen Gäste sich hier auf die Betten legen?"

„St! St! lassen Sie ihn bloß nichts hören. Ich will Ihnen nämlich sagen, er is' nicht ganz richtig in' Kopf, da sind Fliegen in."

Der Krugwirt klopfte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn.

„Hier wird es wahrhaftig nach und nach ganz gemütlich. Wollen Sie mir gefälligst sagen, ob der Fliegenmensch da drinnen auch über Nacht hier bleibt?"

Der Krugwirt kam nicht dazu, die Frage zu beantworten. Er hatte die Tür nach der Diele zu hinter sich offen stehen lassen, und nun wurde auch die Tür nach außen aufgerissen, so daß der kalte Sturm in die Stube hineinfuhr und die Flamme an dem Lichtstummel ganz in den Talg hineinpreßte. Ein großer, roter, pelzbedeckter Kopf ward von draußen, wo ein Wagen eben in den Reisestall gerasselt war, aus der Finsternis herausgesteckt.

„Ist der Krugwirt hier? — Ach geben Sie mir einen Augenblick eine Laterne, Sören Iversen."

„Soll geschehen, Hansen! Willkommen aus der Stadt! — — Es ist doch nichts passiert?"

„Ich weiß nicht recht, es war mir, als wenn das Handpferd ein wenig gelahmt hätt'! Lindemark ist wohl hier? Ich sah seinen Fuchs da drüben stehen."

„Ja, Lindemark sitzt in der Stube."

Der Krugwirt zog die Tür hinter sich zu und Kandidat Ludwig Glob war wieder allein. Er stand mitten im Zimmer, seinen Kneifer in der Hand und sah grübelnd vor sich nieder. Lindemark? So hieß ja der geistlich aussehende Gutsbesitzer, der unterwegs an ihm vorübergefahren war, und von dem ihm der Fuhrknecht erzählt hatte. Und der war hier!

Er lebte wieder auf. Sollte es doch noch eine Rettung für ihn geben?

Er dachte in diesem Augenblick nicht mehr an die schöne Frau des Gutsbesitzers. Er hatte keinen andern Gedanken, als sich einen menschlichen Aufenthaltsort für die Nacht zu verschaffen. Die traulichen Zimmer in dem Gutshause, die weichen Betten, die gut gefüllte Speisekammer, kurz die bekannte westjütische Gastlichkeit lockten ihn.

Die Verzweiflung machte ihn erfinderisch. Als er den Krugwirt mit der verlangten Laterne über die Diele zurückkommen hörte, öffnete er die Tür und fragte: „Wo ist das Gastzimmer? Ist hier ein Gastzimmer? ... Was sagen Sie? ... dort am Ende des Ganges. Gut! Wollen Sie mir dann eine Tasse Kaffee hineinbringen und etwas Butterbrot. Vorläufig nur zwei Stück unbelegt."

Nachdem er sich vor dem kleinen Spiegel, der am Fensterpfeiler hing, ein wenig zurecht gemacht hatte, ging er hinaus auf die Diele und fand auch trotz der Dunkelheit die richtige Tür mit Hilfe des Schlüsselloches, das ihm leuchtete wie ein Leitstern. Er kam in eine Stube, die niedrig aber ganz geräumig war und recht zivilisierte Möbel hatte. Da stand sogar eine Art Sofa (eine Bettbank mit einem Kissen) und davor ein großer runder Tisch unter einer Hängelampe.

Gutsbesitzer Lindemark saß am Tisch und las in einer Zeitung. Er trug eine Schnürenjacke und lange Stiefel, aber selbst in dieser Ausstattung machte er nicht den Eindruck eines westjütischen Landjunkers. Trotz der Wettergebräuntheit und dem lockigen Vollbart lag in dem Ausdruck, mit dem er von der Zeitung aufsah, etwas von jener Abwesenheit, jener Verklärung, wie man sie bei Frauen treffen kann, die kürzlich ein Kind verloren haben.

Kandidat Glob grüßte und stellte sich vor, und da erhob sich

der Gutsbesitzer ein wenig von seinem Stuhl und nannte seinen Namen. Aber mehr sagte er auch nicht, und die Art und Weise, wie er gleich darauf die Zeitung auseinander faltete, zeigte reichlich deutlich, daß er sie als Verschanzung benutzte.

Da habe ich mich wieder einmal dumm benommen, dachte der Kandidat. Ich habe mich zu höflich verbeugt und das hat sein Mißtrauen erweckt.

Als sie eine Weile schweigend jeder an seiner Seite des Tisches gesessen hatten, sagte der Gutsbesitzer:

„Kommen Sie aus Aalborg?"

Jetzt war der Kandidat Glob auf seinem Posten. Er wartete ein wenig mit der Antwort, schlug das eine Bein über das andere und sagte in die Luft hinein: „Ich habe in Aalborg übernachtet, ich bin aus Kopenhagen gekommen."

Es entstand abermals eine Pause, und Kandidat Glob fühlte zu seinem größten Ärger, daß er wieder den Ton verfehlt hatte. Er hatte diesmal einen Schnitzer nach der entgegengesetzten Seite gemacht. Um sein Versehen wieder gut zu machen, kam er dann mit einer Bemerkung über die große Schönheit der Gegend.

„Ist es das erstemal, daß Sie hier an der Westküste sind?" fragte der andere.

„Zu meiner Schande muß ich die Frage bejahen. Und doch ist es seit vielen Jahren mein höchster Wunsch gewesen, diese eigenartige Gegend zu besuchen — die Sahara des Nordens — die unsere Dichter so oft besungen haben."

„Sie sind vielleicht Journalist?"

„Nein, ich bin Philologe, das heißt — —"

„Ah! Sie sind Gelehrter!" sagte der Gutsbesitzer plötzlich interessiert und wandte sich jetzt ganz nach ihm um. „Freilich ist die Gegend schön und eigenartig. Aber ganz so wüstenähnlich, wie unsere Schriftsteller sie in ihren Beschrei-

bungen machen, ist sie nun doch nicht. Es ist in den letzten Jahren hier an der Westküste viel für die Bepflanzungssache getan. Falls Sie sich für dergleichen interessieren und auf Ihrer Reise an Großhof, eine Meile westwärts von hier, vorüberkommen sollten — so möchte ich Sie bitten, bei mir einzusehen. Da wohne ich nämlich, und es soll mir ein Vergnügen sein, Ihnen zu zeigen, was ich zum Wachsen bekommen habe."

Jetzt bin ich auf dem rechten Geleis dachte der Kandidat und fühlte, wie ihm vor Verlegenheit das Blut in die Wangen stieg.

Er hatte jedoch kaum Zeit, seinen Dank für die Einladung auszusprechen, als die Tür nach dem Gang von dem Sturm aufgerissen wurde, der jedesmal, wenn die äußere Tür geöffnet wurde, heulend durch das ganze Haus jagte. Ein großer dicker Mann im Pelz und mit pelzbedecktem Kopf trampelte nach einer kleinen Weile herein und sagte mit stark jütischem Akzent: Gutenabend. Er hatte eine große Fahrpeitsche in der Hand und hing diese wie auch den Pelzmantel an den Riegel neben der Tür.

„Ich meinte doch, Ihre Stimme vorhin schon gehört zu haben", sagte Lindemark.

„Ja, verdammt und verflucht! Als ich vorhin den Pannerupper Hügel hinabfuhr, sah ich, daß die Kracke lahmte. Sie hat, weiß Gott, einen Stein in den Huf bekommen, — die Schindmähre! ... Was für ein fremder Mensch ist denn das da?"

„Darf ich vorstellen: Kandidat Glob aus Kopenhagen — Gutsbesitzer Hansen auf Sandberghof."

„Kandidat? Sind Sie Pastor?"

„Herr Glob ist Gelehrter und ist hierher gekommen, um die Gegend zu studieren. Unter anderm wünscht er auch unsere Bodenkulturarbeiten zu sehen."

„Dann sind Sie aber wirklich an den rechten Mann gekommen. Lindemark, der hat was zu zeigen, was wert zu besehen ist. Da sollen Sie Kulturen sehen!"

„Na, na, Hansen, machen Sie nur nicht zu viel aus der Sache!"

„Unsinn, Lindemark. Ich sag' es so, wie es ist. Sie können die ganze Westküste bereisen, ohne etwas ähnliches zu sehen. In zehn, in zwanzig Jahren können wir hier, weiß Gott, in den Wald fahren und Musik und Bänkelsängerinnen hören, akkurat wie in Kopenhagen. Das wird ein Leben werden!"

Gutsbesitzer Hansen kehrte offenbar nicht ganz unbeschädigt von seinem Marktbesuch in der Provinzstadt zurück. Er sank schwer auf einen Stuhl am Tisch nieder und redete unaufhörlich. Aber die Zunge wollte nicht recht gehorchen, der Blick war starr und gläsern, und über dem Bart flammten auf den strotzenden Wangen zwei große, runde, dunkelrote Flecke wie ein paar Rotebeetenscheiben.

Er hatte angefangen, einen lärmenden Vortrag über Herrn Lindemarks Aufforstungen und seine großartigen Überrieselungsanlagen zu halten. Aber Kandidat Glob, der wütend darüber war, in seiner so gut begonnenen Freierei gestört zu sein, wandte sich demonstrativ von seinem Kognakatem ab, und Herr Lindemark selbst suchte mehreremale — halb verlegen — seine Zunge, die mit ihm durchging, anzuhalten.

Unter anderm stellte er eine Frage in bezug auf ein paar junge Kühe, die er auf dem Markt gehabt hatte.

„Haben Sie denn die Brönlunder verkauft, Hansen?"

„Ja, wahrhaftig, die bin ich losgeworden. Aber was hab' ich dafür gekriegt! Da war kein Zug in der Geschichte heut, keine Preise! Wie verratzt war das Ganze!"

„Nun, heute Vormittag waren Sie doch ganz anderer An-

sicht. Ich sah, daß Sie in einer sehr muntern Gesellschaft im Hotel saßen. Ich glaube, Sie waren schon beim Grog!"

„Ja, da waren ein paar Geschäftsreisende. Und dann hatt' ich solch mörderliches Zahnwehe. Es war nicht zum Aushalten."

„Ach, hilft denn Grog gegen Zahnschmerzen?" sagte der Kandidat spöttisch und sah nach Lindemark hinüber, der ihm schweigend Beifall zulächelte.

„Ob Grog helfen kann? Wo sind Sie denn eigentlich her, mein Lieber, daß Sie das nicht wissen! Ein tüchtiger Grog aus Rum ist großartig. Ich brauche nie ein anders Mittel. Meine Frau auch nicht. Sobald ich das leiseste Mucken spüre, trinke ich bloß vier, fünf glühend heiße Gläser Grog, das eine gleich hinter dem andern her, und die Zahnschmerzen sind weg wie nichts."

„Aber wo bleiben Sie selbst dabei ab, Hansen?" fragte Lindemark. „Was, wo ich selbst abbleibe? Wo ich selbst —? Ach Sie wollen witzig sein, Lindemark! Sie wolln witzig sein! das sollten Sie man lieber nachlassen, denn dabei kommen Sie doch man schlecht weg. Ne, das begeben Sie sich man, Lindemark! Das begeben Sie sich man!"

So fuhr er fort zu krähen, während er sich ohne Erfolg bemühte, seine große, hölzerne Pfeife anzustecken. Er strich ein Streichholz nach dem andern an, paffte, was das Zeug halten wollte und verbrannte sich die Finger, ohne zu bemerken, daß der Pfeifendeckel geschlossen war.

Der Krugwirt kam jetzt mit Kaffee für ihn und den Kandidaten herein. Er hielt eine Pottflasche Kognak unter dem Arm, die er mit einem „Ist's gefällig" mitten auf den Tisch stellte.

„Ja, das ist alles ganz schön, dies hier!" sagt Gutsbesitzer Hansen. „Aber ich habe eine Heidenangst, die Flasche anzufassen. Lindemark sitzt da und zählt jeden Tropfen."

Auf einmal ward es ganz still in der Stube. Die Tür zum Nebenzimmer hatte sich aufgetan, und dort im dunkeln stand eine sonderbar aussehende männliche Gestalt und hielt sich mit der einen Hand an dem Türpfosten fest. Mit der andern beschattete er die Augen, geblendet wie er war, von dem Schein der Hängelampe. Er hatte einen ziemlich vertragenen Jagdanzug an, und seine Ledergamaschen reichten ihm hoch an den Beinen hinauf. Um den Hals trug er ein kleines, blutrotes, seidenes Tuch. Es war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, groß und mager, aber von knochenstarkem Bau. Namentlich hatte er eine ungewöhnliche Schulterbreite, die jedoch zum Teil durch Ausstopfen hervorgebracht zu sein schien.

Er stand eine Weile da und musterte die Gesellschaft schweigend. Als er den fremden Kopenhagener entdeckte, huschte ein ängstlicher Ausdruck über sein Gesicht. Dann griff er hastig nach einer Flinte, die neben der Tür an der Wand hing.

Herr Hansen, der ihn zuletzt erblickt hatte, schlug mit der Hand auf den Tisch und brüllte: „Da haben wir, hol mich der Kuckuck, Seine Hoheit! Guten Abend, Hacke! Kommen Sie her und setzen Sie sich zu uns."

Ohne zu antworten, hängte der Mann die Flinte über seine Schulter und schickte sich zum Gehen an.

„Na, warum wollen Sie denn jetzt so spanisch sein? Ich spendiere einen kleinen Aufstrammer?"

Bei diesen Worten blieb der Jäger stehen und griff mit der Hand an seinen langen, buschigen Schnurrbart.

„Aber ich kenne den Herrn da ja nicht!" sagte er scheu.

„Ich will Sie bekannt machen. Das ist Leutnant Hacke —"

„Von Hacke", verbesserte Gutsbesitzer Lindemark mit einem leisen Lächeln.

„Na ja — — von Hacke. Unser Dünenassistent ist ein Geschwisterkind von dem Minister. Daß Sie es nur wissen. Und das ist Herr Kandidat — — äh — äh — —"

„Mein Name ist Glob."

Mit der sonderbaren Mischung von Verlegenheit und offiziersmäßiger Unverschämtheit grüßte der Dünenassistent, indem er die Augen halb schloß.

„Ist mir eine Ehre", sagte er in die Luft hinein.

„Heda, Wirt!" rief Herr Hansen: „Bier über die ganze Linie und kleine Gläser zu Kognak!"

„Danke, für mich nichts", sagte Gutsbesitzer Lindemark.

„Auch für mich nicht", kam es wie ein Echo von dem Kandidaten, der jede Gelegenheit ergriff, um sich bei ihm einzuschmeicheln. Darum hatte er sich bei der Vorstellung auch nur halb erhoben. Er hatte seine Augen gebraucht und gemerkt, daß Lindemark und der Dünenassistent einander nicht begrüßt hatten.

„Ach, Ihr Bangbüchsen!" brüllte Hansen. „Dann könnt Ihr meineswegen auch bei Eurem Frauenzimmergesöff sitzen bleiben und Grillen fangen. Kommen Sie, Hacke! Wir beide wollen ein Seidel Bier trinken und einen kleinen Schluck aus der Flasche dazu."

Der Leutnant klemmte sich zwischen den Tisch und die Bank und setzte sich mit einem Krachen in die eine Ecke nieder, — die Flinte legte er auf das Kissen, hier blieb er sitzen, schweigend und tiefernst und drehte mit einer langen, nervöszitternden Hand an seinem Schnurrbart, indem er ununterbrochen bald das eine, bald das andre seiner buschigen Enden in den Mund steckte. Schön war er nicht. Die Nase war ein kleiner rötlicher Klumpen. Die Haut in dem übrigen Teil des mageren Gesichtes war runzelig und fahl. Die kleinen dunklen Augen schweiften unruhig mit einem eigenartig

geistesabwesenden Blick von einem der Tischgenossen zum andern. Und doch war es unverkennbar, daß er gar nicht gleichgültig dagegen war, ob die andern und namentlich der Fremde — ihn auch recht beachteten.

„Prost, Hoheit!" sagte Hansen, als das Bier kam.

„Wohl bekomm's!"

„Haben Sie übrigens das Neueste gehört? Der Herr Kandidat ist hier zu uns gekommen, um die Aufforstungen zu studieren. Was sagen Sie dazu, Hacke? Das kitzelt, was? Ich will Ihnen nämlich erzählen, Herr — — Herr — — Herr Kopenhagener, daß Herr Hacke so 'ne Art Buschmann ist. Er ist wütend über all die Zivilisation, die wir hier machen. Wenn er bloß könnte, dann verwandelte er, weiß Gott, ganz Vendsyssel in eine große Wüstenei, wo er herumgehen und Löwen und Hyänen schießen könnte — — und wilde kleine Mädchen! Ich will Ihnen nämlich sagen, Herr Hacke schwärmt für diesen sogenannten Naturzustand aus der Urzeit — — — von anno dazumal, Sie wissen wohl, als die Damen noch ohne Hosen gingen!"

Er hatte die ganze Zeit, während er sprach, das Bierseidel an dem Mund gahabt, vergaß aber zu trinken. Jetzt setzte er es hin, um sich durch ein schallendes Gelächter zu erleichtern, das jedoch schnell von einem Hicksen zum Stillstand gebracht wurde.

Der Dünenassistent antwortete ihm nicht, er hatte kaum einmal richtig gehört, was er sagte. Aber schon allein der Spektakel, den die Stimme des Mannes machte, genierte ihn offenbart. Zwei lange, qualvolle Runzeln waren auf seiner Stirn zum Vorschein gekommen, und seine Augenlider zuckten nervös. Er sah überhaupt so niedergedrückt und gequält aus, daß Kandidat Glob anfing, Interesse zu spüren, und es nicht lassen konnte, ihn zu betrachten, Lindemark dahingegen

hatte sich wieder hinter seine Zeitung versteckt und sah wiederholt nach der Uhr.

Herr Hansen fuhr fort zu hicksen. Er merkte es selber nicht, wurde aber trotzdem boshaft. Er legte seinen schweren Oberkörper vorneüber auf den Tisch und ließ seine gläsernen Augen zwischen Lindemark und dem Dünenassistenten hin und her wandern. Gleichzeitig versuchte er, dem Kandidaten vertraulich zuzunicken, als wolle er sagen, jetzt würde er gleich etwas Lustiges erleben.

„Warum sagt Ihr denn kein Wort Freunde? Wollten Sie nicht was sagen, Lindemark? ... Na, lassen Sie das nach, Hacke! Rollen Sie nicht so mit den spanischen Guckaugen. Geben Sie lieber 'ne Frauenzimmergeschichte zum Besten. Eine von den guten! Mir deucht, es ist so lange her, seit wir die von Plevna gehört haben — — von ihr, von Ihrer Muscka, die den Krieg als Tamburschläger mitmachte und ein Kind in die große Trommel hineinsetzte. — — Stellen Sie sich mal vor, Kopenhagener — — mitten während des Marsches; und Herr Hacke hat aus Leibeskräften auf das Kalbfell losgebullert, damit man sie nicht schreien hören sollte. Die Geschichte ist gut — was? Erzählen Sie die mal, Hacke! — Oder erzählen Sie von drüben von Asien, Sie wissen ja, wie Sie Löwenfrikassee zum Frühstück bekamen. Und Tigerfrikandellen, mit gestobten Affenfingern."

Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, und es gelang ihm diesmal endlich einem schallenden Gelächter Luft zu machen.

„Sie brauchen so viele Worte, Hansen", sagte der Dünenassistent mit einem müden Lächeln, das die Lippen nur an der einen Seite trennte. „Zwei sind genug, sagt die Schrift. Fragen Sie nur Herrn Gutsbesitzer Lindemark."

Als er seinen Namen hörte, erhob der Gutsbesitzer seinen

Kopf und sah von Hacke an. In dem Augenblick, als sich ihre Blicke über dem Tisch begegneten, wollte es dem Kandidaten Glob scheinen, daß es in der Luft blitzte, als kreuzten sich ein paar Klingen.

„Wovon reden Sie?“ fragte Lindemark.

Der Dünenassistent verneigte sich förmlich.

„Ich war so frei, die Ansicht zu äußern, daß unser lieber Freund in der andern Welt schwer wird büßen müssen für die Wortvergeudung. Wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, steht in einem gewissen Buche ein bemerkenswertes Wort geschrieben — — —“

Herr Hansen fiel ihm in die Rede.

„In der andern Welt. Wieviel Sie sich in letzter Zeit mit der andern Welt beschäftigen, lieber Hacke! Was fehlt Ihnen eigentlich? Sie hätten heut doch mit nach Aalborg kommen sollen. Sie hatten es nötig. So ein alter Pflastertreter kann es nicht aushalten, so lange mit trockenem Mund herum zu laufen. Das schlägt aufs Gehirn.“

Herr von Hacke erhob sein Bierseidel.

„Herr Hansen, darf ich Sie bitten, Ihrer Frau Gemahlin meinen Respekt zu vermelden?“

„Meiner Frau? Nein, nun wissen Sie wohl nicht, mit wem Sie reden, Hacke! Sie meinen wohl einen andern — wie?“

Er sah mit einem breiten Grinsen zu Lindemark hinüber, der wieder hinter der Zeitung versteckt saß. Aber plötzlich wurde er unsicher. Seine starren Augen traten noch weiter aus dem Kopf heraus.

„Was wollten Sie damit sagen?“ fragte er und lehnte sich mit seinem ganzen Gewicht nach dem Dünenassistenten hinüber, um ein ernstes Wort mit ihm zu reden. Aber unglücklicherweise versagte ihm nun die Zunge gänzlich. Während

sein Kopf röter und röter wurde, konnte er nur lallen: „Sie sollten wirklich — — das will ich Ihnen nur sagen, Hacke —“

„Lassen Sie! Lassen Sie nur, lieber Freund!“ sagte von Hacke nachsichtig und erhob die Hand. Dann wandte er sich an Kandidat Glob.

„Beabsichtigen Sie, sich hier längere Zeit aufzuhalten, Herr Kandidat?“

„Nein, ich bin eigentlich auf der Durchreise.“

„Wahrscheinlich sagen Ihnen die Lokalitäten nicht zu. Sehr begreiflich. Ich kenne aus Erfahrung die Boudoire da drinnen. Gerade nicht komfortable! Da pflegen auch reichlich Mistkäfer im Bettstroh zu sein. Aber so ist das Leben hier nun einmal — — In bezug auf alle Verhältnisse. Man muß sich an den vertraulichen Umgang mit Mistkäfern gewöhnen. Sie verstehen? Aber — — Que faire? Il faut être souple avec la pauvreté! Nicht wahr, Sie kennen das Zitat?“

Glob kannte es nicht, sagte aber trotzdem ja.

„Sie sind Kandidat, nicht wahr?

„Philologe — ja.“

„Ach! sehr interessantes Studium! Wie alt sind Sie, mit Erlaubnis zu fragen?“

„Dreiundzwanzig.“

„Ein glückliches Alter! Man wäre imstande, Sie zu beneiden! Ich will Ihnen sagen, wenn man die Vierzig erreicht und den Gütern des Lebens hinreichend Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, ist der Rest im Grunde eine langsame Vorbereitung auf das große Festmahl für die Würmer, zu dem unser geehrter Kadaver einmal dienen soll. Ein lustiger Gedanke, nicht wahr?“

Er schloß die Augen schmachtend, öffnete sie aber sogleich wieder, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

„Dann kennen Sie auch die slavische Literatur“, fuhr er

nach einer Pause fort, während welcher er sich mit unerschütterlichem Ernst noch einen Kognak eingeschenkt und langsam heruntergegossen hatte. „Puschkin und Podolnisky — nicht wahr? Ich schwärmte in meinen jungen Jahren selbst sehr für Poesie. Im Felde konnte ich die ganzen Nächte hindurch lesen. Madame Schickin. Sehr interessant! Jetzt macht mir so was keinen Spaß mehr. Wenn man mein Alter erreicht hat, fühlt man sich mehr von der Wissenschaft und dem logischen Denken angezogen. Sie verstehen? Hegel — nicht wahr? Vorzüglicher Philosoph! Aber wie ist die Sache noch, — glaubt Hegel im Grunde an die Unsterblichkeit? Ich meine: An die Auferstehung, an das andere Leben und an das Alles?"

Der Kandidat fühlte sich nicht aufgelegt zu einer philosophischen Diskussion in dieser Gesellschaft. Er begnügte sich deswegen damit, zu sagen, daß Hegels System veraltet sei, und daß man ihn jetzt überhaupt als verfehlt betrachte.

„Natürlich, die Wissenschaft entwickelt sich. Unsterblichkeit? Was ist das? Pfaffengewäsch, nichts weiter. Wenn man glücklich tot ist, ist die Rechnung quittiert. Dann kann man zwischen seinen sechs Tannenbrettern liegen und auf die Auferstehung warten in Form von Wasserdämpfen, Kalkstoffen, Gasarten oder Elektrizität. So ist es. Ein wirklich trostreicher Gedanke, nicht wahr? Man setzt sein Leben als schön blühender Busch fort — — oder auch als fruchtbringender Regen — — als reinigendes Gewitter. Ich habe viel über diese Dinge nachgedacht, habe mir mein eigenes System gebildet, kann ich wohl sagen."

Der Kognak hatte ihn schnell verwandelt, die Scheu war verdunstet. Mit wachsendem Selbstgefühl fuhr er fort zu salbadern. Und beständig huschten seine kleinen, eifrigen Augen um den Tisch herum, um die Wirkung auf die andern zu beobachten.

Herr Hansen saß mit offenem Munde da, ein Bild versteinerter Bewunderung, und schlief inwendig. Der Kandidat mußte freilich häufig über diesen Jägersmann lächeln, der sich plötzlich als Denker offenbarte, aber trotzdem wurde seine Phantasie gefangen genommen. Er sagte sich selbst, daß dies doch endlich einmal eine eigenartige Figur sei, die er einmal in einem Roman verwenden konnte.

Über Lindemark war eine sonderbare Unruhe gekommen, das konnte man unter anderm an dem Geräusch seiner Stiefel hören, die beständig auf dem mit Sand bestreuten Fußboden hin- und herrückten. Es war ihm offenbar eine Qual, zu sehen, wie der Dünenassistent anfing, Terrain bei dem Fremden zu gewinnen. Schließlich erhob er sich und trat an ein Fenster, um zu sehen, ob der Mond noch nicht aufgegangen war, damit er fortkommen konnte.

Als er zu seinem Stuhl zurückgekehrt war, fiel er ohne weiteres dem Dünenassistenten in die Rede und fragte den Kandidaten, ob er nicht Lust habe, mit ihm nach Großhof zu kommen und dort zu übernachten, dann könnten sie gleich am Morgen hinabwandern, um seine Anpflanzungen zu besehen und was er sonst noch zu zeigen habe. Es sei ja nicht gerade gemütlich in so einem Krug, und er habe Platz genug auf seinem Wagen.

Kandidat Glob war gar nicht so dankbar, wie er es gewesen wäre, ehe Herr von Hacke sich gezeigt hatte. Er dachte sogar daran, die Aufforderung geradezu abzulehnen, mußte dann aber daran denken, was von dem Bettstroh hier und den Mistkäfern erzählt war. Er machte deswegen nur die pflichtschuldigen Einwendungen:

„Störe ich aber auch sicher nicht? — Es ist wirklich zu gütig! — — Und was wird Ihre Frau Gemahlin sagen?"

„Machen Sie sich keine Sorgen, auf Großhof steht immer

ein Fremdenzimmer bereit, so daß Sie sogleich in die Klappe kriechen können, wenn Sie müde sind."

„Aber, kann ich es auch wirklich verantworten? — —"

„Natürlich können Sie das! Hier in Vendsyssel machen wir nie so viel Umstände. In einer Viertelstunde haben wir Mondschein, dann können wir fahren. Ist die Sache abgemacht?"

Von diesem Augenblick an ging mit Herrn Hackes Wesen eine neue und noch überraschendere Verwandlung vor sich. Zuerst saß er eine Weile schweigend da, als sei er plötzlich nüchtern geworden, während seine Augen mißtrauisch zwischen Lindemark und dem Kandidaten hin und herwanderten. Dann warf er sich mit einem kleinen Lachen in die Sofaecke zurück, legte das eine gamaschenbekleidete Bein auf das Polster und sagte:

„Hat man je so was gesehen! — — Also Sie fangen an, offenes Haus zu halten, Lindemark! Sie beherbergen verunglückte Wandersleute! Sehr lobenswert! Eine wirklich anerkennenswerte Äußerung Ihrer allerchristlichsten Gesinnung! Sie haben die Absicht, sich hier in der Gegend als barmherziger Samariter zu etablieren?"

„Nun ist es wohl nachgerade bald genug, Hacke", sagte Lindemark. „Sie strengen sich zu sehr an, geistreich zu sein."

Sein befehlender Ton machte den Mut des Dünenassistenten sofort sinken. Aber nur für einen Augenblick. Er verbeugte sich abermals mit ironischer Höflichkeit vor ihm und sagte:

„Wie es Ihnen beliebt! Stets Ihr gehorsamer Diener! Es ist wohl überhaupt kühn von einer Person in meiner jetzigen inferioren Stellung, so gerade heraus mit einem so verdienstvollen Mann zu sprechen. Es mag mir zur Entschuldigung dienen, daß meine Familie, die über vierhundert

Jahre alt ist, in den letzten zweihundert Jahren König und Vaterland in den höchsten Stellungen und mit der allerhöchsten Anerkennung gedient hat, während Ihre verehrte Familie, so viel ich weiß, es noch nicht zu einem Namen im Staatskalender gebracht hat."

Lindemark zuckte schweigend die Achseln und sah lächelnd zu dem Kandidaten hinüber.

Gutsbesitzer Hansen war erwacht. Er erinnerte sich plötzlich der anzüglichen Bemerkung des Dünenassistenten und seines eigenen Zorns.

„Hören Sie mal, Hacke, was meinten Sie eigentlich vorhin mit dem, was Sie von meiner Frau sagten?"

„Ach, lassen Sie das, lieber Freund, lassen Sie das!" sagte der Leutnant und machte eine königlich abwehrende Bewegung. Er erhob sich im selben Augenblick und ging hin, um seine kleine Jagdpfeife aus der Tabaktonne zu stopfen, die hier — wie in den meisten westjütischen Gasthöfen damals — zur freien Benutzung der Gäste oben auf dem Ofen stand.

Während er damit beschäftigt war, die Pfeife auszukratzen, und dabei den andern den Rücken wandte, kam Herr Hansen auf den Einfall, sich an ihm zu rächen, indem er ihm einen derben Schnaps braute. Lautlos schüttelte er den Inhalt des halbgefüllten Bierseidels in den großen Spucknapf, der zwischen seinen eigenen Füßen stand, und füllte es dann wieder mit Kognak aus der Flasche.

„Ich will ihm die Schnauze ein wenig einpfeffern!" flüsterte er den andern zu. „Er ist so großschnäuzig geworden, der arme Deubel!"

Der Kandidat ärgerte sich darüber, daß man einen Unglücklichen so zum Narren hatte, aber als Fremder wagte er nicht, einzuschreiten. Auch Lindemark legte sich nicht ernstlich ins Mittel, er begnügte sich damit, mißbilligend den

Kopf zu schütteln. Er hatte offenbar nichts dagegen, zu sehen, wie Herr von Hacke aufgezogen wurde.

Der Dünenassistent fing nun an, da hinten beim Ofen eine Melodie vor sich hinzusummen. Er sang ein Bruchstück von einem unzüchtigen Liede und fragte dann, während er die Pfeife anzündete: „Kennen Sie das, Lindemark? Jetzt, wo Sie sich offenbar der Jugenderziehung widmen wollen, sollten Sie sich auf die Volkspoesie legen. Aber was meinen Sie zu diesem:

„Wenn Ludwig auf dem Meer sich wiegt,
Sie sich in Thorwalds Arme schmiegt!"

Er kehrte zu dem Tisch zurück und plazierte sich mit einem Fluch wieder in seine Sofaecke. Und nun fing er an, verblümt von dem lächerlichen Anblick zu reden, den es gewähre, wenn junge Hähne anfingen, schön zu tun, und von den Helden von heutzutage, die leibhaftig aussähen, als hätte ein altes Spittelweib sie aus der Nase geschnoben.

„Verzeihen Sie, Verehrtester!" sagte er und wandte sich direkt an Kandidat Glob. „Ich sehe, Sie tragen einen hohen Kragen. Ich will nicht gerade behaupten, daß es Sie kleidet, aber ich muß einräumen, daß es eine praktische Mode für Leute ist, die einen Stengel unter dem Kopf haben statt eines richtigen Halses. Genau so wie bei Kohlköpfen. Der liebe Gott ist manchmal ein großer Spaßmacher."

Er warf sich mit einem lauten Lachen zurück und drehte selbstzufrieden an seinem langen Schnurrbart, so daß die buschigen Enden gerade in die Höhe standen. Lindemark holte abermals seine Uhr heraus, und Herr Hansen schielte ängstlich, halb erwartungsvoll zu dem Kandidaten hinüber, der jetzt endlich wütend geworden war.

Aber ehe Ludwig Glob sich zu einer Antwort gesammelt hatte, ergriff Herr Hansen das Wort:

„Hören Sie jetzt einmal, Hacke! Lassen Sie uns Frieden halten! Wir wollen gemütlich sein und uns nicht zanken. Warum trinken Sie denn nicht? Sie sind ja ganz trocken im Halse. Lassen Sie uns einen Schluck Bier trinken! Prost!"

„Prost! liebenswürdiger Dicksack", antwortete Herr Hacke und griff nach seinem Seidel. „Sie liebe ich! Trotz all Ihrer fünfzehn Liespfund Speck sind Sie doch ein richtiger Mensch. Bei Gott! Sie haben meine Achtung! Vierzehn Ellen Darm und eine Flohme! ein richtiger Mensch! Sie kriegen kein Herzweh vor Begabung. Sie halten die Nase hübsch am Boden sowie die Schweine! Prost!"

Er führte das Seidel an den Mund. Aber unterwegs machte er halt wie mit einem Ruck, der Spiritusgeruch hatte rechtzeitig den heimtückischen Anschlag verraten, und er begriff sofort den Zusammenhang.

Er sah in einem Augenblick so aus, als wenn er in seiner Wut das Seidel mitsamt dem Inhalt dem andern direkt an den Kopf schleudern wolle; aber er besann sich und nun setzte er es ruhig an den Mund und fing an, es zu leeren.

„Aber Mensch! Sind Sie denn ganz und gar verrückt!" brüllten auf einmal Hansen und Lindemark und sprangen auf, um ihm das Seidel zu entreißen. Es war jedoch zu spät. Er lerrte es bis auf den Boden und schlug es dann mit seiner ganzen Kraft gegen die Tischplatte, so daß es zersplitterte und an die Erde rasselte.

Auch der Kandidat hatte sich erhoben. Er war so ergriffen, daß er dastand und bebte.

Herr von Hacke warf sich hintenüber, die Hand in die Seite und maß sie alle drei mit heldenmäßiger Verachtung.

„Warum sehen die Herren so verdutzt aus? — War das etwa nicht die Absicht? — Seid Ihr bange vor einem Betrunkenen? Fürchtet Ihr Euch, daß ich Euch ein paar kleine

unangenehme Wahrheiten auftischen werde? — Frischen Mut, Ihr Jungen! Ich will Euch heute verschonen. — —"

Im selben Augenblick steckte der Krugwirt den graubärtigen Kopf zur Tür herein, um zu melden, daß der Mond jetzt aufgegangen sei. Als der Kopf wieder verschwunden war, fuhr Hacke fort, während die andern eifrig beschäftigt waren, ihre Sachen zusammenzusuchen und von dannen zu kommen:

„Fahret hin in Frieden, Ihr guten Ehemänner! Ich beneide Euch nicht um Eure Heimkehr! — — Haben Sie die Güte, Ihrer Frau Gemahlin meinen Respekt zu vermelden, lieber Hansen! Weiß Gott, ich meine das aus ehrlichem Herzen. Sagen Sie gütigst Frau Hansen, ich hätte auf ihre Gesundheit getrunken — — und auf aller tugendsamen Frauen Gesundheit! Sie leben hoch! Salut!"

Bei dem letzten Wort nahm er seine Flinte und feuerte sie mit steifem Arm auf den Ofen ab.

„Salut!" wiederholte er und abermals knallte ein Schuß, während die Hagelkörner auf dem Fußboden herumrasselten, und die Stube sich mit Rauch anfüllte.

Der Krugwirt stürzte herein. Ein Hund heulte draußen in der Küche, das ganze Haus kam auf die Beine.

„Was sind das für Streiche? Treiben Sie hier nun wieder Ihre Narrenpossen, Hacke?"

Der alte Graubart war bitterböse, aber Herr von Hacke lächelte ihn an.

„Gut gebrüllt, ehrwürdiger Schnapsschenker! Was wollt Ihr hier übrigens zwischen den Gräbern?"

Gutsbesitzer Hansen, der plötzlich wieder zu Verstand gekommen war, flüsterte dem Krugwirt zu:

„Wir müssen sehen, daß wir ihn bei Seite schaffen, er wird jetzt ganz kollerig." Und zu Hacke selber sagte er vorsichtig, indem er ihn am Ärmel zupfte: „Seien Sie nun vernünftig,

lieber Freund. Es war ja gar nicht böse gemeint. Kommen Sie, wir wollen ein wenig Luft schnappen."

Aber Hacke schleuderte ihn in aufbrausender Wildheit von sich:

„Rühren Sie mich nicht an, — Sie Stinktier! Zur Hölle mit Euch allen zusammen! Macht, daß Ihr nach Hause kommt! Eure Weiber erwarten Euch! — — Wo ist er denn geblieben, dieser junge Seidenaffe? Friede mit ihm! Glückauf zur Arbeit, junger Mann! Mein Segen geleitet Sie! Ja, freilich, mein Segen sage ich!"

Plötzlich geschah etwas Unheimliches. Er hatte kaum das letzte Wort ausgesprochen, als er zusammenbrach. Sein Gesicht ward fahl. Der Kopf sank auf die Brust herab.

Gutsbesitzer Hansen und der Krugwirt stürzten herzu. Der letztere sprengte ihm ein wenig Bier ins Gesicht. Auch Lindemark kam von der Tür hergelaufen, um beim Lösen seiner Kleider behilflich zu sein, während der Kandidat, der in dem Schrecken des ersten Augenblicks an das andere Ende des Zimmers geflüchtet war, jetzt, wo der Ohnmächtige wieder Lebenszeichen von sich gab, interessiert auf den Zehenspitzen herangeschlichen kam, indem er dachte, daß wahrlich auch diese Szene einmal in einem seiner Romane benutzt werden sollte.

„Wir wollen ihn da drinnen aufs Bett legen", sagte Herr Hansen. „Dann wird er wohl von selbst wieder zu sich kommen."

Sie trugen ihn fort. Der Kandidat folgte mit Hackes Hut hinterdrein, damit ihm ja nichts entgehe.

„Der Dünenassistent ist wohl ein sehr merkwürdiger Mensch", sagte er zu dem dicken Gutsbesitzer, als sie wieder in der Stube standen, und Lindemark hinausgegangen war, um nach dem Wagen zu sehen.

„Ja, darauf können Sie Gift nehmen. Er ist Feuer und Flamme durch und durch — ein richtiger Feuervulkan, das können Sie mir glauben. Und verteufelt gefährlich für die Frauenzimmer, so alt er auch ist."

„Das kann ich sehr wohl verstehen."

„Unter uns gesagt, da ist namentlich eine gewisse Dame in der Gegend, die ganz toll hinter ihm her ist. Aber ich hab' nichts gesagt."

„Aber warum ist er denn — — Ich meine — — Er ist doch scheinbar schrecklich unglücklich nicht wahr?"

Der dicke Mann zerrte an seinem Bart.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll. Ich kenne solche Art Leute nicht. Sie sind so schnurrig, finde ich, in der Beziehung — — — St!"

Lindemark war hereingekommen und meldete, daß der Wagen warte.

Nach einer Weile war es still und stumm in der Stube, wo der Rauch noch dicht unter den Deckenbalken hing. Nur der Krugwirt ging umher und untersuchte die Wände in der Umgebung des Ofens, in denen ein Hagelkorn neben dem andern saß.

„Zum Teufel auch", fluchte er. „Hat er nicht auch das Bild kaput geschossen. Das soll ihm, zum Kuckuck auch, ein teurer Spaß werden! Verdammt und verflucht!"

Gutsbesitzer Lindemark und sein jugendlicher Gast hatten ungefähr anderthalb Meilen zu fahren. Der Sturm hatte sich aufgenommen, und der Mond leuchtete nur gerade so viel, daß sie mit genauer Not den schmalen Nebenweg erkennen konnten, in den sie eingebogen waren. Wenn Lindemark im

Krug eingekehrt war, so hatte das seinen Grund einzig und allein in der Finsternis gehabt, und weil man infolge des Sturmes nicht mit Laternen fahren konnte.

Sie wechselten im Anfang nicht viele Worte. Dazu waren sie, jeder auf seine Weise, zu sehr erfüllt von der eben erlebten Szene.

„Ihr Freund, Leutnant von Hacke, ist wohl ein sehr eigentümlicher, exzentrischer Mensch", meinte der Kandidat, obwohl er recht gut wußte, daß selbst eine so bedingte Anerkennung seinem Wirt nicht angenehm sein konnte. Aber er sagte das absichtlich, um die Wirkung zu beobachten.

Lindemark antwortete auch nicht sogleich, aber als er sprach, war sein Ton ganz ruhig, die Worte waren genau erwogen:

„Es tut mir leid, daß Sie Zeuge eines so unheimlichen Auftrittes werden mußten. Und zwar um so mehr, als es sich ja hätte vermeiden lassen, — ich spreche mich selbst auch nicht ganz frei von Schuld. Herr Hacke gehört zu den unglücklichen Menschen, die — wie man sagt — auf schlechtem Fuß mit dem Leben stehen, das heißt richtiger, mit sich selbst. Ich habe das aufrichtigste Mitleid mit ihm. Aber wenn Sie ihn meinen Freund nennen, so muß ich protestieren. Über den geselligen Verkehr hinaus, den die Verhältnisse in einer so entlegenen Gegend einem sozusagen aufzwingen, haben der Dünenassistent und ich absolut nichts miteinander zu schaffen."

„Er hat wohl eine sehr bewegte Vergangenheit gehabt. Wenn ich eine Äußerung von Herrn Hansen richtig verstanden habe, so hat er als junger Leutnant an dem russisch-türkischen Krieg teilgenommen."

„So erzählt er selbst. Aber Herr Hacke ist im Besitz einer wahrhaft münchhausenschen Phantasie. Es wird ihm oft sehr schwer, die Taten andrer von seinen eigenen Erlebnissen zu

unterscheiden. Ich beschuldige ihn nicht, bewußt die Unwahrheit zu sagen. Ich bin überzeugt, daß er in den meisten Fällen an das glaubt, was er erzählt."

„Aber wie ist so ein Mann nur einmal hier gestrandet? Und als Dünenassistent?"

„Ja, das ist eine äußerst untergeordnete Stellung, die im Grunde nirgends hingehört. Der Platz wurde vor zwei Jahren geradezu für ihn geschaffen, um ihn unterzubringen. Der abgegangene Ministerpräsident ist sein Onkel. Nun, ich sage gar nichts dazu. Er war sicher damals im Begriff vollkommen zugrunde zu gehen — war, gerade ausgesagt, in die Kopenhagener Hefe hinabgesunken — da kann man sich ja gar nicht wundern, daß eine Familie mit dem angesehenen Namen ihn gern so weit wie nur möglich aus der Hauptstadt entfernt sehen wollte.

„Wohnt er dort im Krug?"

„Nein, er ist bei einem Bauer da draußen in den Dünen einquartiert, die Familie bezahlt für ihn. Übrigens glaube ich wohl, daß er sich hauptsächlich im Krug aufhält; und überhaupt streift er hier in der Gegend umher, wie es ihm beliebt."

„Er ist also nicht verheiratet?"

„Offiziell nicht. Doch soll er einmal, wie ganz bestimmt behauptet wird — zeitweilig — mit Mademoiselle Pole, der berühmten Kunstreiterin, heimlich verheiratet gewesen sein."

„Ist das möglich! Mit der Pole!"

„Auf alle Fälle ist er als ihr Mann — oder Liebhaber — oder was es nun gewesen sein mag — seiner Zeit auf die langen Reisen gekommen, die er nachweislich rund herum in Europa und vielleicht auch in anderen Weltteilen gemacht hat. Und übrigens soll er ja auch später seinen Unterhalt bei dergleichen Damen gehabt haben. Es gibt sogar Leute, die

behaupten, daß er selbst in der Manege aufgetreten ist. Aber das glaube ich nun doch nicht!"

„Es wundert mich nur," sagte der Kandidat nach einer Pause, „daß Leutnant von Hacke seiner Familie gestattet hat, sich auf diese Weise in seine Angelegenheiten zu mischen. Das scheint mir so wenig zu seinem Charakter zu passen. Hat er sich wirklich ganz gutwillig hier draußen anstellen lassen?"

„Ich sage Ihnen ja, daß er damals — vor zwei Jahren — sehr weit herunter war, geistig wie auch körperlich. Es blieb ihm nur die Wahl zwischen dieser „Verbannung", wie er es selber nennt, und dem Aufenthalt an einem Ort, wo er überhaupt jeglicher Freiheit beraubt sein würde."

„Meinen Sie das Gefängnis?"

„Nein — das Irrenhaus!"

„Man hat daran gedacht, ihn einzusperren?"

„Ja. Und das wäre gewiß auch für ihn das Beste gewesen, wenn man Ernst daraus gemacht hätte. Wie gesagt: Herr Hacke ist ein sehr unglücklich gestellter Mensch, der nie zu Frieden und Einverständnis mit sich selbst — und daher auch nicht mit andern kommen wird. Das tut mir natürlich leid für ihn. Aber in der Schrift steht ja geschrieben, daß Friedlosigkeit die Strafe für den ist, der sich wider das Gesetz des Herrn auflehnt."

Kandidat Glob mußte sich in die Lippen beißen, um ihm nicht ein Gesicht zu schneiden und seine Verachtung zu verraten.

Er dachte: Da sitzt diese zahme Krähe so sicher in ihrem Pelzmantel und krächzt so fromm, so beherrscht und nachsichtig über den wilden, heimatlosen Vogel, der vielleicht in diesem Augenblick einsam auf der Heide herumschweift — allein mit seiner stolzen Menschenverachtung und seinen finstern Gedanken. Wahrlich! Der wilde Westwind hatte

ihn doch nicht genarrt mit seinem nächtlichen Pochen, und er bereute es nicht mehr, daß er sich von seinem beharrlichen: „Komm' heraus!" hatte verlocken lassen. Er war hier ja offenbar in ein Ehestandsdrama spannendster Art hinein geplumst. Wenn er auch nur als Zuschauer daran teilnehmen sollte, ohne einstweilen selbst das starke Umfangen des Lebens, nach dem er sich sehnte, zu empfinden, so war er jetzt doch endlich dem Mysterium der großen Leidenschaft nahe gekommen, und würde Gelegenheit haben, das Menschenherz in Ekstase zu studieren, was ja im Grunde auch die Hauptsache war.

Schweigend sah er sich um in dem heideschwarzen Wüstenland — doppelt schwer und düster jetzt in dem spärlichen Mondlicht — und er begriff gar nicht, daß er vorhin so trostlos gewesen war, über diese großartige Öde und ohne Hoffnung darüber hinausgesehen hatte. Er sagte sich selbst: Dies ist der noch unüberwundene Rest des Spießbürgergeistes in dir, der sich wieder geregt hat. Tod und Teufel! hier saß er ja mitten im Märchenland, in dem Reich der Verzauberung! hier, wo die Natur selbst die Sprache der Leidenschaft redete, wo alles endlos groß und ohne Grenzen war — hier mußte so recht der Erdboden für die starken, freien und rücksichtslosen Gefühle des Menschenherzens sein, die die schwüle Luft des Idylls in der Geburt erstickte.

Er war stumm und andächtig geworden. Er starrte hinauf zu dem finsteren Sturmhimmel, zwischen dessen vorüberjagenden Wolken hin und wieder ein Stern einen kurzen Augenblick zum Vorschein kam, wie ein flüchtiger Schimmer der Ewigkeit. Aber seine Andacht wurde durch Lindemark gestört, der ihn mit seiner Peitsche auf ein sich drehendes Feuerrad aufmerksam machte, das sich von Zeit zu Zeit an dem nördlichen Himmel offenbarte.

„Das ist das Løkstruper Blinkfeuer," erklärte er, „und da haben wir Großhof."

Er zeigte nach Südwesten, wo man ein paar einsame Lichter auf der dunkelen Fläche gewahrte. Jetzt konnte man auch das Meer durch den Sturm hindurchhören, und im Schein des Feuerrades erkannte man in gewissen Zwischenräumen die erste Dünenreihe am Horizont.

Und dann donnerte es unter den Pferden; sie fuhren über eine Brücke. Unter ihnen rieselte ein wenig Wasser durch ein Schutzbrett, und dieser friedliche Laut wirkte aufreizend auf den Kandidaten. Nun war er also wieder heraus aus dem Gebiet der freien Natur. Dies Schleusenwerk war offenbar ein Glied in Lindemarks so berühmtem Berieselungsunternehmen. Hier traf er die Elemente wieder mit Eisen und Riegel gebunden in der Tretmühle der Zivilisation an.

Zehn Minuten später trollen sie auf den Hof hinauf. Eine ältere Haushälterin und eine jüngere, rundwangige Küchenmagd empfingen ihn an der steinernen Treppe.

Drinnen in den Zimmern bellte ein Hund mit grober Stimme. Drüben vom Stall her kam ein Knecht mit einer Laterne herbeigeschlendert.

„Ich bringe einen Gast mit", sagte Lindemark zu der Haushälterin, die schweigend nickte. „Die blaue Stube ist doch in Ordnung? Sorgen Sie dafür, daß dort gleich geheizt wird."

Er führte seinen Gast in ein Zimmer, das seinen Eingang direkt von der Diele aus hatte und nach dem Garten hinauslag. Der Kandidat sah sich um. Unwillkürlich verglich er die Stube mit der Kammer im Krug, und er empfand auf einmal wieder Dankbarkeit gegen seinen Wirt. Hier lag ein Teppich auf dem Fußboden, ein silberner Leuchter stand auf dem Nachttisch, und das Bett mit seinen weißen Vorhängen war zu sehen, wie ein Himmelreich von daunenweicher Üppigkeit.

Nach einer Weile, als er ein wenig Toilette gemacht und seine dämonische Stirnlocke, die der Sturm ganz zerstört hatte, wieder in ihre Stellung über dem linken Auge gebracht war, führte ihn Lindemark in die Wohnstube und stellte ihn seiner Frau vor. Sie saß in einem kleinen niedrigen Lehnstuhl, die eine Hand unter der Wange, die andre müßig im Schoß — ohne Handarbeit oder andre Beschäftigung. Sie sah ihn aufmerksam an, begrüßte ihn aber stumm, und ohne ihm die Hand zu reichen, oder etwas auf seine Entschuldigung betreffs der Umstände, die er verursachte, zu erwidern.

Es überraschte ihn, daß sie nicht größer war. Er hatte sie sich mehr in dem grandiosen Stil vorgestellt. Hier sah er eine verhältnismäßig unansehnliche Dame Anfang der Dreißiger vor sich, im Grunde mager und ganz einfach gekleidet, in einem schwarzen, wollenen Gewand, ohne andern Schmuck als einen gewöhnlichen weißen leinenen Kragen, der auf den Schultern lag. Er fand sie nicht einmal schön. Sie war krankhaft blaß und hatte dunkele Ringe um ein paar große, graue, wunderlich starrende Augen. Sie wirkte im Grunde ein wenig unheimlich auf ihn, und es machte ihn nicht unbefangener, daß vor ihr ein großer, gelbbrauner Pudel lag, der bei seinem Eintreten geknurrt und die Zähne gezeigt hatte, so daß sie ihn hatte beruhigen müssen, indem sie mit ihrer Fußspitze über ihn hinstrich.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen", sagte sie endlich und zeigte auf einen Stuhl.

Er setzte sich und es entstand wieder eine kleine Pause.

„Es ist eine ungewöhnliche Jahreszeit, die Sie zu Ihrem Ausfluge gewählt haben. Touristen pflegen den Sommer hier zuzubringen."

„Ja — ich rechne nun meine Reise nicht zu den gewöhnlichen Touristenausflügen."

„Sie sind vielleicht Dichter?"

Kandidat Glob errötete.

„Nein, den Namen wage ich mir noch nicht beizulegen. Aber es ist allerdings meine Hoffnung, mich einmal dessen würdig zu erweisen."

„Wie? Sie sind Dichter!" rief Lindemark an dem andern Ende des Zimmers aus, und es war ganz deutlich keineswegs ein Freudenausruf. „Davon haben Sie ja gar nicht geredet."

„Ich habe auch bisher meine Kräfte in erster Linie der Wissenschaft gewidmet. Ein sogenanntes Brotstudium kann man ja leider nicht entbehren. Das Interesse für Poesie ist heutzutage so gering, daß man nicht davon leben kann. Es herrscht in dieser Hinsicht die sonderbarste Gleichgültigkeit selbst bei Leuten, denen es sonst nicht an höheren Interessen fehlt."

„Sie haben ganz gewiß recht," sagte Frau Lindemark plötzlich aufmerksam, „sagen Sie mir doch, Herr Glob, welche Bücher haben Sie herausgegeben".

„Wie gesagt — so weit bin ich noch nicht gekommen. Die Verhältnisse in Kopenhagen sind auch nicht gerade günstig für poetische Produktionen. Man wird so sehr zerstreut, und die Menschen sind so uninteressant. Hier draußen auf den freien Weiten — ich habe bereits Gelegenheit gehabt, das zu erfahren, — haben die Persönlichkeiten schärfere und eigentümlichere Profile."

Frau Lindemark lächelte nachsichtig.

„Denken Sie etwa an Gutsbesitzer Hansen? Mein Mann sprach davon, daß Sie ihn im Bjergsteder Krug getroffen haben?"

„Nun, nicht gerade an den!"

„Aber an wen denken Sie denn?"

Er konnte an ihrem plötzlichen Eifer merken, daß sie es erraten hatte. Sie stellte sich auch nicht überrascht an, als er

erzählte, daß er bei derselben Gelegenheit die Bekanntschaft des Leutnants von Hacke gemacht habe, etwas, was ihr Mann ihr offenbar verschwiegen hatte.

„So, der war auch da", sagte sie nur, ohne den Mann anzusehen, der noch immer an dem andern Ende des Zimmers auf und nieder ging. „Ja, er hat da wohl eine Art Zufluchtstätte, der Ärmste!"

Kandidat Glob fand den Augenblick wie gemacht zu einem flotten, kleinen Einschnitt.

„Der Dünenassistent ist wohl ein sehr exzentrischer Mensch," sagte er. „Er ist etwas ganz für sich — — — gleicht keinem andern."

„Leutnant von Hacke ist ein sehr eigentümlicher Mensch — ja. Aber das Leben hat ihn schlecht behandelt. Unsere Zeit ist nicht günstig für dergleichen Persönlichkeiten."

„Er hat sich offenbar ein gut Teil in der Welt herumgetrieben."

„Ach ja, der Hang zu Abenteuern hat ihm von Kind an im Blut gelegen. Er saß noch auf der Schulbank, als er von Hause weglief, um in fremde Kriegsdienste zu gehen."

„Ihr Mann meint ja, daß man ein wenig vorsichtig sein soll in bezug auf den Glauben an das, was er erzählt."

„Ja freilich! Leutnant von Hacke ist ein großes Kind. Er wägt seine Worte wohl nicht immer so genau. Er läßt seiner Phantasie und seinen Trieben die Zügel schießen. Aber was macht das? Da ist ja genug von der entgegengesetzten Art, die nur artig sein und das Leben öde und grau machen kann."

Die Haushälterin mit dem mutlosen Aussehen war aus dem Eßzimmer hereingekommen und hatte sich von hinten dem Stuhl ihrer Herrin genähert. Sie beugte sich nun darüber, um flüsternd eine Frage in bezug auf das Abendbrot an sie zu richten.

„Fragen Sie meinen Mann", sagte Frau Lindemark sofort, ohne sie anhören zu wollen.

Die Haushälterin blieb trotzdem stehen und machte nach einer kleinen Weile einen neuen Versuch, wurde aber ungeduldig abgewiesen. Dann ging sie schweigend zu Lindemark hinein, der gerade damit beschäftigt war, eine Lampe in seinem eigenen Zimmer nebenan anzuzünden, zu dem die Tür offen stand.

Frau Lindemark zog ein Buch hinter dem Rückenkissen heraus, wo es versteckt gelegen hatte; und während sie sich schweigend daran machte, darin zu blättern, ward der Blick des Kandidaten von ihren schönen weißen Händen gefesselt, die schlank in der Form und merkwürdig jung waren. Sie erweckten in ihm die Erinnerung an gewisse, strenge und keusche Heiligenbilder der Renaissance, auf denen des Meisters schwärmerische Anbetung des nackten Frauenkörpers sich schalkhaft in der Darstellung von ein paar sinnberauschenden Händen ausgelöst hat. Das Buch, in dem sie blätterte, war ein häßliches Leihbibliothekexemplar mit gewöhnlichem Einband und einem Nummerzettel auf den Rücken, und es schmerzte ihn ein wenig, dies schmutzige Allerleutebuch von einer so liebreizenden Hand geliebkost zu sehen, die ein in Sammet gebundenes Gebetbuch mit Goldschnitt oder — am allerliebsten — einen Band seiner eigenen Zukunftswerke in Elfenbeinmaroquin mit handgedruckter Vergoldung hätte umfassen sollen.

Eine erneute Musterung, die er mit ihrer Person vornahm, offenbarte überhaupt gar nicht so wenige Schönheitsüberreste bei ihr, und es wurde ihm ebenfalls klar, daß sie keineswegs so gleichgültig in bezug auf ihr Äußeres war, wie er anfänglich den Eindruck gehabt hatte. Freilich war ihre Kleidung sehr einfach und obendrein sehr nachlässig, aber mit dem

tiefen, schwarzen, schlichten Gewand mit seinem breit herabfallenden Leinen um Hals und Handgelenke und mit der dicken, silbernen Kette, die sie wie einen Gürtel um ihre schlanke Taille gewunden hatte, war offenbar ein gewisser mittelalterlicher oder altnordischer Stil beabsichtigt worden. Trotz der augenblicklichen Mode war auch das Haar glatt gescheitelt und in zwei dicken Flechten um den Kopf gelegt. Aber die Augen und das bleiche Antlitz verliehen der ganzen Gestalt den Charakter, — diese wunderlich erloschenen, nebelgrauen Augen, die wie durch eine große Schattenbrille hervorschauten.

„Kennen Sie diesen Roman?" fragte sie.

„Welchen, gnädige Frau?"

„Es ist Bitschkoffs ‚Nathalia'."

„Ja, er ist im vergangenen Frühling bei Schubote erschienen. Ejlertsen hat ihn übersetzt. Es ist schon die zweite Auflage herausgekommen."

„Wie finden Sie ihn?"

„Nun, Ejlertsen ist ja selber kein poetisches Gemüt, da —"

„Ich meine nicht die Übersetzung. Wie finden Sie das Buch selbst?"

„Ausgezeichnet, namentlich sind die Naturbeschreibungen ganz vorzüglich. Aber die Russen sind ja auch wohl unübertroffen in bezug auf die Wiedergabe der Natur. Ich entsinne mich einer Szene, wo Nathalia während eines Gewitters den Geliebten draußen in einem verlassenen Bauernhaus erwartet. Wie der Regen und der Sturm gemacht sind!"

„Entsinnen Sie sich auch der folgenden Szene?"

„Der folgenden Szene?"

„Ja ... in der Nacht ... draußen auf der Steppe?"

„In der Nacht auf der Steppe?"

„Mein Gott! können Sie sich dessen nicht erinnern?" sagte

sie ganz ungeduldig. „Martin Petrowitsch kehrt von seiner Reise heim."

„Martin Petrowitsch ... Ach, ja, ihr böser Stiefvater! Ja freilich! Es ist da, wo er mit seinem Wagen in die Flut stürzt und ertrinkt. Nathalia hat die Nägel in der Brücke gelöst, nicht wahr? ... Ja, das ist meisterhaft! Jetzt erinnere ich mich dessen ganz deutlich! Stille in der halbdunklen Nacht ... der einsame Wagen auf der unendlichen Steppe. Es rieselt einem förmlich kalt den Rücken hinab, als er endlich die Brücke erreicht und die Pferde den Huf auf die schwankende Planke setzen."

„Ja, und was ist dann das Ganze!" sagte sie mit einem Achselzucken und legte das Buch weg, auf einen kleinen Tisch neben ihr. „Nur ein Roman, eine Dichtung ... Hirngespinst! Die Wirklichkeit nimmt sich anders aus. Heutzutage würde ein mißhandeltes junges Weib wie Nathalia sich damit begnügen, an einen so entscheidenden Schritt zu denken ... wohl auch davon zu träumen, daß sie ihn wagt ... vielleicht ein paarmal wirklich den Entschluß dazu fassen. Aber ihn im Ernst ausführen ... Die Verantwortung und die Folgen auf sich nehmen!"

Sie beugte sich über ihre Hände hinab und drehte an einem dünnen Schlangenring mit einem kleinen blauen Stein, der über ihrem Trauring saß. — „Nein, dazu sind wir alle viel zu lange in der Gewalt der Geistlichen gewesen!" schloß sie höhnisch.

„Bitschkoff hat doch den Ruf, ein unbestechbarer Schilderer der Wirklichkeit zu sein. Aber — freilich — das Buch spielt in Rußland und die Verhältnisse dort ... und die Menschenschicksale, die von ihm geschaffen werden ... sind selbstredend von andern Dimensionen wie die heimischen. Trotzdem glaube ich nicht, gnädige Frau, daß Sie unsere eigene Gegen-

wart richtig beurteilen. Wir sind doch unbestreitbar auch hier im Lande im Begriff, in eine große und glänzende Epoche einzutreten, in eine Zeit der Wiedergeburt und Befreiung, wo Schranken gebrochen und Fesseln gesprengt werden! Die Zeit der großen Gedanken und der starken Gefühle ist wirklich zurückgekehrt!"

Frau Lindemark erhob den Kopf ein wenig und sah mit etwas seltsamem Blick zu ihm herüber.

„Würden Sie denn so etwas wagen — glauben Sie?"

„Was, gnädige Frau?"

„Ich meine: falls nun — so wie da in dem Roman — Ihr ganzes Glück, die Erfüllung Ihres höchsten, brennendsten Wunsches davon abhinge, die von dem allgemeinen Urteil als ein ... als ein ..."

Kandidat Glob brach in seiner Unschuld in ein kleines Gelächter aus.

„Einen Mord, meinen Sie?"

„Nennen Sie es, wie Sie wollen. Eine Vergeltung ... oder eine Notwehr. Nathalia wurde ja von dem Stiefvater nachgestellt. Bedenken Sie das!"

„Ja — sehen Sie — ich werde nun hoffentlich niemals in eine solche Lage kommen. Im übrigen las ich aber gerade jetzt auf der Reise eine Abhandlung in dem letzten Heft der „Zukunft", wo eine ganz ähnliche Frage mit wirklich bedeutender Überlegenheit und sehr unterhaltend behandelt wurde."

„Eine Abhandlung sagen Sie? Wo war das?"

„Im Oktoberheft der „Zukunft" — der neuen Monatsschrift. Der Artikel handelte von den konventionellen Vorurteilen und war — wie gesagt — sehr interessant und außerordentlich lebhaft geschrieben. Ich habe das Heft hier, und wenn Sie Lust haben sollten, es zu lesen —"

„Sie haben es hier — —!“

Sie wollte noch mehr fragen, aber Lindemark kam jetzt aus seinem Zimmer herein und machte sie verstummen.

„Wollen wir noch nicht essen, Astrid?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht, frag Mamsell Steensen“, antwortete sie, ohne sich nach der Seite umzuwenden, wo er war.

„Nun ja, — das kann ich ja auch!“ sagte er ein wenig verlegen mit einem Versuch zu lächeln. „Da ist sie gerade!“

Die Haushälterin kam im selben Augenblick aus dem Eßzimmer herein und bat zu Tisch.

Kandidat Glob hatte nie an einer unheimlicheren Mahlzeit teilgenommen. Frau Lindemark war zerstreut und öffnete kaum den Mund, auch nicht um zu essen, und sie zeigte sich auch ganz gleichgültig, ob die andern etwas bekamen. Ihr Mann dahingegen vergaß seine Pflichten als Wirt nicht und bemühte sich, ein Gespräch im Gange zu halten. Und doch war er allmählich sehr nervös geworden und wußte offenbar selbst nicht immer, worüber er sprach. Kandidat Glob saß da voller Verwunderung, daß ihn der Mann hierher in sein Heim geladen hatte, um Zeuge dieses häuslichen Elendes zu werden.

Als sie wieder in das Wohnzimmer kamen, wurde Lindemark abgerufen. Der Verwalter stand in seinem Zimmer und wartete auf Befehl für den morgenden Tag. Mit einer Entschuldigung ging er zu ihm hinein, ließ jedoch die Tür zwischen den beiden Zimmern offen stehen.

Der Kandidat stellte sich hinter einen Stuhl. Frau Lindemark setzte sich nämlich nicht, sondern fuhr fort, den großen Hund auf den Fersen, im Zimmer umherzugehen. Sie bewegte sich unruhig hin und her, berührte bald diese, bald jene Stuhllehne, als könne sie sich nicht für einen Platz bestimmen, auf dem sie sich niederlassen sollte, und fühlte sich selbst durch ihre Unentschlossenheit gepeinigt.

Kandidat Glob stand dort hinter seinem Stuhl und faßte Mut. Er hatte sich entschlossen, jetzt, wo sie allein waren, einen erneuten Versuch zu machen, in die Geheimnisse ihres Herzens einzudringen, und er fing damit an, sie zu fragen, ob sie es hier nicht zu einsam fände, so weit von der Stadt und von der Zivilisation überhaupt.

„Ich erwartete, daß Sie danach fragen würden", sagte sie lebhaft, fast lächelnd. „Während der acht Jahre, die ich hier gewohnt, haben alle Menschen mir dieselbe Frage gestellt."

Er errötete ein wenig.

„Aber ist das nicht auch eine Frage, die einem hier sozusagen auf die Zunge gelegt wird? Trotz der Schönheit der Gegend — die niemand mehr bewundern kann als ich — würde ich mir denken können, daß die Barschheit der Natur auf die Dauer ein wenig niederdrückend wirken könnte."

„Das mag ja sein", sagte sie und ging, eine Melodie vor sich hinsummend, an das eine unverdeckte Fenster und blieb dort stehen, das Mondlicht auf dem Gesicht, und sah hinaus.

„Und der Sturm, gnädige Frau! Dieses unaufhörliche Getöse! Kann das nicht auf die Dauer ein wenig ermüdend wirken, wenn man nicht gerade während eines Orkanes geboren ist. Wenn ich eine Äußerung Ihres Herrn Gemahls vorhin bei Tisch nicht mißverstanden habe, so sind Sie selbst nicht hier von der Westküste, sondern von drüben aus dem östlichen Lande mit den herrlichen Wäldern. Haben Sie sich wirklich niemals ein wenig nach Ihrer Heimat gesehnt ... nach dem Vejler Fjord und dem schönen Munkebjerg?"

Frau Lindemark wandte sich überrascht um.

„Sie reden, wie es mir scheint, ganz begeistert. — Sie kennen die Gegend?"

„Ich habe sie einmal als junger Student auf einem Vereinsausflug zur Pfingstzeit besucht. Ich entsinne mich nament=

lich einer windstillen Mondscheinnacht draußen auf dem Fjord mit Nachtigallenmusik aus den Hainen längst der Küste ..."

„Ich verabscheue diese Wälder! Wenn ich nur daran denke ... An die Eingeschlossenheit und an die Finsternis ... ach ich empfinde einen Druck auf der Brust, als sollte ich erstickt werden. Ich hasse den Vejler Fjord und das „schöne" Munkebjerg. Es ekelt mich schon bei dem Namen allein!"

„Gnädige Frau geben den weiten Aussichten ... dem freien Horizont den Vorzug?"

Sie hörte nicht nach ihm hin.

„Sie reden von dem Sturm. Aber ich liebe gerade den Sturm und alle Arten von Unwetter. Ich entbehre es, den Sturm zu hören, wenn er nur eine einzige Stunde schweigt. — Aber das verstehen Sie natürlich nicht."

„Ach ja, ich kann doch sehr wohl —! "

„Einsam. Nein, hier ist man gerade niemals allein. Der Wind und das Meer haben dem, der zu hören versteht, immer genug zu erzählen. Und die Rede ist wohl reichlich so wertvoll, als das Geschwätz der Menschen von den kleinlichen Begebenheiten in unserer elenden Zeit! — Und die Wolken. Warum spricht man niemals von denen? Sind sie denn nicht mächtig, wenn sie über die Heide dahergejagt kommen ... gleich Riesen mit flatternden Mänteln ..."

Sie hatte sich wieder nach dem Mondlicht umgewendet und starrte zu dem Himmel empor. Aber plötzlich trat sie vom Fenster weg und setzte sich an das geöffnete Klavier.

„Kennen Sie dies Gedicht?" fragte sie und begann den ersten Vers von Liebmanns „Heldensang am Königsfluß" mit Ludwig Hansens bekannter Deklamationsbegleitung aufzusagen:

„Ein Hünengrab am Meere,
Rings rauschet Ähr' an Ähre.
Ein schaumumkränzter Möwenstrand, —
Mein Heim, mein Vaterland!"

Sie ist doch sonderbar! — dachte der Kandidat, ganz verlegen über ihre Unbefangenheit. Von der Stelle, wo er stand, hatte er außerdem einen kleinen Einblick in das Zimmer des Gutsbesitzers, und obwohl der Verwalter längst gegangen war, blieb Lindemark da drinnen: er ging in hastigem Tempo im Zimmer auf und nieder; der Teppich dämpfte seine Schritte und er konnte nur den Schatten von ihm da drinnen an der Wand sehen, wie er regelmäßig wuchs und sank, während er sich selbst im Schutz der Tür hielt, die halb geöffnet war. Aber es war nicht zu verkennen, daß er, die Hände fest um den Kopf gepreßt, dort ging, als fürchte er, daß ihm der zerspringen könne.

Frau Lindemark fuhr fort zu deklamieren:

„Gar mancher preiset dein, Sankt Hans, —
Wenn du zu kurzem Sommertanz
Aufheftest dir das Nebelkleid
Mit des Südens geborgter Herrlichkeit.

Nein, lieber sing' ich dir zu Ehr',
Wenn des Nordwinds Zuchtrut' braust daher,
Hin über Berg und Tal und Bach
An einem schwarzblauen Wintertag.

Noch lieber aber grüße ich
In des Schiffes Steven am Herbstabend dich, —
Wenn der Tag verglimmt und des Meeresflut
Tiefrot wird gefärbt von der Sonne Blut.

Umbrause, du salzige, nordische See,
Das Hünengrab dort auf dänischer Höh',
Und ein Hünengeschlecht, so gewaltig wie du,
Erweck uns noch einmal aus seiner Ruh'."

„Kannten Sie das Gedicht?" fragte sie, indem sie sich erhob.

„Ich kannte es nicht nur, gnädige Frau! Ich liebe es. Liebmann ist einer der wenigen modernen Dichter, die ich überhaupt —"

Er hielt inne beim Anblick von Lindemark, der in der Tür zum Vorschein gekommen war und sich still näherte. Er hatte eine Papprolle in der Hand, die er auf dem Tisch unter der Hängelampe ausbreitete.

„Wollen Sie mir den Gefallen tun und sich dies hier ein wenig ansehen, Herr Glob. Es ist ein Plan von meinem Gut. Ich glaube, es wird Ihnen nützlich sein, wenn Sie ihn ein wenig im voraus kennen lernen. Es wird Ihnen den Überblick erleichtern, wenn wir morgen auf das Terrain hinauskommen. — Sehen Sie, hier unten also liegt Großhof. Diese bunte Linie bezeichnet die Grenze des Gutes. Und nun muß ich Sie gleich daran erinnern, daß die ganze Gegend hier einstmals üppiges Ackerland mit Dörfern, Kirchen und großen Eichenwäldern gewesen ist, wovon man noch viele fußhohe Überreste unter der Sandschicht finden kann. Mit dem bedauernswertesten Leichtsinn hat man damals diese Wälder abgeholzt, die der Gegend Schutz gegen die Stürme und die Zerstörungen des Sandes gewährten. Nach und nach ist die Bevölkerung von den herumwirbelnden Sandmassen verdrängt worden und hat schließlich die Gegend gänzlich der Herrschaft der wilden Naturmächte überlassen. Nicht wahr? Es liegt etwas Niederschlagendes in dem Gedanken, daß hier in diesem öden Sandmeer, wo wir jetzt nur mit der äußersten Sorgfalt und dem angestrengtesten Fleiß die widerstandsfähigsten Staudengewächse zum Wachsen bringen können, — hier sind einstmals Bauern singend hinter dem Radpflug hergegangen, — hier haben große Kornäcker gewogt, — hier hat vielleicht auch die Nachtigall gesungen und ihr Nest gebaut! ... Nun, mit Gottes Hilfe wird eine Zeit kommen, wo die milden und freundlichen Mächte des Lebens wieder Wohnung in diesen Gegenden nehmen werden."

Er sagte dies letztere nach einer Pause und mit einem ver-

änderten Tonfall, als habe er sich in Gedanken an einen andern Zuhörer gewendet.

„Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, Herr Glob!" ertönte es im selben Augenblick von der Dielentür her.

Es war Frau Lindemark. Sie war während des Mannes langer Rede unruhig umhergegangen und stand nun dort, mit der Hand auf dem Türschloß, wunderlich scheu im Blick, trotz ihrer streitbaren Haltung.

„Gehst du schon hinauf, Astrid?" fragte Lindemark.

„Ja."

„Ach hör einmal — ich wollte dich nur fragen, ob du dafür gesorgt hast, daß wir einen Grog hier hereinbekommen. Willst du es Mamsell Steensen sagen?"

Sie hatte offenbar eine Abweisung auf der äußersten Zungenspitze, zwang sie aber im letzten Augenblick zurück. Dann ging sie schnell mit ihrem Hund zusammen zur Tür hinaus.

Lindemark setzte seine Erklärung fort, aber er war noch zerstreuter und springender in seinem Gedankenweg geworden, hielt zuweilen ganz unmotiviert inne und schien nach etwas zu lauschen. Als die Haushälterin mit der Groganrichtung hereinkam, wandte er sich sofort nach ihr um und sagte: „Es war mir, als wenn meine Frau geschellt hätte."

„Ja, Rolf sollte heraufkommen, er war unten in der Küche und —"

„Nun ja, es ist gut!" unterbrach er sie hastig und wurde rot. „Sehen Sie gleich einmal nach dem Ofen."

Noch eine Stunde saßen die beiden Herren zusammen und rauchten; aber die Unterhaltung schleppte sich nur träge hin. Schließlich fing Lindemark mit ländlicher Ungeniertheit ganz laut an zu gähnen und nach der Uhr zu sehen. Aber Kandidat Glob gehörte zu den unglücklichen Menschen, die bei dem Ge-

danken an den Aufbruch von einer unüberwindlichen Befangenheit befallen werden und deswegen sitzen bleiben, — nicht zum wenigsten sich selbst zur Plage. Er war außerdem durch eine gewisse Unruhe in seinem Magen alarmiert und hatte sich noch nicht entschließen können, seinen Wirt zu bitten, ihm den Weg zu der verborgenen Stätte zu zeigen, die in jedem Hause der Einsamkeit gewidmet ist.

Lindemark erhob sich schließlich und sagte:

„Ja jetzt müssen Sie mich entschuldigen, ich bin müde. Sie werden mir ja nicht zürnen, weil ich es so geradeheraus sage. Hier an der Westküste begeben wir uns zeitig zur Ruhe."

Er leuchtete seinem Gast selbst bis an das Fremdenzimmer, und hier zwang die innere Not den Kandidaten, ihm die Frage zu stellen, um die er sich so lange herumgedrückt hatte.

Lindemark schellte und rief eine Magd herbei, worauf er gute Nacht sagte. Von dem rundwangigen Mädchen, das eine Handlaterne trug, geleitet, mußte der Kandidat hierauf eine seiner Vorstellung nach ganz abenteuerliche Wanderung über einen dunklen Hofplatz bis an eine finstere Gasse zwischen den Stallgebäuden vornehmen, wo die Gewalt des Sturmes nahe daran war, ihn umzureißen, und von dort weiter, vorüber an einem Dunghaufen und einem wunderlichen gespensterhaften Schuppen, bis sie endlich den Bestimmungsort erreichten und er in dem Verschlag verschwand.

Das Mädchen blieb mit der Laterne in der Hand draußen stehen und wartete, und diese Vertraulichkeit, die ihn allerdings ein wenig genierte, erzeugte eine Art Unterhaltung, die dann auf dem Rückwege ungezwungen fortgesetzt wurde. Freilich war das Mädchen sehr mundfaul mit ihren Antworten auf seine Fragen nach Großhof und seinen Bewohnern. Namentlich war sie gar nicht dazu zu bewegen, sich über ihre Herrin auszusprechen. Auf alle seine Fragen nach ihr ant-

wortete sie unabweichlich: „daß sie davon nichts nicht wüßt' ... da wüßt' sie nichts nicht von". Aber etwas erfuhr er trotzdem.

„Wer ist Rolf?" fragte er einmal.

„Das is gnä' Frau ihr Hund."

„Ach — der Hund! Aber mir deucht, Herr Lindemark sagte, die gnädige Frau habe danach geschellt?"

„Ja."

„Er war ja in die Küche heruntergekommen, nicht wahr?"

„Ja."

„Hat die gnädige Frau ihn denn des Nachts bei sich?"

„Ne — er liegt draußen auf dem Gang."

„Das ist doch sonderbar. Warum liegt er da?"

„Das weiß ich nich'", sagte sie wieder und weiter kam er auf dem Schleichwege nicht mit ihr. Später gelang es ihm jedoch, ihr zu entlocken, daß das Ehepaar zwei Kinder hatte, einen Jungen von sieben Jahren und ein kleines Mädchen von fünf, die indessen zurzeit beide von Hause waren und sich bei Verwandten des Herrn Lindemark aufhielten.

„Wie lange sind sie dagewesen?" fragte er.

„Sieben Monate."

„Das ist doch sonderbar, wie kann eine Mutter sie nur so lange entbehren?"

„Gnä' Frau haben es ja selbst gewollt."

„Das ist ganz erstaunlich, wie kann das nur einmal zugehen?"

Aber nun wandte das Mädchen sich ab und wollte nichts mehr sagen, sie murmelte nur etwas, daß er nicht der einzige sei, „der das beklage".

In seiner Stube angelangt, ging er gleich zu Bett und löschte sein Licht aus. Das Bett war weich wie ein Vogelnest, und im Ofen prasselte ein gemütliches Feuer, aber trotz-

dem währte es lange, bis er einschlief. Sein Gehirn suchte die vielen starken Eindrücke des Abends zu sammeln, und er zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß er hier endlich weit abgeraten war von dem alltäglichen Vaudeville und einer wirklichen Lebenstragödie, die sich dem fünften Akt näherte, von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Was für einer aber? — Ja einem Liebesdrama natürlich. Und doch! Es war keine gewöhnliche männliche Eifersucht, die man aus Lindemarks gleichsam verklärten Zügen herauslesen konnte. Wenn er an seine stille Rede dachte und an sein ganzes gedämpftes Wesen, und dann an die gedrückten Mienen, die er bei dem Gesinde auf dem Hof beobachtet hatte, so ward es ihm klar, daß in all diesem weniger eine Anklage lag als Sorge, weniger Bitterkeit und Verurteilung, als die angstvolle Spannung in bezug auf eine Kranke, deren Heilung man noch erhofft.

Und so verhielt es sich in Wirklichkeit auch. Wäre er nur zwei Jahre früher hierhergekommen, so würde er Großhof von der glücklichsten Familie bevölkert gefunden haben, mit einer alten liebenswerten Großmutter, als Mittelpunkt und Abgott. Die schöne Herrin des Hauses war freilich niemals eine gewöhnliche fröhliche Gutsbesitzersfrau gewesen. Sie hatte zuweilen einen etwas schwermütigen Sinn haben können. Sie hatte hin und wieder auch ein wenig reizbar sein können infolge ihres Befindens, das ihr zu bestimmten Zeiten allerlei Schwierigkeiten machte. Aber sie hatte ihren Mann geliebt und war von Herzen dankbar gewesen für ihr schönes Heim und ihre Kinder. Sie war auch eine ganz tüchtige Hausfrau gewesen, die nur eine Schwäche dafür gehabt hatte, des Morgens gern ein wenig lange liegenzubleiben und es überhaupt weich und warm um sich herum zu haben. Aber von dem Tage an, wo sie zum erstenmal mit dem Dünenassi-

stenten zusammentraf, war sie wie durch einen Zauber verwandelt. Ihre Schönheit welkte hin, es kam etwas Fremdes über ihre ganze Erscheinung. Und ehe das Jahr um war, war das Heim zerstört, die Großmutter verwiesen worden, die Kinder weggeschickt und sie selbst und der Mann zu einem Rätsel für die ganze Gegend geworden.

Niemals hatte Kandidat Glob eine schrecklichere Nacht verbracht. Er konnte durchaus nicht einschlafen, und gegen Mitternacht erhob sich der Sturm mit einer Macht, so daß er schließlich aus dem Bett aufstehen und das Rouleau aufziehen mußte, um zu sehen, ob nicht die Welt im Begriff sei, unterzugehen. Er hatte nie etwas Ähnliches erlebt. Es war, als bringe er eine Nacht in der Hölle zu, so schrie und brüllte es rings um ihn her. Als er endlich — von Müdigkeit überwältigt — in einen losen Schlaf fiel, träumte er unruhig von allen möglichen wilden Tieren, die sich zu einem blutigen Kampf um ihn versammelt hatten. Er erlebte im Traum die gräßlichsten Urwaldsschrecken, so daß er mit naßgeschwitztem Hemd erwachte. Er sah sich von fauchenden Riesentigern verfolgt, die sich über seinen Kopf an dem Dachrücken hinschlichen. Er phantasierte von Elefanten, die in ihrer Wut die breiten Stirnen gegen die Tür des Hauses rannten, so daß die Planken und Hängen zersplitterten. Und als er gemütlich im Krug saß und mit dem Krugwirt Karten spielte, sah er vor sich Horden von fabelhaften Flußpferden, die in einer Wolke von aufgewirbeltem Sand aus dem Meer heraus über die Dünen dahergestampft kamen und ein schreckliches Gebrüll aus ihren rosenroten Schlünden ausstießen.

Und dann lag er wieder wach und starrte durch das Fenster hinaus auf die schwankenden Baumkronen und den mondbeleuchteten Wolkenhimmel, und schließlich zündete er das Licht an, um zu versuchen, die Nerven durch Lesen zur Ruhe





zu bringen. Er hatte verschiedene Bücher in seiner Reisetasche mitgenommen, darunter eine kürzlich erschienene Märchendichtung „König Tag und Königin Nacht", in der er jetzt zu lesen begann. Die Personenliste des Dramas nahm sofort seine Gedanken gefangen. — „König Tag zwanzig Jahre alt; Königin Nacht fünfzehn Jahre; Wind, Hofmarschall; Dämmerung, ein Herold; Sternendeuter; Opferpriester; ein Hofnarr; ein alter Mann mit einem Buckel; Meister Schmiedehammer; Geselle Blasebalg; eine erhängte Frau; eine tausendjährige Eiche; Luftgeister, Erdgeister, Krugwirt Ister; Trine Schnickefett; ein fahrender Gesell; ein Glockengießer, ein bleicher Mann; Nymphen; drei Nachtigallen, Chor der Wellen; eine Stimme von oben; eine Stimme von unten; ein Gepolter von hinten; drei Ratsherren; ein Henker; zwei Henkersknechte, ein abgehauener Kopf usw. usw." — Das war ein Speisezettel, der mit seinen blutigen Verlockungen von neuem die Raubtierinstinkte in ihm wachrief und die Phantasie schon im voraus in allerlei unheimlichen Genüssen schwelgen ließ.

„König Tag und Königin Nacht" ist seither eine klassische Dichtung in unsrer Nationalliteratur geworden, von allen gekannt und geschätzt. Man wird sich der stimmungsvollen Einleitungsszenen erinnern:

„In einer stürmischen Nacht sitzen zwei nackte Frauen tief drinnen im Waldesdickicht an dem Ufer eines Baches. Die eine ist blond, die andre dunkel, — — beide sitzen sie vor Kälte zitternd und hüllen sich in ihr langes aufgelöstes Haar, das ihre Leiber wie ein Gewand bedeckt. In tadellosen versi sciolti schütten sie einander ihre Herzen in einer Art Wechselgesang aus, indem die Rede der blonden genau so sanft und wehmütig ist, wie die der dunklen derbe und lebensfrisch klingt. Beide klagen sie über die prosaische Zeit, in der sie



leben, die sie zu Einsamkeit und Vergessen verurteilt hat. Zur gegenseitigen Ermunterung erzählen sie überlieferte Nymphensagen aus ihrer Urgroßmütter Tagen, aus jenen großen alten Zeiten, wo die Menschen noch die Fähigkeit besaßen, die Oberfläche der Dinge zu durchschauen und aufzufassen, was in den geheimnisvollen Tiefen lebt und sich regt, wo die Götter selbst um die Gunst der schönen Nymphen warben und die Wälder in jeder Sommernacht widerhallten von der Jugend frohen Gesängen, ihnen zur Ehre und Preis.

Während sie so redeten, wurden dann die beiden Verlassenen von Notgeschrei aufgeweckt, das durch das Sturmgesause zu ihnen aus dem Wald hereinschallt. Die Blonde zuckt zusammen und fragt ängstlich, was es sein kann. Die Dunkle antwortet munter tröstend:

„Das ist die Eulenmutter in Kindesnot,
All ihren Liebestand sie nun bereut."

Nach diesen Worten — die, falls sie einer Straßendirne in den Mund gelegt wären und nicht einer Waldnymphe, sicher anstößig gewirkt haben würden — versinkt die Blonde ganz in ihren Jammer, wirft sich der Freundin um den Hals und vertraut der ihr Unglück an.

Dies besteht bekanntlich darin, daß sie sich in den jungen König Tag verliebt hat, der in verschiedenen Vermummungen in seinem Reiche umherwandert, um Heilung für sein krankes Gemüt zu finden. Sein Leiden ist das, was man poetisch Schwermut, Lebensüberdruß und Menschenverachtung benennt, und das in der Sprache des täglichen Lebens Magenkatarrh und Verstopfung heißt. Er ist eine verschlossene, träumerische Natur (Mangel an Pepsin) und wird von der — nicht ungewöhnlichen — fixen Idee verfolgt, daß seine viele Gelehrsamkeit ihn zu hellsehend gemacht hat, so daß

er die Leere aller Dinge durchschaut und deswegen jetzt Ekel über sich selbst und das Dasein empfindet.

Also hat er jetzt seinen gelehrten und glänzenden Hof, sein alchymistisches Laboratorium, seine Sterndeuter und seine Liebhaberin verlassen, um in die Volkstiefe hinabzusteigen und aus den ewigen Quellen der heiligen Einfalt zu trinken, eine Kur, von der man in der Welt der Poesie immer eine ähnliche Wirkung erwartet, wie in der wirklichen von einer Karlsbader Reise.

Die blonde Waldnymphe erzählt ihrer Freundin, wie sie eines Tages vor kurzer Zeit dem König begegnet ist, als er — als Bauer verkleidet — durch den Wald gewandert kam. Sie hatte sich augenblicklich flammend in seine jugendliche Erscheinung verliebt, etwas, das — falls es einem gewöhnlichen Frauenzimmer begegnet wäre — im höchsten Grade geschmacklos genannt werden müßte, während es in der höheren Poesie und unter Rangspersonen der Geisterwelt gerade ein Zeichen von der erhabensten Liebe ist. Unglücklicherweise hat der vermummte König sie nicht gesehen.

„Ach, nicht erschaut er die bleiche Maid der Nacht — —" was so zu verstehen ist, daß sein Blick noch geblendet ist von dem falschen Schein des Tages, sein Blick noch zu sehr nach außen gewandt ist, um die dunkle Nachtseite des Daseins, das „Jenseits" zu durchdringen, womit sich manch ein fabulierender Schafskopf in der Vergangenheit und Gegenwart einen dauernden Ruf in bezug auf Tiefsinn geschaffen hat.

Nun ergreift — vielleicht zur Überraschung uneingeweihter Leser — eine alte Eiche das Wort, jedoch erst, wie es scheint, nachdem sie sich rücksichtsvoll geräuspert hat („Wie seltsam kracht es in den Bäumen hier!").

Die alten Eichen vertreten in der Poesie immer den weitschauenden Blick, die graubärtige Weisheit:

Hell blitzt aus der Erinnerung Nacht
Des Glückes Gold in tiefem Schacht,
Niemand es sich dienstbar macht!
Zu der Hoffnung blauen Höhen
Junge Herzen pochend flehen,
Kennen nicht des Lebens dunkle Pfade.
Fürcht dich nicht in Not:
Bitter nur ist Wintertod, —
Und im Hoffen liegt noch Gnade!

So beginnt sie ihren knorrigen Gesang, in dem, wie man sagt, eine ganze tröstliche Lebensphilosophie für den enthalten sein soll, der so glücklich ist, sie zu verstehen. Aber nun mischt sich ein ganzer Chor von jubelnden Naturgeistern in die finstere Rede der Eiche. Es tönt musikalisch aus der Luft, aus den Wolken, aus dem Walde, und die Wellen des Baches summen:

„Wir Wellen gehen
Auf Silberzehn,
Wir gleiten,
Wir schreiten
Den Blümlein zur Seiten" usw.

Währenddessen sind die herzzerreißenden Notschreie immer näher gekommen. Und nun stürzt ein schreckgelähmtes Bauernmädchen — die Martha aus dem Personenverzeichnis — mit wirr aufgelöstem Haar auf die Bühne. Sie hat sich auf dem Wege zu dem großen Bauernhof befunden, der im zweiten Akt des Dramas dargestellt wird, hat sich aber im Walde verirrt und ist vor Angst wahnsinnig geworden. Zitternd steht sie einen Augenblick still und lauscht, weil sie sich verfolgt glaubt, stößt dann einen neuen Schrei aus und will wieder fliehen ... da strauchelt sie über eine Baumwurzel und fällt in eine todähnliche Ohnmacht.

Musik.

Währenddessen kommen die beiden Nymphen hinter einem Busch hervor, wo sie sich verborgen haben. Sie umkreisen sie

tanzend, bestreichen sie mit Mohnsaft usw. Da ruft plötzlich die Dunkle aus:

„O Schwester, sieh der goldenen Locken Flut,
Sie strömen nieder, teilen in zwei Lager sich,
Und diese bleiche Wang', den schlanken Hals,
Das Grübchen in des Kinnes weicher Rundung, —
Es ist, als sähe ich dein eigenes Bildnis,
O Schwester, in des Baches Wasser abgespiegelt."

Mit welchen Worten sie — kurz und gut — ausdrücken will, daß sie eine auffallende Ähnlichkeit zwischen ihrer Freundin und dem verunglückten Bauernmädchen findet. Hiermit wird bekanntlich die Handlung des Dramas in Bewegung gesetzt. Sie macht nämlich der Freundin den Vorschlag, die Kleider des Mädchens anzulegen, wodurch sie aller Augen sichtbar wird, und in dieser Verkleidung nach dem Dorfkrug zu gehen, wo man das bereits erwähnte Bauernfest feiert, und wo sicher auch der junge König zugegen ist. Hier soll sie dann versuchen, ihm Schlingen zu legen und ihn mit sich in den Wald zu locken.

Mehr Musik.

Und als die bleiche Maid der Nacht mit Hilfe der Freundin das Mädchen entkleidet und ihre Kleider angezogen hat, beginnt der ganze Spielmannschor von neuem: Die Luft, die Wolken und vor allem die fröhlichen Wellen mit ihrer lieblichen Süßwasserlyrik:

„Wir Wellen geh'n,
Auf Silberzeh'n,
Wir gleiten,
Wir schreiten
Den Blümlein zur Seiten."

Nun folgt noch immer drinnen im Walde ein komisches Intermezzo.

Herein humpelt mit der Laterne in der Hand der Repräsentant der Philisterei und der stumpfsinnigen Vernunft im

Stück, Herr Literat Klermeier, ein verächtlicher Krüppel, der sich auf die lächerliche Beschäftigung gelegt hat, seinen Zeitgenossen Moralpredigten zu halten, Ungerechtigkeiten zu rügen, Mißbräuche aufzudecken, die Torheit zu züchtigen und gleichzeitig Wahrheitsliebe, Gerechtigkeitsgefühl, Mäßigung und andere spießbürgerliche Tugenden zu preisen. Er hat sich auf diese nächtliche Wanderung hinausbegeben, um Eindrücke zu einem Band Satiren über die wieder ins Leben gerufene Mondscheinpoesie und Elfenlandschaftlyrik zu sammeln. Aber eine Vergeltung für diese poetische Ketzerei bleibt denn auch nicht aus. Als er sich nämlich am Fuße der philosophischen Eiche niederlassen will, um ein mitgebrachtes Stück Wurstbutterbrot zu verzehren, gewahrt er das ohnmächtige und morphinierte Bauernmädchen, das — gänzlich nackend — im Gras ausgestreckt liegt. Und in seinem Entsetzen über diesen Anblick gewinnt der Stümper seinen Glauben an die Welt des Übernatürlichen wieder. Er glaubt nämlich, hier eine schlafende Waldesnymphe überrascht zu haben.

Die ausgelassene Satire in der nun folgenden Szene, wo der Literat, nachdem er seinen Schrecken überwunden hat, andachtsvoll vor seinem Fund niederkniet und ihr ein Stück Bindfaden um den Arm bindet, damit sie ihm nicht entfliehen soll, wenn sie erwacht; . . . wie er sie dann erweckt und beginnt in seinem Notizbuch die Worte des Bauernmädchens aufzuzeichnen, als seien sie göttliche Rede . . . das ist alles wohlbekannt, unter anderm des Anstoßes halber, den einzelne von diesen Aussprüchen gleich bei Erscheinen des Buches erregt haben, weswegen der ruhmgekrönte Dichter sie ja auch allmählich gemildert und schließlich in den späteren Ausgaben ganz ausgelassen hat.

Aber noch ist der erste Akt des Dramas nicht zu Ende.

Der Leser wird nun in eine andere Gegend des Waldes

versetzt, wo die dunkelhaarige Nymphe einsam sitzt und sich — ein wenig wehmütig — ausmalt, was in diesem Augenblick im Dorfkrug bei Vater Ister vor sich geht, wo die Klarinetten ertönen und die Jugend tanzt. Sie sieht wie in einem Gesicht, wie der verkleidete König während des Tanzes plötzlich Trine Schnickefetts dralle Taille losläßt und ganz bezaubert zu einer bleichen furchtsamen Maid hinüberstarrt, die im selben Augenblick eintritt; wie er sie später im Gedränge verfolgt und sie schließlich von einem betrunkenen Maurergesellen, dem Bräutigam des wirklichen Mädchens, befreit, der Forderungen an sie und sein Bräutigamsrecht macht, — und sie beunruhigt sich mehr und mehr um ihre Freundin, wünscht von Herzen, ihr zur Seite sein zu können, um ihr beizustehen. Aber wie soll sich das nur machen lassen? — — Da erinnert sie sich, daß da drinnen, in dem dichten Tannengehölz, tief im Walde ein altes Weib hängt, deren Beine die Füchse schon aufgefressen haben. Das war ein Ausweg. Da waren Menschenkleider zu bekommen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Weiter kam er nicht in dieser Szene. Mitten in dieser Lektüre wurde er aufmerksam auf einen dumpfen Laut, ein wiederholtes Pochen, das er in den ersten Augenblicken von dem Sturm hervorgerufen glaubte, weshalb er nicht weiter acht darauf gab; als es aber nicht aufhörte, fing er an zu lauschen und erschrak nun sehr. Es unterlag keinem Zweifel, es war eine Menschenhand.

Er richtete sich auf dem Ellbogen auf und starrte nach dem Fenster, woher der Laut kam, und er fühlte selbst, wie ihm die Haare auf dem Kopfe zu Berge standen. Ein bleiches Antlitz war draußen sichtbar, wo es wie an die Fensterscheibe festgekleistert schien. Es währte jedoch nicht lange, bis er den mächtigen Schnurrbart und das rote Halstuch des Dünen-

assistenten erkannte. Was konnte nur einmal geschehen sein? ... Schnell kam er aus dem Bett, zog einige Kleider an und öffnete das Fenster.

Ein sausender Wind fuhr im selben Augenblick durch die Stube und löschte das eine Licht in dem Armleuchter aus und warf die weißen Gardinen bis an die Decke hinauf, gleich ein Paar losgemachten Segeln.

„Habe ich Sie erschreckt, Verehrtester? Das tut mir wahrhaftig leid ... Ich klopfte doch absichtlich nicht an die Fensterscheibe selbst. Pardon! Ich kam zufällig hier an dem Garten vorüber und sah, daß da Licht war. Und da dachte ich, ich wollte die Gelegenheit benutzen, um Ihnen eine Entschuldigung wegen meines Benehmens zu sagen. Offen gestanden, ich hatte zu viel getrunken ... das kann dem Besten passieren, nicht wahr? Und ich glaube nicht, daß ich meiner Offiziersehre damit etwas vergebe, wenn ich einem Gelehrten — einem philosophischen Forscher — eine Entschuldigung ausspreche. Sie lagen, wie ich sah, gerade da und studierten. Irgendein gelehrtes Werk natürlich. Ich hoffe also, daß Sie einem älteren Kavalier pardonnieren werden."

Der Dünenassistent führte seine lange zitternde Hand auf militärische Weise an den Hutrand, während der Kandidat in seiner Verlegenheit nicht wußte, was er erwidern sollte.

„Wie gesagt ... ich kam hier ganz zufällig vorüber. Habe ein wenig in dem frischen Wetter promeniert! — Nun, Verehrtester, wie geruhen Sie denn, sich hier im Paradiese zu befinden? Die Gnädige ist eine ganz pikante Erscheinung, nicht wahr? Eine wirklich ungewöhnliche Dame — und keineswegs unempfindlich für Huldigungen, — aber das zu beobachten, werden Sie sicher schon Gelegenheit gehabt haben. Ach, Ihre Augen strahlen ja förmlich, junger Mann! Mein Kompliment! Auf Ehre, mein Kompliment! ... Na=

türlich! Ihr Mund ist geschlossen. Die Ehre einer Dame! Sieben Siegel vor das Geheimnis! — Aber Sie haben sich hier also häuslich niedergelassen, wie ich sehe. Sie haben schon eine kleine Ermunterung erhalten ... ein Lächeln. einen Händedruck, nicht wahr? ... Nur ganz ruhig! Es ist undelikat von mir, Sie zu Indiskretionen verlocken zu wollen. Außerdem — offen gestanden — ich habe das Interesse für dies ziemlich einförmige Katz- und Mausespiel zwischen den Menschen verloren. Ich glaube, ich kann, ohne prahlen zu wollen, sagen, daß ich in bezug auf Gunst der Damen genossen habe, was zu genießen ist. Die Frauen gehören der Jugend. Hat man mein Alter erreicht, so hat man wichtigere Materien zu bedenken. Dann kommt die große Lebensfrage und fordert Lösung. — Gestatten Sie mir, Sie sind Theologe, nicht wahr?"

„Nein, Philologe."

„Freilich, ja. Aber auch als Philologe studieren Sie Religion. Hegel, nicht wahr? Der größte Philosoph der Welt! ... Aber Hegel glaubt nicht an die Unsterblichkeit und das alles. Wenn man mausetot ist, so ist die Rechnung quittiert! So ist es! ... Ja, so ist es! ... So ist es!"

Er fuhr auf wunderlich geistesabwesende Weise fort, diese drei Worte zu wiederholen, während er mit einem veränderten Ausdruck vor sich hin starrte. Um dem kalten Sausen durch das offene Fenster zu entgehen, hatte sich der Kandidat ein wenig seitwärts zurückgezogen, und hierdurch hatte der Leutnant freie Aussicht auf einen Spiegel erhalten, der über dem Waschtisch an der gegenüberliegenden Wand hing. Während er nun mit seinem „So ist es" fortfuhr, drehte er den Schnurrbart aufwärts, rückte seinen kleinen grünen Hut mit der Auerhahnfeder zurecht und zog die Brauen mit einem dämonischen Ausdruck über die Augen hinab.

Der Kandidat stand ganz ratlos da. Er wußte nicht, was er mit diesem verrückten Menschen anstellen sollte. Als es ihm endlich klar wurde, was den andern plötzlich so geistesabwesend gemacht hatte, stellte er sich wieder vor das Fenster und bat ihn, zu bedenken, daß es Nacht sei und daß er leicht jemand von den Bewohnern des Hauses wecken könne.

„Ja, ich will gehen! ich will gehen! ... Gestatten Sie mir nur, mich Ihren Freund zu nennen, Herr Kandidat. Ich versichere Sie, ich bin es. Ich will ehrlich gestehen, daß ich mich gleich vom ersten Augenblick an zu Ihnen hingezogen gefühlt habe. Ich verstehe sehr gut, daß ... Nun! Ich will nicht indiskret sein. Ich sage nur: Glück auf, junger Mann! Beachten Sie es, ich gebe meinem Glückwunsch keine bestimmte Adresse. Ich nenne keinen Namen. Ich sage nur aus einem aufrichtigen Herzen: Glück auf! ... Und tun Sie mir nun den Gefallen, diesen kleinen Besuch niemandem gegenüber zu erwähnen. Wie ich Ihnen bereits sagte: ich bin ganz zufällig hier vorübergekommen." —

„Ich verspreche es Ihnen", sagte der Kandidat.

„Danke! — Ja, das heißt ... Falls Frau Lindemark ausdrücklich fragen sollte, so können Sie gern sagen, daß ... gleichviel. Sagen Sie, was Sie wollen! Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

„Ach hören Sie mal ... Nur noch ein Wort! Sie sollten wohl nicht zufällig im Besitz irgendeines stärkenden Mittels sein ... eines narkotischen Medikamentes, Sie verstehen. Ich will Ihnen nämlich sagen, ich leide in dieser Zeit an Schlaflosigkeit. Das Meer da draußen bei mir ist ein unruhiger Schlafkamerad. Es schnarcht so verdammt in diesen Herbstnächten."

„Es tut mit leid, aber ich habe nicht das Geringste."

„Ist das ganz sicher? Tuen Sie mir den Gefallen und

sehen Sie einmal nach. Reisende pflegen doch in der Regel irgendetwas von der Art mitzunehmen ... für etwas interessante Erkältungsfälle ... ein wenig Opium oder dergleichen."

„Ich habe wirklich gar nichts."

„Es ist ganz einerlei, was es ist. Nur ein paar Pillen."

„Ich versichere Sie —"

„Natürlich", unterbrach er ihn mürrisch und wandte sich um und verschwand mit einem Fluch in der Dunkelheit.

Am nächsten Vormittag gingen Lindemark und der Kandidat zusammen über die unendlichen Sandfelder von Großhof. Der Sturm war noch immer sehr heftig, sie hatten ihn gerade in den Augen und mußten den Oberkörper fast in rechtem Winkel mit dem Bein beugen, um seinem Druck widerstehen zu können. Die Luft war jedoch heller wie am vorhergehenden Tage, der Himmel war höher geworden, aber der endlose Zug der Wolken fuhr in gleich großer Eile landeinwärts dahin.

Sie hatten die Rieselanlagen mit ihrem verwickelten System von Gräben und Schleusenwerken schon besichtigt, und sie befanden sich nun auf dem Wege nach der Plantage, die sich in einer Ausdehnung von ungefähr einer halben Meile im Westen längs der Dünengrenze ausbreitete. Es war ein langer und beschwerlicher Marsch, aber der Kandidat folgte willig. Er hatte seit dem vorhergehenden Abend eine etwas andere Auffassung von seinem Wirt bekommen. Er hatte angefangen, den ganzen Umfang des Unglücks zu fassen, das über diesen Mann und sein Haus gekommen war; und nicht nur mit ausschließlich literarischer Neugier, sondern mit wirk-

lichem Mitgefühl und mit Sorge dachte er daran, wie diese traurige Geschichte enden sollte.

„Das ist wahr", sagte plötzlich Lindemark, nachdem sie eine Zeitlang schweigend gegangen waren, weil es überhaupt nicht leicht war, gegen den Sturm anzusprechen: „Ich darf ja nicht vergessen, Ihnen zu sagen, daß eine Einladung für Sie gekommen ist."

„Eine Einladung für mich?"

„Ja, hier war heute Morgen ein reitender Bote von Gutsbesitzer Hansen aus Sandberg ... Sie erinnern sich seiner wohl noch von gestern abend. Heute ist Frau Hansens Geburtstag, und meine Frau und ich sind schon lange dazu eingeladen. Der Bote sollte nur sagen, es sei ganz selbstverständlich, daß auch Sie willkommen wären ... das ist so Sitte und Gebrauch hier."

„Das ist ja sehr liebenswürdig ... aber ich kann ja nicht länger Beschlag auf die Gastfreundschaft von Großhof legen. Ich habe Sie wohl schon mehr mißbraucht, als ich verantworten kann."

Lindemark antwortete nicht sogleich hierauf, aber ob es eine Folge des Sturmes war, oder ob er ihn nicht auffordern wollte, länger zu bleiben, darüber war der Kandidat sich nicht klar. Und dies Zögern legte ihm wieder die Frage ins Herz, welcher Gedanke Lindemark wohl bewogen haben konnte, ihn — einen Fremden — unter den augenblicklichen unglücklichen Verhältnissen in sein Haus einzuführen. Hatte er gehofft, daß seine Nähe als Blitzableiter wirken würde? ... Der arme Mann! Seine Ratlosigkeit und Verzweiflung mußten noch größer sein, als sein Benehmen es ihn bisher hatte ahnen lassen, falls er wirklich geglaubt habe, die Hilfe von der Landstraße hereinholen zu können.

„Ich wage nicht, die Verantwortung zu übernehmen, daß

Sie aufgehalten werden", sagte Lindemark endlich. „Ich verstehe es sehr wohl, daß bei dem Aufenthalt hier für Sie nichts Ermunterndes sein kann ...!"

„Ach, Sie irren wirklich — — —"

„Ja, ja. Nun können Sie es sich überlegen. Wir fahren um fünf Uhr."

Sie gingen wieder eine kleine Weile schweigend weiter. Der Weg wurde immer beschwerlicher. Sie wateten bis über die Knöchel im Sand, und immer deutlicher hörte man durch den Sturm das tiefe, gleichsam unterirdische Dröhnen des Meeres, das sie auch von Zeit zu Zeit, über eine Senkung in den Dünen vor ihnen hinweg, ein wenig sehen konnten.

„Es kommen wohl viele Leute zu einer solchen Gesellschaft", begann der Kandidat dann wieder.

„Ach ja, aber zu einer größeren Versammlung bringen wir es freilich nicht leicht hier in dieser Gegend. Deswegen trifft man auch überall immer dieselben Menschen, und das wird ja leicht ein wenig einförmig."

„Dann kommt Herr von Hacke wahrscheinlich auch?" fragte der Kandidat nach einer abermaligen kleinen Pause. Er tat das nicht ohne Bedenklichkeit, aber er mußte durchaus wissen, ob irgendwelche Aussicht für ihn war, einer Begegnung zwischen Frau Lindemark und dem Dünenassistenten beizuwohnen.

„Das tut er wohl, es ist ja schwer, hier jemand zu übergehen. Bei einer solchen Gelegenheit hält man außerdem offenes Haus, und der Dünenassistent läßt sich nicht gern eine Gutsbesitzertafel entgehen."

„Ach — ist er so!"

„Wundert Sie das?"

„Nun, ich hätte nicht gedacht, daß gerade dergleichen Genüsse Anziehungskraft für ihn besäßen."

„Dann kennen Sie die Adeligen nicht. Niemand hat eine solche Freude an dem, was nichts kostet. Das gilt von ihnen allen zusammen, von den reichsten Lehnsbesitzern bis hinab zu — einer Person wie der Dünenassistent. Sie sind sich alle gleich. In ihrer Erhöhung wie in ihrer Erniedrigung bleiben diese Art Leute dieselben in allen Stücken."

Sie waren nun in die Plantage hineingekommen und gelangten auf eine Anhöhe, von wo aus sie die ganze Bepflanzung übersehen konnten. Sie befanden sich hier wie in einer kriegerischen Sperrung. Ringsumher in der Heide waren zu tausenden Löcher von der Tiefe eines guten Spatenstiches gegraben, und in einem jeden davon stand eine kleine Fichtenpflanze, die noch nicht weit über den niedrigen Wall von aufgegrabenem Sand aufragte, der an der Westseite des Loches lag, um Schutz zu gewähren. Nur draußen, dem Meere zunächst, wo die hohen Dünen den Sturm abfingen, war die Anpflanzung ein wenig mehr in die Höhe geschossen. Hier sah man an einzelnen Stellen wirklich eine Andeutung von einem kleinen Nadelwald.

Lindemark wurde wieder beredt. Er zeigte mit dem Stock umher, nannte Zahlen und erklärte. Schließlich wies er nach Osten hinaus, wo man Großhof, das mit allen seinen vielen großen und kleinen Gebäuden und mit dem langen Erdwall, hinter dem der Garten zu einem kleinen Park angewachsen war, ganz deutlich sehen konnte. Die hohen Bäume nahmen sich ganz märchenhaft aus in der großen, kahlen Wüstenlandschaft.

„Können Sie die Senkung in dem Terrain da hinten sehen ... Großhof können Sie doch erkennen? ... Da, ja! Denken Sie sich nun dies natürliche Bassin mit Wasser aus den Gräben, die dort nordwärts liegen, angefüllt, so daß sich ein See bildet, in dem sich das Wohnhaus spiegeln kann. Stellen Sie sich dann vor, daß die Anpflanzungen hier zu der Zeit

zu einem Wald herangewachsen sind. . . Sie werden also den kleinen See ganz umkränzen. Das kann ganz hübsch werden, nicht wahr? Alles, was jetzt Heide ist, wird dann Wald oder Ackerland sein. Auch der größte Teil der Rieselwiesen wird zu der Zeit unter dem Pflug sein. Der Fichtengürtel zu beiden Seiten der Dünen wird wahrscheinlich hinreichen, um die Macht des Westwindes zu brechen. Bisher sind wir noch nicht sehr weit gekommen, wie sie sehen. Ich hatte ja freilich von Anfang an geglaubt, daß es bedeutend schneller gehen würde. Diese ganze Partie hier habe ich zum Beispiel nicht weniger als viermal umpflanzen müssen. Es geht mit der Urbarmachung in der Natur, wie mit jeglicher andern Erziehung: Es gilt in erster Linie, die Gabe der Geduld zu besitzen."

Auf seine stille Weise fuhr er fort, mit vielen Worten seine Zukunftshoffnungen zu entwickeln. Während der Sturm gleichsam höhnisch rings um sie her pfiff, und das dumpfe Dröhnen der Brandung sich aus der Ferne wie eine finstere Drohung in seine Rede mischte, stand er da so unerschütterlich vertrauensvoll und bekannte seinen Glauben, den endlichen Sieg an die guten, lebenbewahrenden Mächte . . . aber auch so wehmütig.

Er sagte es gerade heraus, daß er die Hoffnung aufgegeben habe, selber seine Träume einmal verwirklicht zu sehen. Aber es sei auch eine große Freude, für die Nachwelt zu arbeiten.

„Wie lange ist es nun her, seit Sie anfingen?" fragte der Kandidat.

„Gut zehn Jahre. Gewissermaßen schulde ich meiner Frau die Idee zu dem ganzen Unternehmen."

„Ihrer Frau?"

„Wie ich Ihnen gewiß erzählt habe, stand die Wiege meiner Frau in einer der berühmtesten Waldgegenden Däne-

marks. Als wir uns dann verlobten, kam mir der Gedanke, den Versuch zu machen, ihr nach geringen Kräften einen kleinen Ersatz für die idyllischen Umgebungen zu schaffen, aus denen ich sie entführt hatte. Aber ich bildete mir freilich damals ein, daß ich — trotz der Verhältnisse hier — weit schnellere Resultate zu sehen bekommen würde."

„Auf die Weise ist die ganze großartige Anlage eine Art Morgengabe für Ihre Frau."

„So können Sie es gern nennen. Ich habe die Plantage auch nach meiner Frau benannt."

„Übrigens habe ich den Eindruck gewonnen, daß Frau Lindemark allmählich ganz vertraut mit den ungewohnten Verhältnissen hier geworden ist."

„Hat meine Frau etwa darüber mit Ihnen gesprochen?" fragte Lindemark leise, mit einem beobachtenden Seitenblick.

„Frau Lindemark hat es mir gegenüber erwähnt. Sie entbehre das Idyll ihrer Heimat jetzt nicht mehr, sagte sie. Sie sei glücklich hier... Sie liebe die Gegend gerade um ihrer öden und wilden Barschheit willen."

Hierauf erwiderte Lindemark nichts. Sie stiegen schweigend die Anhöhe hinab und begaben sich auf den Heimweg.

Als sie nach Großhof zurückgekommen waren und auf der Diele standen, kam Mamsell Steensen aus den Wirtschaftsräumen herein. Der Kandidat konnte ihr ansehen, daß sie dem Gutsbesitzer eine vertrauliche Mitteilung zu machen hatte. Er ging deswegen in sein Zimmer, ließ aber die Tür angelehnt stehen, so daß er lauschen konnte.

Er hörte die Haushälterin im flüsternden Ton sagen:

„Haben der Herr das Neueste schon gehört?"

„Was soll ich gehört haben", fragte Lindemark, ohne die Stimme zu dämpfen.

„Von dem Leutnant?"

„Von Leutnant Hacke? Was ist es denn?"

„Ja, es ist eigentlich für ein Frauenzimmer gar nicht zu erzählen. — Der Herr kennt doch Krån Pilegaard?"

„In Pannerup?"

„Ja, sein Gehöft liegt hier südlich vom Hof gleich an der Landstraße."

„Jawohl. Und was weiter?" fragte Lindemark immer mit voller Stimme.

„Da ist der Leutnant über Nacht in ein Fenster gestiegen, um den Mägden Gewalt anzutun. Er ist wohl betrunken gewesen; denn als die Mädchen anfingen zu schreien, und als Krån Pilegaard herzukam, hat er sich wie verrückt angestellt und Krån mit einem Stuhl ein Loch in den Kopf gehauen."

„Woher haben Sie die Geschichte?"

„Die Fischbirthe war eben hier draußen in der Küche. Sie hat selbst mit dem Doktor gesprochen. Der Verwalter weiß auch Bescheid, er hat es in der Mühle gehört."

„Dann ist er also ganz unzurechnungsfähig geworden! — Rufen Sie Petersen. Ich sah ihn in die Molkerei gehen."

Er wandte sich nach dem Kandidaten um, der im selben Augenblick — von seiner Neugier getrieben — aus seinem Zimmer kam, um seinen Überrock an den Riegel zu hängen.

„Haben Sie so etwas erlebt!" rief er ganz angeregt aus und erzählte, was der andre bereits gehört hatte. „Nun wird den tollen Streichen des verrückten Kerls, die bisher nicht den Abscheu erregt haben, den sie verdienten, wohl endlich ein Ende gemacht. Die Mitglieder der sogenannten guten Gesellschaft legen ja eine unverzeihliche Nachsicht an den Tag, wenn es sich um Ausschreitungen dieser Art handelt, solange sie selber nicht darunter zu leiden haben. Namentlich hat die Jugend hier in der Gegend sich bemüht, ein romantisches

Heldengewand über diese traurige Menschenruine zu werfen. Es fehlt wirklich nicht viel daran, daß man geradezu stolz auf ihn gewesen ist. Es mußte ja notwendigerweise mit einer Katastrophe enden."

Der Verwalter kam nun vom Hof herein, und Lindemark ging sogleich auf ihn zu.

„Sie, Petersen, haben ja von dem Skandal erzählt, den Leutnant Hacke diese Nacht gemacht haben soll. Ist das nun ganz zuverlässig?"

„Zuverlässig! Es ist garantiert. Ich hab' es von dem Müller gehört, er hatte selbst mit Krån Pilegaards Frau gesprochen."

„Dann ist es also wirklich wahr! Ja, ja Petersen, weiter wollte ich nichts wissen. Sorgen Sie nur dafür, daß der Wagen der gnädigen Frau geschmiert wird. Wir fahren um fünf. — Warten Sie mal. Wissen Sie, ob der Leutnant seinen Zweck bei einem der Mädchen erreicht hat?"

„Nein, nein, das hat er gewiß nicht. Er soll bloß gesagt haben, daß — — ja, es ist übrigens gerade kein schönes Wort."

„Dann sollen Sie Ihren Mund nicht damit besudeln, Petersen. — Also um fünf Uhr und mit dem geschlossenen."

Er hatte bereits die Tür zu seinem Zimmer geöffnet. Ohne an seinen Gast zu denken, ging er schnell hinein und schloß hinter sich ab.

Der Kandidat zog sich darauf in seine Stube zurück. Er hatte nun auch das Bedürfnis, ein wenig allein mit seinen Eindrücken zu sein. Die Begebenheiten fingen an, in seinem Kopf rund herum zu laufen. Lindemarks Worte von der romantischen Verherrlichung der Zügellosigkeit und der Verbrechen seitens der gebildeten Klassen hatte ihn außerdem wie eine Beschimpfung getroffen. Im Grunde begriff er die ganze Geschichte nicht mehr. Die nächtliche Untat des Leut-

nants war ihm ein völliges Rätsel. Am allerwenigsten begriff er jedoch jetzt, wie es zugegangen war, daß eine Dame wie Frau Lindemark, eine Gattin und Mutter, sich so ganz von einem Subjekt wie der Dünenassistent, einem Prahlhans und Trunkenbold, der obendrein ohne wirkliche Bildung war, hatte betören lassen.

Als er sich eine Viertelstunde später — zur festgesetzten Speisezeit — umgekleidet hatte, ging er zu der Familie hinein. Er klopfte erst an die Tür von Lindemarks Arbeitszimmer, das als Durchgang von der Diele aus diente, und obwohl niemand antwortete, ging er da hinein. Der Raum war leer, aber aus dem Wohnzimmer, zu dem die Tür angelehnt war, hörte er Lindemark und seine Frau im heftigen Wortstreit.

Er blieb stehen, um zuzuhören, und obwohl sie mit gedämpften Stimmen sprachen, zuweilen halb flüsternd, konnte er fast jedes Wort verstehen.

Frau Lindemark sagte:

„Ich weiß nicht, was du damit beabsichtigst, mir dies alles zu erzählen. Ich habe dich nach nichts gefragt. Geh' zu einer andern, die dich anhören will. Warum erzählst du es nicht an Mamsell Steensen? Sie ist doch sonst deine Vertraute. Und sie pflegt sich für Weiberklatsch zu interessieren."

„Hier ist keine Rede von Weiberklatsch. Der Verwalter, der eben aus dem Dorf nach Hause kam, bestätigt den Bericht der Fischbirthe Wort für Wort."

„Also der Verwalter ist dein Vertrauter geworden. Ich fürchte, du fängst an, unsere Dienstboten mit deinen Beichten zu ermüden. Amüsement haben sie ja schon lange davon gehabt."

„Überlasse du mir das! Von der Seite hat meine Ehre nichts zu befürchten. — Aber was ich gewollt habe, ist, daß



auch du einmal gründlich aufgeklärt werden möchtest über die Beschaffenheit der ... der Person, um derentwillen du dich von mir abgewandt hast. Ein Kerl, der des Nachts in fremder Leute Fenster kriecht und wehrlose Frauen zu vergewaltigen sucht. Was sagst du dazu, Astrid?"

„Nichts sag ich! Gar nichts! aber daß du — gerade du mir das erzählen magst ... das ... ja, das sieht dir ähnlich. Das ist deiner so recht würdig! ... Vergewaltigen sagst du. — Nun, wenn du durchaus meine Ansicht wissen willst, so verzeihe ich zehnmal lieber dem Manne, der mit Gewalt nimmt, als dem, der so lange bettelt und bittet und kriecht, bis man aus Mitleid nachgibt."

„Ach — diese Redensarten! Ist es wirklich so weit mit dir gekommen! Um Gottes willen Astrid ... liebe Astrid ... wie soll das nur einmal enden? Wenn du keine Rücksicht auf mich nehmen willst, und das erwarte ich nicht mehr, gib mich nur dem Spott und dem Gelächter der Welt preis — aber denke doch wenigstens an unsere Kinder. Sollen Kai und die kleine Ingeborg wirklich — —"

„Nenne sie nicht!" schrie sie fast.

„Ja ... denn da regt sich doch dein Gewissen, Astrid!"

„Du irrst —. Ich habe es dir hunderttausendmal gesagt — ich habe keine Verantwortung für sie. Will keine haben!"

„Was meinst du damit?"

„Es sind deine Kinder — nicht meine. Du zwangst mich, sie zu bekommen, das weißt du recht gut."

„Höre einmal, Astrid, wollen wir die Kinder nicht aus dem Spiel lassen."

„Nun natürlich. Nun willst du dich darum drücken. Aber es ist so, wie ich sage. Du mußtest ja Erben für das Gut haben. Du kauftest mich, so wie du deine andern Zuchttiere kauftest."

„Deine Versuche mich zu reizen, Astrid, werden mit jedem

Tage plumper und törichter. Daß du doch nicht selbst fühlen kannst, wie du dich dadurch entwürdigst!"

„Nein, du hast mich entwürdigt! Statt daß ich meine Kinder in Freiheit gebären konnte ... und in Schönheit ... hast du ... pfui! Es ekelt mich, wenn ich nur an damals denke."

„Jetzt belügst du dich selbst ja wieder, Astrid. Laß mich dich nur an eine einzige Tatsache erinnern. Damals, als ich dich zum letzten Male vor unserer Hochzeit in Vejle besuchte und abreisen wollte, — weißt du wohl noch? — Da sprangst du ins Abteil hinein und batest mich, dich gleich auf der Stelle zu entführen."

„Ach — Backfischstreiche!"

„Aber dann auf der Hochzeitsreise. Nicht während der allerersten Tage vielleicht. Aber später ... beim Trollhätta zum Beispiel, wo wir die ganzen Tage allein im Wald zubrachten. Weißt du wohl noch? Du nanntest dich Danaë und mich Zeus. Und als wir weiter reisen mußten, da küßtest du die Blätter der Bäume und nanntest den Wald das Heim unserer Liebe und danktest ihm."

„Schweig still! ... Du lügst!"

„Warum sagst du das? Du weißt ja doch, daß jedes Wort Wahrheit ist. Aber das machen alle die verschrobenen Bücher, die du in der letzten Zeit angefangen hast zu lesen. Das ist Gift für dich in deinem augenblicklichen Zustand. Das habe ich dir schon früher gesagt."

„Ach ... wenn ich nur den Mut hätte!"

„Wozu?"

„Zu nichts."

Auf seinem Lauscherposten hatte der Kandidat einen Stuhl da drinnen scharren hören, als wenn sich jemand hastig erhöbe. Er hatte kein gutes Gewissen, wie er so dastand, und schämte sich außerdem auch ein wenig. So schlich er sich denn

geräuschlos fort und kehrte in sein Zimmer zurück. Hier blieb er am Fenster stehen, tief niedergeschlagen, kurz davor zu weinen vor lauter Schwermut — bis das Mädchen kam und ihn zu Tisch rief.

Die Stimmung während der Mahlzeit war noch unheimlicher wie während des Abendbrotes am vorhergehenden Tage. Frau Lindemark war im Grunde diejenige, die am meisten sprach. Ja, sie lachte ein paarmal, wenn auch ganz unmotiviert. Unablässig starrte sie mit einem sonderbaren listigen Blick, der ihn ganz verwirrte, zu ihm hinüber. Auch auf andre Weise erzeigte sie ihm eine auffallende Aufmerksamkeit. Sie nötigte ihn, seinen Teller zu füllen, und sorgte dafür, daß auch sein Glas nicht leer stand. Es sah fast aus, als habe sie die Absicht zu versuchen, ihn zum Bundesgenossen in ihrem Kampf zu werben.

Trotz der Angst, die ihn bei diesem Gedanken erfaßte, konnte er es nicht lassen, ihrem Blick zu begegnen. Sie saß da, die eine ihrer schönen Hände unter dem Kinn und zerbröckelte auf krampfhafte Weise ein wenig Brot auf dem Tischtuch, ohne selber etwas zu essen. Ganz gegen seinen Willen fühlte er sich von ihr angezogen. Ihr bleiches Antlitz und das schwarze, mittelalterliche Gewand wirkten in diesem Augenblick ganz so, wie sie es bezweckte. Er mußte wirklich an eine jener finsteren und wilden Frauengestalten denken, von denen man in Sagen und Chroniken liest, und um die er in seiner Knabenphantasie so oft geworben, die er so oft besiegt hatte.

Gleich nach Tische wurde der Gutsbesitzer fortgerufen, um mit einem Mann zu reden, der in seinem Zimmer auf ihn wartete. Frau Lindemark und der Kandidat blieben einige Augenblicke allein beim Kaffee. Sie schenkte ihrem Gast selbst eine Tasse ein und setzte sich ganz vertraulich auf einen Stuhl neben ihm. Mit mütterlicher Teilnahme stellte sie ihm

einige Fragen über seine Familienverhältnisse und dergleichen. Aber er war auf seiner Hut. Trotz seiner Eingenommenheit war sein Ohr offen für die Falschheit im Ton, er ließ sich nicht überrumpeln.

„Sie lesen natürlich viel, Herr Glob ... alle neuen Bücher nehme ich an."

„Ach nein, aber selbstredend —"

„Sie sprachen gestern abend von etwas, das Sie mir zu lesen empfahlen ... Ein interessanter Zeitschriftartikel sagten Sie."

„Ein Zeitschriftartikel?"

„Ja, über die konventionellen Vorurteile handelte er, glaube ich. Sie haben ihn ja hier. Wollen Sie ihn mir leihen?"

Der Kandidat saß da, den Blick starr auf seine eine Stiefelschnauze gerichtet und fühlte, wie der Schlag seines Herzens aussetzte. Will sie da hinaus! dachte er. Er war vor Entsetzen gelähmt, vermochte kein Glied zu rühren. Aber in seinem Kopf sauste ein Sturm. Sinnt sie auf Mord?

„Das ist ... Sie haben mich mißverstanden", brachte er endlich heraus. „Ich habe ihn nicht hier ... er ist in Kopenhagen."

„Aber Sie sagten doch —"

Weiter kam sie nicht, ihr Mann kehrte im selben Augenblick zurück, und als er Platz genommen hatte, erhob sie sich auf ihre scheue Weise. Nach einer Weile verließ sie das Zimmer.

Aber auch der Kandidat zog sich nach Verlauf einer kurzen Zeit zurück, indem er sich mit Müdigkeit entschuldigte. In seiner verzweifelten Angst wagte er nicht, Lindemark in die Augen zu sehen. War es nicht seine Pflicht, ihn zu warnen? ... Aber wenn nun das Ganze eine Einbildung von ihm war? Und das mußte es ja sein. Es war unmöglich, daß eine Dame wie Frau Lindemark allen Ernstes daran denken konnte, ein solches Verbrechen zu begehen. Sie konnte viel-

leicht mit dem Gedanken spielen, konnte sich vielleicht auch davon versuchen lassen. Das hatte sie ja gerade selbst gesagt. Er entsann sich ihrer Worte darüber am vorhergehenden Abend, und damit gab er sich denn endlich zufrieden.

Aber ruhig wurde er trotzdem nicht. Nie war ihm das Rad der Zeit so mühlensteinschwer vorgekommen, wie an diesem Nachmittag, während er in seinem Zimmer auf und nieder ging und darauf wartete, daß die Uhr fünf werden würde. Er hatte ein Gefühl, daß etwas Entscheidendes bevorstand. Nach allem, was an diesem Tage geschehen war, erschien ihm die Situation derartig zugespitzt, daß eine erneute Begegnung zwischen den verschiedenen Teilen die Katastrophe herbeiführen mußte. Aber welche? Eine Flucht? Eine nächtliche Entführung? ... Weswegen zauderte sie im Grunde? Und der Leutnant? Worauf warteten die beiden? ...

Präzise Schlag fünf hielt „der Wagen der gnädigen Frau" vor der Treppe. Es war ein geschlossener Wagen von veraltertem Aussehen mit Klapptritt und S-förmigen Federn. Er kam nur zum Vorschein, wenn die Gnädige in großer Toilette fuhr, und Wetter und Wege mußten außerdem einigermaßen gut sein, da es sonst nicht für ratsam erachtet wurde, einen geschlossenen Wagen in dieser Gegend zu benutzen, wo die Nebenwege so schlecht waren, und der Sturm ihn leicht umwehen konnte.

Lindemark wie auch der Kandidat standen beide reisefertig im Wohnzimmer, aber die Gnädige ließ über eine Viertelstunde auf sich warten, und doch hatte sie während des Ankleidens allmählich die sämtlichen Dienstboten des Hauses in Tätigkeit gesetzt. Es hatte in der letzten Stunde unablässig aus ihrer Schlafstube geschellt, und jedesmal verbreitete der kleine Glockenlaut Entsetzen und Verwirrung im ganzen Hause. „Steensen, schnell ... die gnädige Frau klingelt! ...

Jensine, Gnä' Frau will warm Wasser haben! ... Steensen! Ein Bolzen ins Feuer, schnell!"

So hatten sich erschreckte Mädchenstimmen um die Treppe herum und draußen im Küchengang hören lassen, und der Kandidat, dessen Zimmer nur durch eine dünne Wand von diesem Gang getrennt war, hatte alles hören können.

Er war auf dieselbe Weise ebenfalls Ohrenzeuge einer Unterhaltung zwischen dem Verwalter und Mamsell Steensen geworden, gerade als der Wagen vor die Treppe vorfuhr. Der Verwalter hatte gesagt:

„Wenn der Leutnant heute abend nach Sandberg kommt, dann wird es 'ne tolle Geschichte. Ob er sich nach dem Skandal über Nacht überhaupt dahin wagt?"

„Gnä' Frau erwartet ihn doch", hatte die Mamsell geantwortet. „Das ist ganz sicher und gewiß. Sonst hätt' sie sich, weiß Gott nicht so fein gemacht. Ich glaub' sie hat über 'ne Stunde vor dem Spiegel gesessen. Und das ganze Vorderhaar hat sie gebrannt. Es ist ordentlich ekelhaft anzusehen."

Der Kandidat war übrigens ein wenig bedenklich in bezug auf seine eigene Kleidung geworden, als er Lindemark im Frack und mit weißem Schlips sah. Er hatte nur seinen Reiseanzug und keinen andern Schmuck als einen großen künstlerischen Schleifenschlips aus dunkelgrüner Seide und ein entsprechendes Taschentuch in der linken Manschette. Aber Lindemark beruhigte ihn, indem er erzählte, daß sich einmal zu einer ähnlichen Gesellschaft ein fremder Gast in langen Schaftstiefeln und Pelzjacke eingefunden hatte, ohne daß irgendjemand Anstoß daran nahm. Überhaupt dürfe er nach keiner Richtung hin Erwartungen stellen, in bezug auf ein Fest in großstädtischem Sinn. Etwas wie Formen kenne man nicht in dieser Gegend. Man komme hauptsächlich zusammen, um zu essen und zu trinken und Karten zu spielen.

Endlich kam Frau Lindemark. Sie trug ein hellblaues seidenes Kleid mit langer Schleppe und war kaum wieder zu erkennen. Die nonnenhafte Burgherrin aus dem Mittelalter war in eine Weltdame mit Karmin auf den Lippen und emaillierten Augen verwandelt. Sie ging hastig durch das Zimmer, ohne einen von ihnen anzusehen, und hinterließ eine Wolke von Parfüm.

Die andern folgten in verlegenem Schweigen.

Die Fahrt währte ungefähr eine Stunde, und es wurde während der ganzen Zeit nicht geredet. Frau Lindemark, die allein auf dem Vordersitz saß, hatte sich gleich in die eine Ecke gedrückt und sich in ihren großen Mantel gehüllt mit einem deutlichen Zuerkennengeben, daß sie nicht gestört zu werden wünschte. Lindemark saß mit abgewandtem Gesicht da und sah zum Fenster hinaus; aber unter seiner erkämpften Ruhe zitterte eine so übernächtige Nervosität, daß sie der Kandidat förmlich durch das Polster des Wagens spüren konnte.

Auch er hatte sich in seine Ecke zurückgelehnt, um die beiden um so freier beobachten zu können; im übrigen hatte Frau Lindemark keinen Begriff davon, was um sie her vor sich ging. Zum erstenmal in seinem Leben sah er hier eine Frau in unbeherrscht erotischer Ekstase, und dieser Anblick erfüllte ihn mit einem stillen Grauen. Namentlich wirkte die entstellende Strammheit der Partie um die Nasenflügel herum abschreckend auf ihn. Und plötzlich wurde es ihm klar, was für ein Raubtier es war, an das ihn ihre ganze Erscheinung während der ganzen Zeit erinnert hatte. Mit ihrem bleichen, scharfen Gesicht, ihrem großen Mund und den runden, grauen Augen, mit der zugleich scheuen und wilden, schlauen und trotzigen Haltung ihres Wesens rief sie in ihm den Gedanken an eine Wölfin wach, die er einmal gesehen hatte ...

eine gefangene Wölfin, die sich schleichend an dem Gitterwerk des Käfigs entlang bewegte und mit einem Blick vor sich hinstarrte, der rot war von blutigen Träumen.

Endlich schloß er die Augen. Er konnte es nicht aushalten, ununterbrochen diese beiden schweigsamen Gestalten, diesen stummen Jammer anzusehen. Ihn bedrückte eine Empfindung, als sei der Tod bereits unsichtbar zwischen sie getreten. Und alle die Erniedrigung und all dies Elend um einen Helden wie Herrn von Hacke!

Er wischte mit dem Fensterriemen den Tau von der Fensterscheibe und begann, so wie Lindemark, hinauszustarren. Sie waren jetzt in die Dünen hineingelangt. Die einförmigen aschgrauen oder welkgrünen Sandhügel umgaben sie zu allen Seiten, schlossen mit ihren riedgrasbewachsenen Abhängen alle Aussicht aus. Nur den Himmel konnte man hier und da über die in treibenden Sand gehüllten Gipfel hinwegsehen.

Schritt für Schritt arbeiteten sich die Pferde auf dem mit Heidekraut belegten Weg durch, der sich durch die Niederungen schlängelte.

In der Regel hatten die Dünen ein wildes, aufgewühltes Aussehen, wie eine Brandung, die erstarrt und verstummt ist. Zeitweilig hoben sie sich feierlich in mächtigen, sanft anschwellenden Wellen, völlig nackend, so entblößt von allem Leben, als wären sie erst im selben Augenblick aus der Tiefe aufgestiegen. Todesschweigen lauerte da drinnen. Zu diesen Höhlungen fand nicht einmal der Wind einen Weg. Man hörte nur das Knirschen der Wagenräder und das unterirdische, hohle Donnern der Brandung.

Bei einer Biegung des Weges öffnet sich auf einmal ein Ausguck nach Westen. Über eine kraterartige Öde, die ihn an einige tote Mondlandschaften erinnerte, die er einmal in einem Fernrohr gesehen hatte, fing er — draußen in weiter

Ferne — einen Schimmer von dem Meer mit seinen weißen Schaumverbrämungen an der Küste entlang auf. Der Anblick dieser dunkelen, schwer dahinrollenden Tiefe unter dem faserigen Wolkenhimmel machte in diesem Augenblick einen grauenerregenden Eindruck auf ihn.

Es ward ihm ein Bild der unerbittlichen Weltenordnung, die Menschen zu Selbstzerstörung und Erniedrigung geboren werden ließ. Es wirkte auf ihn, wie eine gegen sein eigenes Leben gerichtete Drohung, wie eine böse Vorahnung, und er versank in tiefe Schwermut, verlor sich in ein inniges Mitleid mit sich selbst und der ganzen Menschheit, die unter den unbarmherzigen Gesetzen des Lebens litt und stritt und verblutete.

Seine Gedanken schlichen in stummer Angst zu Katharina, zu seiner kleinen verlassenen Braut in Christianshafen hin. Ihr sanftes Bild hatte sich ihm während der niederdrückenden Verhältnisse der letzten vierundzwanzig Stunden häufig gezeigt; aber er hatte es gleichsam nicht sehen wollen, weil er sich überhaupt mit Beschämung von seiner Vergangenheit und all ihren jugendlichen Verirrungen abwandte. Auch nun schloß er schnell mit alledem ab, woran er nicht denken wollte. Aber in seinem innersten Innern war trotzdem in diesem Augenblick ein Beschluß gefaßt: er wollte am nächsten Tag nach Kopenhagen zurückreisen.

Die Gesellschaft war eine Stunde versammelt gewesen, und Herr von Hacke war noch nicht gekommen. Die älteren Damen saßen im Wohnzimmer beim Empfangstee und den Schalen mit Eingemachtem. Die Herren dahingegen — mit Ausnahme von Lindemark und einem

der Lehrer aus der Umgegend — hatten sich im Zimmer des Wirts versammelt, um über die Begebenheit mit dem Dünenassistenten ungenierter diskutieren zu können.

Der Hardesvogt — ein kleiner, rundbäuchiger Mann, dessen Hände in den Hosentaschen festgewachsen zu sein schienen, — äußerte sich sehr bedenklich über die Sache. Daß Hacke einen Bauernlümmel auf die Schnauze geschlagen hatte, daraus machte er sich nicht viel. Aber Hacke hätte sich der Aufsetzigkeit gegen Schutzmann Olsen schuldig gemacht, und das konnte nicht gestattet werden. Es könne dem guten Hacke leicht eine teure Geschichte werden!

Ein junger Agrarier, der Landwirtschaftseleve Gyldenfelt, nahm dahingegen den Dünenassistenten in Schutz. Hacke sei, weiß Gott, ein Prachtkerl. Zum Teufel auch — eine Mannesperson müsse Erlaubnis haben, hin und wieder mal über die Stränge zu schlagen. Und Hacke sei gereizt worden, das war die Sache! ... Aber wozu kam man auch hierher und kam ihm ins Gehege.

Bei den letzten Worten blinzelte der junge Mann den Umherstehenden bedeutungsvoll zu und schielte dann zu Kandidat Glob hinüber, der allein für sich an einen Türpfosten gelehnt stand und überhaupt Gegenstand einer sehr großen Aufmerksamkeit war, was ihn, in der unruhigen und niedergeschlagenen Gemütsstimmung, in der er sich befand, nur noch nervöser machte. Gleich als man ihn zusammen mit Lindemark hereinkommen sah, hatte man die Köpfe zusammengesteckt und geflüstert. Der Wirt, der dicke Herr Hansen hatte ihm hinterher mit einem Grinsen die Worte: „Na, Kopenhagener, da haben Sie 'ne schöne Bescherung angerichtet!" ins Ohr geraunt — oder vielmehr gespieen. Auch die Worte des jungen Herrn Gyldenfelt hatten sein Ohr erreicht, was, wie er sehr wohl verstand, auch beabsichtigt war,

obwohl er den Grund dazu nicht begriff. Selbst ein paar junge Mädchen, die zärtlich umschlungen in den übrigen Zimmern auf und nieder gingen, waren mehrmals in der Tür stehen geblieben, um ihn anzugucken, — worauf sie einander in die Seite gepufft und sich mit dem Taschentuch vor dem Mund umgewendet hatten.

Um Ruhe zu haben, ging er schließlich auf die Diele hinaus, und als er Lindemarks Stimme in der Schulstube hörte, begab er sich dahin. Es war niemand weiter da drinnen, als Lindemark und ein älterer, graubärtiger Mann, Lehrer Johansen. Auch sie sprachen von dem Dünenassistenten.

„Ja, das ist eine empörende Geschichte", sagte Lindemark. „Nach jeder Richtung hin bedauerlich."

„Unter uns gesagt — aber was ich Ihnen hier anvertraue, darf nicht weiter kommen", sagte Lehrer Johansen, und wandte sich bei diesen Worten auch an den Kandidaten, da sich dieser zwischen sie hingestellt hatte. „Der Pfarrer ließ mich heute Mittag rufen — er ist ja heute durch sein Magenleiden behindert, er wagte nicht sein Hlidskjalv[1] zu verlassen, wie er so liebenswürdig sagte, der Alte. Aber wir haben uns dahin geeinigt, daß die Zeit gekommen ist, das Einschreiten der Autoritäten zu verlangen. Die Betreffenden hier in der Gegend" — er wandte sich bei diesen Worten um und sah durch die offenstehenden Türen in das Herrenzimmer hinein, von woher gerade die rostige Stimme des Hardesvogtes hörbar wurde — „scheinen ja leider nichts Ernstes nach dieser Richtung hin vorzunehmen, sondern wie gewöhnlich eine schändliche Nachsicht walten lassen zu wollen. Der Pfarrer wie auch ich, haben es daher als unsere *unabweisbare* Pflicht gegen die Gemeinde erkannt, das Unsere dazu zu tun, daß diese Untat

[1] Göttersitz des Odin.

nicht ganz ungerügt hingeht, oder mit einer geringen Geldstrafe abgemacht wird."

„Wollen Sie und der Pfarrer also eine Klage gegen den Assistenten einreichen?" fragte Lindemark mit einem gespannten Ausdruck.

„Nicht wir ... nicht wir! direkt wünschen überhaupt weder der Pfarrer noch ich uns in die Angelegenheit einzumischen. Das ist uns in jeder Beziehung als das Beste und Würdigste erschienen. Aber, indem wir hoffen und glauben, daß wir uns in Übereinstimmung mit allen recht denkenden Elementen in der Bevölkerung befinden, haben wir heute dem Landrat unter der Hand Mitteilung über das Vorgefallene zukommen lassen."

„Es ist bereits geschehen?"

„Ja, ein Mann hier aus der Gemeinde, einer unserer zuverlässigsten Freunde — seinen Namen zu verschweigen, habe ich fest versprochen — wollte gerade heute in einer andern Angelegenheit zu dem Landrat fahren — ich will nicht sagen, in welcher — und er übernahm es, im Laufe der Unterhaltung die Aufmerksamkeit des Betreffenden auf die Angelegenheit zu lenken und von dem Ärgernis zu reden, das sie hier im weiten Kreise erregt hat, und ihm aus diesem Anlaß Vorstellungen zu machen."

„Erwarten Sie wirklich ein Ergebnis von einer solchen Hinweisung", fragte Lindemark.

Lehrer Johansen senkte mit einer höchst geheimnisvollen Miene seine grauen buschigen Brauen über die Augen herab. Seine ganze Antwort bestand in einem stummen Kopfnicken.

„Ja, ja, das ist ja nichts weiter, als was wir alle längst erwartet haben", sagte Lindemark. „Es mußte ja mit einer Katastrophe enden."

„Und es ist wahrlich an der Zeit, daß der heidnischen Wild-

heit, die hier ihr Spiel getrieben hat, endlich ein Riegel vorgeschoben wird. Die Jugend ist bedenklich davon angesteckt worden. Selbst die Frauen. — Ja, ja, das wissen Sie selbst am besten, Lindemark", schloß der Lehrer offenherzig.

Im selben Augenblick vernahm man einen lauten Lärm aus den andern Zimmern. Es war der Wirt, der in die Hände klatschte und zu Tisch rief. Hacke war noch immer nicht gekommen, aber die Gäste hatten angefangen, ungeduldig zu werden und nach dem Essen zu verlangen.

Kandidat Globs Tischdame war eine kleine, stumpfnäsige Landpomeranze, die ihm ihr Mißvergnügen darüber, ihn zu Tische zu haben, zu erkennen gab, indem sie beständig halb von ihm abgewandt saß und nur jedes zweite Mal antwortete, wenn er sie anredete, und auch dann nur sehr widerwillig. Er ließ sie deswegen sitzen. Er war sogar froh darüber, sich selbst und seinen eigenen unruhigen Gedanken überlassen zu sein, die ununterbrochen um Herrn von Hacke kreisten. Er konnte sich nicht von der Ansicht befreien, daß, wenn sich der Dünenassistent nicht eingefunden hatte, obwohl er doch wissen mußte, daß Frau Lindemark hier war und ihn erwartete, dies nur darin seinen Grund haben konnte, daß irgendein Unglück geschehen war, und er begriff die Ruhe nicht, mit der alle die andern von seinem Ausbleiben sprachen.

Seine Blicke schweiften beständig zu Frau Lindemark hinüber. Sie saß auf dem Ehrenplatz neben dem Wirt und zerkrümelte — gerade so wie zu Hause — mit nervösen Fingern ihr Brot auf dem Tischtuch, ohne etwas zu essen. Es war ganz deutlich zu sehen, daß sie die Schwadronaden ihres Tischherrn gar nicht anhörte, und ihm kam der Gedanke, ob nicht vielleicht auch sie angefangen hatte, Unrat zu ahnen. Sie saß zurückgelehnt auf dem Stuhl und sah vor sich nieder, wie jemand, der angespannt nach etwas in weiter, weiter Ferne lauscht.

Lange war es ihm jedoch nicht beschieden, sich in seine Stimmungen zu versenken. Allmählich, als das Essen und der Wein die Gesichter rings um den Tisch kolorierten und die Munterkeit steigerten, wurde er durch Zurufe von Leuten, die ein Glas mit ihm trinken wollten, in seinen Betrachtungen gestört. Einige von ihnen erzeigten ihm sogar mehrmals hintereinander diese Aufmerksamkeit und das machte ihn rechtzeitig mißtrauisch. Als schließlich auch der junge Herr Gyldenfelt ihn bat, „ihm die Ehre zu erweisen", und auf drohende Weise verlangte, daß ausgetrunken wurde, da war er sich klar darüber, daß man beabsichtigte, ihn unter den Tisch zu trinken; er weigerte sich daher, mehr zu trinken, obwohl einige von den jungen Herren aus diesem Grunde unangenehm gegen ihn wurden, sich gekränkt stellten, und versuchten, ihn durch höhnische Zurufe herauszufordern. Auch seine Tischdame zeigte ihm immer deutlicher ihre unendliche Geringschätzung.

Er ließ sie rufen und sich amüsieren. Es war ihm so ganz gleichgültig geworden, wie diese Menschenaffen über ihn dachten. Er machte sich überhaupt nichts mehr daraus, in irgend jemandes Augen „Held" zu sein; dazu hatte er in diesen Tagen der Lebenstragödie zu tief hinter die Kulissen geguckt. Je lauter der Lärm und die Wildheit um ihn her wurden, um so nüchterner ward seine eigene Gemütsstimmung, um so weniger ließ er sich von all dieser Großmäuligkeit imponieren, die rings um den Tisch herum aufgeflascht wurde.

Ein Herr an dem unteren Tischende schlug an sein Glas, um eine Rede zu halten. Es war der Hauslehrer, Herr Langer, der im Namen seines Herrn den Gästen danken sollte. Es war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, ein alter Student von der Art, wie man sie oft auf den großen Gütern in den entlegenen Gegenden von Jütland antreffen kann, Leute,

die Hunger und Schulden und Enttäuschungen schon in ihren ersten Universitätsjahren aus der Hauptstadt fortgetrieben hatten, und die in einer solchen Gutsbesitzerfamilie fanden, was sie vor allen Dingen nötig hatten, und wovon sie sich seither nicht wieder hatten losreißen können: eine gute Futterstelle, eine warme Ofenecke und ein unaufspürbares Versteck für ihre immer tiefere Erniedrigung.

Herrn Langers gewaltiger brauner Bart hatte bereits angefangen, an den Spitzen zu ergrauen. Seine große, vornübergebeugte lottrige Gestalt in dem abgetragenen Leibrock machte einen äußerst bemitleidenswerten Eindruck. Er hatte sich gleich bei Kandidat Globs Erscheinen — und zu des letzten höchstem Schrecken — ihm als Kollegen vorgestellt, und es lag auch in seiner schlaff humoristischen Ausdrucksweise noch eine leise Erinnerung an die Studentenzeit. Mit diesem Bodensatz von akademischem Witz hielt er dort in der Gegend einen gewissen Ruf als verbummeltes Genie aufrecht und war namentlich als Tischredner geschätzt. Auch bei dieser Gelegenheit machte er Glück, und sein Herr, der trotz seines geschmierten Mundwerks selber nicht imstande war, vier zusammenhängende Worte zu sagen, wenn es sich um eine Rede handelte, gab ihm mit einem Kopfnicken seinen Beifall zu erkennen.

Kurz darauf erhob man sich vom Tisch. Unter einem ohrenbetäubenden Lärm, mit gewaltigen Handschlägen und brüderlichen Umarmungen zerstreuten sich die Herren ringsumher in die Räume. Nur Lindemark und Schullehrer Johansen bildeten abermals zusammen mit Kandidat Glob eine schweigend demonstrierende Gruppe für sich in der leeren Schulstube, und ihnen schloß sich später ein anderer ruhiger Herr an, Leuchtturmwächter Enevoldsen, der sich in eine Unterhaltung mit Glob einließ.

„Der Herr Kandidat sind also hier oben, um den Kulturzu-

stand bei uns zu studieren. Ja, wir Westjüten halten auch Schritt! Falls Sie ihr Weg am Lögsdruper Leuchtturm vorüberführen sollte, so will ich Sie gebeten haben, bei mir einzusehen."

Kandidat Glob dankte mit einigen artigen Worten über die vielfach besungene Brandung vor dem Lögsdruper Riff, das zu sehen er immer gewünscht hatte.

„Wirkt es nun aber auf die Dauer nicht ein wenig ermüdend, dieses wilde Schauspiel Tag aus Tag ein vor Augen zu haben .... sein Leben, sozusagen, mitten in diesem schäumenden Schlund zu leben? Ich denke namentlich an die wochenlangen Winterstürme. Sind die nicht fürchterlich?"

„Nun, an dergleichen gewöhnt man sich ja. Aber was ich sagen wollte, falls Sie sich für Hühnerzucht interessieren, so glaube ich wohl, daß ich Ihnen einen Bestand zeigen kann, wie Sie hier in Vendsyssel nicht leicht etwas ähnliches finden werden. Meiner Ansicht nach, Herr Kandidat, hat die Hühnerzucht hier zu Lande nicht die Anerkennung gefunden, die sie verdient. Ich unterschätze unsern Butterexport oder die Schweinefleischproduktion keineswegs. Gott bewahre! Aber ich sage: eine rationell betriebene Hühnerindustrie — darin liegt Dänemarks Zukunft. Aber es muß als Volkssache aufgefaßt werden. Mit Ernst und mit Liebe. Hier müssen alle weitschauenden Männer und Frauen Schulter an Schulter stehen. Wie denken Sie darüber, Herr Kandidat?"

„Ja, ich verstehe mich ja nicht weiter auf diese Sache, folglich —"

„Da sage ich meinerseits Ja aus vollster Seele", ertönte im selben Augenblick die hohle Tonnenstimme des Hauslehrers, der langsam und unsicher auf den Absätzen seiner großen Schmierstiefel, eine frisch angezündete Zigarre im Mund, von der Diele hereinbalanciert kam.

„Ein liebliches Zukunftsbild, das Sie da entrollten, Leuchtturmwächter! Ein Huhn in jedermanns Kochtopf, — wie er sagte, dieser selige verrückte König. Alle Trübseligkeiten des Lebens werden zu Kükensorgen! Gott gebe, daß es zum Glück und Segen für unser liebes kleines Dänemark gereichen mag! Kückerüküh!"

Lindemark und Schullehrer Johansen hatten sich sofort beim Anblick des umnebelten Mannes entfernt. Auch der Leuchtturmwächter verließ ihn schnell, wohingegen Glob bleiben mußte, weil Herr Langer ihn am Kragen festhielt.

„Darf ich so naseweis sein, eine Frage ganz im Vertrauen an Sie zu richten?"

„Aber ich kenne Sie ja gar nicht."

„Na, wir haben doch beide an der Alma mater Busen gesogen. Aber ich habe im übrigen keineswegs die Absicht, Sie von meiner eigenen Großmächtigkeit zu unterhalten. Gerade herausgesagt — Verehrtester! — Wie lange gedenken Sie unsere Gegend noch mit Ihrer angenehmen Nähe zu beehren?"

„Ich muß gestehen, das ist wirklich eine höchst auffallende Frage!"

„So — so? Nur nicht beleidigt, Freundchen! Ich will Ihnen sagen, ich traue Ihnen so viel Scharfblick zu, daß Sie eine ziemlich große Trübung an dem ehelichen Himmel auf Großhof bemerkt haben werden. Wie gesagt! Aber dann begreifen Sie gewiß auch den Grund zu dieser Ballade, die Hacke über Nacht aufgeführt hat."

„Nein, — ich muß gestehen, ich begreife kein Wort."

„Herrgott, Mensch! Können Sie denn nicht verstehen, daß Hacke rasend, wahnsinnig eifersüchtig ist?"

„Eifersüchtig. Auf wen?"

„Auf wen? Ist Ihnen das nicht klar? ... Begreiflicherweise auf Sie, Verehrtester!"

„Auf mich? ... mich? ... Ja, aber das ist doch ganz geistesschwach!"

„Ganz recht! Das ist es justement ... und darum eine ganz abgemachte Sache, Freundchen! Sie kennen wohl noch nicht recht viel vom Leben, Herr Kollege! Und von der Liebe! Hacke kann es nun einmal nicht vertragen, daß auch nur der Geruch einer fremden Mannesperson in Frau Lindemarks Nähe kommt. Wie gesagt! ... Sind Sie verlobt, Herr Kandidat?"

Er faßte das Schweigen des anderen als Bestätigung auf und fuhr hicksend fort:

„Ich bin auch einmal verlobt gewesen! Jetzt ist sie mit einem hochvornehmen Mann, einem Kammerherrn, verheiratet. Ja, die Vorsehung kann wirklich zuweilen unergründlich humoristisch sein."

Er hatte den Kandidaten jetzt losgelassen und setzte sich auf den Schultisch, die Füße auf der Bank. Aber Glob blieb trotzdem stehen. Er war jetzt fest entschlossen, so schnell wie möglich von hier wegzureisen, und Herr Langer war offenbar ein Mensch, der über viele Kenntnisse bezüglich der Verhältnisse dort in der Gegend verfügte, und den er, ohne Gefahr zu laufen, auspumpen konnte. Außerdem war da etwas bei dem Mann selber, was ihn psychologisch zu interessieren begann. Eine aufflackernde, ersterbende Melancholie in den kleinen dunklen Augen und in dem hohlen Tonnenklang der Stimme deuteten darauf hin, daß sich noch Überreste geistigen Lebens unter all dem trägen Fett regten.

Glob gestand deswegen jetzt, daß er eine Unübereinstimmung zwischen den Ehegatten auf Großhof bemerkt habe und fand das sehr bedauernswert. Aber vielleicht hatte Frau Lindemark ihren Mann niemals geliebt? Oder wie?

„Die! Herr du meines Lebens! Sie ist so verliebt in

Lindemark gewesen wie ein Spatz in einen warmen Pferdeapfel. Die ersten Jahre, die sie hier war, ging sie mit langen Männerstiefeln unter den Röcken und storchte mit dem Gemahl draußen auf den Feldern und in der ‚Plantage' herum ... die ist ja auch nach ihr genannt. Er war damals in ihren Augen ein mörderlicher Pfadfinder ... ein wahrer Apostel. Aber für den Posten wurde Lindemark ja auch auf die Dauer doch reichlich unbedeutend. Und als der Glorienschein von ihm abgefallen war, da geschah es, daß Hacke höchst gelegen hierher kam, und ihn ablösen konnte. Frauen wie Frau Lindemark, die müssen uns Männer nun einmal absolut in Helden umwandeln. Das ist das Verteufelte dabei! ... Sehen Sie, ich bin auch einmal verlobt gewesen. Und meine Braut gehörte auch zu der schwärmerischen Art. Sie war übrigens hier aus der Gegend. Jetzt ist sie mit einem Kammerherrn verheiratet und wohnt in Kopenhagen."

„Aber ich begreife doch nicht", sagte Kandidat Glob. „Eine Menschenruine wie Herr von Hacke —"

„Sagen Sie doch, Mensch — was können Sie eigentlich nicht begreifen? Es ist, weiß Gott, alles hier in dieser Welt unbegreiflich, folglich kann man sich ebensogut die Mühe sparen, darüber nachzugrübeln. Halten Sie sich an Tatsachen, Freundchen! Und was ich Ihnen sagen wollte, ist, daß Hacke ja offenbar momentan sehr herunter ist. Er hat lange davon geredet, daß er ein kleines rundes Punktum hinter seine Lebensgeschichte setzen will ... hier oben in der Schläfe, verstehen Sie. Und sollte so etwas jetzt geschehen, so wäre es am Ende gar nicht so angenehm für Sie, die Veranlassung dazu gewesen zu sein."

„Aber du großer Gott! von alledem wußte ich wirklich nicht das geringste. Ich reise morgen am Tage — das ist eine abgemachte Sache."

„Es freut mich sehr, das zu hören, will ich Ihnen nur sagen, denn Hacke ist eigentlich im Grunde ein guter Mensch, der immer am schlimmsten gegen sich selbst gewesen ist.“

„Aber warum machen Sie denn doch der Sache nicht ein Ende? Wenn Sie doch einig sind. Warum lassen sich Lindemark und seine Frau nicht scheiden? Und wenn Lindemark nicht will, warum läuft sie dann nicht ohne weiteres mit dem anderen fort?“

„Gott soll mich bewahren! Womit sollten wir andern uns dann wohl in Zukunft unterhalten? Nein, es ist wirklich am allerbesten so, wie es ist. Sie können nur glauben, die Geschichte hat Leben hier in die Ruhe gebracht. — Ich bin übrigens durchaus nicht sicher, daß Frau Lindemark, wenn es zum Klappen kommt, das Risiko laufen würde. Sie ist ja doch nicht wenig verhätschelt, bemeldete Dame. Was helfen die vollen Herzen, Freundchen, wenn die Taschen leer sind? Und Hacke hat wahrlich nirgendswo Kredit, außer in seinem eigenen Portemonnaie. Und das erinnert, weiß Gott, nicht gerade an die Keller der Nationalbank! — Nun, es ist eine ganz traurige Geschichte. Eine wahrhaft wunderschöne, traurige Geschichte!“

„Hat Frau Lindemark denn selbst keine Mittel?“

„Nein, sie war ja die Tochter einer armen Lehrerwitwe in Vejle. Dann müßte sie jedenfalls erst hingehen und dem Gemahl den Hals umdrehen.“

Kandidat Glob zuckte zusammen.

„Halten Sie sie zu einem solchen Verbrechen im Stande?“ fragte er.

„Was sagen Sie da? ... hö, hö, hö!“ lachte Herr Langer mit einem Bauchrednerlachen, das seine ganzen Fettschichten erbeben machte. „Sie tun es wahrhaftig nicht ganz billig, mein Freund! ... Übrigens hat hier neulich eine Bauerfrau

ihren Mann mit einem Strumpfband ins bessere Dasein befördert, um sich mit dem Knecht auf dem Hof zu verheiraten. Aber sie war daran gewöhnt, Lämmern und dergleichen Kreaturen den Hals abzuschneiden. Das macht einen Unterschied! ... Wissen Sie, was ich übrigens glaube?"

„Nein."

„Ich glaube, Frau Lindemark und Hacke, die haben nicht zwanzig oder, sagen wir, hundert Worte miteinander geredet, so lange sie sich gekannt haben."

„Was meinen Sie damit?"

„Die Sache ist ganz einfach, Freundchen! Ich will Ihnen nämlich sagen, Hacke ist ja solche verrückte Schraube und versteht sich gar nicht drauf, mit Damen zu schnacken. Er stellt sich nur an einen Türpfosten auf und steht da und zupft an seinem Bart herum und schießt Blitze aus den Augen und sieht finster und leidenschaftlich aus. Er findet seine Sprache erst wieder, wenn er bei den Herren sitzt und sich betrinkt und anfangen kann, unangenehm zu sein."

„Aber wie hat sie sich nur einmal in ihn verliebt? Ein Adonis ist er ja doch gerade nicht."

„Herr Gott, wie wenig Sie von der Liebe kennen, glücklicher junger Mann! Wenn das Herz einer Dame frei ist, so entscheidet, weiß Gott, der Zufall, wer der nächste Logierende wird. Es kann ein Kammerherr mit einer Zuckerbrotfratze werden, aber es kann auch ein Schneider mit Klumpfuß und Warzen auf der Nase werden. Und die lieblichen Damen werden sofort nach dem Bilde ihres Herzenshelden umgewandelt. Sie bekommen selbst ein süßes Lächeln oder auch Gewächse im Gesicht. Haben Sie nicht beachtet, daß Frau Lindemark im Begriff ist, sich einen flotten Schnurrbart zuzulegen?"

„Nein, das habe ich wirklich nicht bemerkt."

„Dann wird sie ihn jedenfalls bald bekommen! Meine

Braut wurde sofort kurzsichtig, weil der Kammerherr eine Brille trug. Sie konnte mich plötzlich in einer Entfernung von vier Schritt nicht mehr erkennen."

In diesem Augenblick entstand ein Spektakel draußen auf der Diele. Einige von den Herren stellten sich zu zweien in einer Reihe auf, immer ein Paar hinter dem andern wie bei einem Leichenbegräbnis, und unter der Führung des Wirtes, der eine brennende Laterne trug, begab sich die Prozession mit Gesang und Gebrülle in den Sturm hinaus. Herr Langer, in dessen schwerfälligen Körper plötzlich Leben gefahren war, beschloß den Trupp, während der Kandidat, den er mitzuschleppen versucht hatte, halsstarrig in der Tür stehen blieb, ohne eine Erklärung bezüglich des bacchantischen Zuges erlangen zu können.

Ein verspäteter Herr, der stark berauscht war, stellte sich neben ihn, legte den Arm liebevoll um seinen Hals und starrte ganz benommen dem Lichtschimmer draußen in der Finsternis nach. Aus den wirren Reden dieses Mannes erfuhr er allmählich, daß der Wirt am Vormittag einen Korb mit Kognakflaschen in den Brunnen hinabgelassen hatte, um sie kühl zu halten. „Echte Ware ... hick! ... Strandungsware, verstehst du!" — und daß diese Flaschen jetzt geholt werden sollten, „denn jetzt müssen wir doch endlich was zu trinken haben!"

Der Kandidat befreite sich von der erstickend schlangenartigen Umarmung des Mannes und kehrte in die Zimmer zurück. Der Kopf war ihm schwer und er hatte nur den einen Wunsch, von hier wegzukommen. Es ekelte ihn bei all dieser tierischen Lebensfreude. Dann zog er doch von Hacke trotz seiner Affektation vor. Es lag doch ein Schimmer tragischer Hoheit über diesem armen Wrack, das hilflos dem Untergange entgegentrieb.

Er stand einen Augenblick in der Tür zum Wohnzimmer,

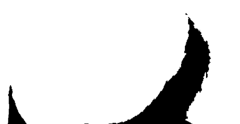
um einen Schimmer von Frau Lindemark aufzufangen. Sie saß mitten in einer Gruppe laut schwatzender Damen, nahm aber nicht teil an dem Gespräch und hörte wohl auch gar nicht einmal zu. Sie war sehr bleich, hatte aber offenbar die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß Herr von Hacke kommen würde. Sie sah noch immer vor sich hin mit demselben nachtwandlerischen strammen Lächeln und schien nach etwas in weiter Ferne zu lauschen.

Ach — dachte er — wer hier doch helfen könnte! Es war ja nicht zum Aushalten, diesen Jammer mit anzusehen.

Im Grunde begriff er jetzt sehr wohl, daß Hacke in einer Gesellschaft wie diese als Offenbarung aus einer andern und schönern Welt hatte wirken können. Er war ein armes Wrack, freilich. Aber trotzdem! ... Er erinnerte sich, wie er einmal in seinen Knabenjahren mit ein paar Kameraden nach Hellebäk gefahren war, um ein großes Schiff zu sehen, das in einer Nacht während eines heftigen Landsturmes auf den Strand geworfen war. Es lag dort gleich einem Riesenaas und sah unheimlich aus. Und doch hatte es ihn wunderlich süß durchzuckt bei dem Anblick. Es sang so eigentümlich verlockend in der Luft um die Mastenstümpfe herum. Ein betörendes Grauen umgab diesen schwarzen, zertrümmerten Schiffsrumpf, der sich auf der Dünung des großen Meeres gewiegt hatte ...

Als er nach dem Herrenzimmer zurückgekehrt war, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß es so still da drinnen geworden war. Die ausgelassenen Trinkgesellen, die eben vom Hofe hereingekommen waren und noch die Kognakflaschen in der Hand hielten, standen ganz stumm da oder steckten die Köpfe zusammen und flüsterten.

Eine schlaffe Hand legte sich ihm von hinten auf die Schulter. Es war der Hauslehrer, Herr Langer.



„Haben Sie schon das Neueste gehört?"

„Was denn?"

„Sehen Sie den da an!"

Er zeigte mit einer Handbewegung zu einigen Herren hinüber, die mit ausgereckten Hälsen in einem Halbkreis einen großen, korpulenten Mann umstanden, den der Kandidat bisher nicht gesehen hatte und der offenbar auch eben erst gekommen war.

„Das ist der Kreisarzt", erklärte Langer. „Er kommt aus Pannerup. Und wissen Sie, was er erzählt? Der Dünenassistent sitzt in seiner eigenen Wohnung unter Bewachung und morgen soll er nach einer Irrenanstalt gefahren und zwangsweise dort untergebracht werden. Und damit ist der Pott aus."

„Ist das wahr?"

„Sie können ja selbst hingehen und hören, was der Mann sagt."

„Ich habe ihn lange für das Irrenhaus reif gehalten", hörten sie nun den Arzt sagen. „Er ist nach jeder Richtung hin anormal von Zwangsvorstellungen beherrscht, die ihn ganz unzurechnungsfähig machen. Wie denken Sie zum Beispiel über den Skandal, den er gestern Abend im Bjergsteder Krug gemacht hat. So ganz unmotiviert seine Flinte innerhalb von vier Wänden abzuschießen. Dergleichen Einfälle hat nur ein Wahnsinniger. Ich nehme in jeder Beziehung die Verantwortung für seine Einsperrung auf mich."

Kandidat Glob fühlte abermals eine Hand auf seiner Schulter. Diesmal war es Lindemark.

„Sie haben wohl nichts dagegen, daß wir jetzt nach Hause fahren", sagte er in augenscheinlich heftiger nervöser Erregung. „Meine Frau ist müde und es wird ja auch schon spät."

In einem Augenblick hatte sich die Neuigkeit in allen Gesellschaftsstuben verbreitet. Im Eßzimmer, wo einige junge Paare angefangen hatten zu tanzen, hielt die Musik plötzlich inne, und von allen Seiten strömte man im Wohnzimmer zusammen, um zu sehen, welche Wirkung die Nachricht auf Frau Lindemark ausübte. Während die meisten von den älteren Leuten dort in der Gegend den Stab über sie gebrochen hatten und sie in ihrem Herzen für eine gefallene Frau ansahen, der sie nur aus Rücksicht auf die Stellung und den Einfluß des Mannes die äußere Achtung erwiesen, so hatte der größte Teil der Jugend Sympathie für sie gehabt und war stark ergriffen, von ihrer und Herrn von Hackes Liebestragödie, die überhaupt die Bevölkerung in zwei streitende Parteien geteilt hatte.

Es standen denn auch Tränen in mehr als einem der jungen Augenpaare, die ihr folgten, als sie umherging und Abschied nahm. Sie hatte keine Ausflüchte versucht, um ihren hastigen Aufbruch zu erklären. Sie hatte kurz verlangt, nach Hause zu kommen. Aber es lag trotzdem etwas Unsicheres und Scheues in der Art und Weise, wie sie umherging und die Hand gab, ohne jemand anzusehen oder das „Gute Nacht" der andern zu beantworten. Als sie den Kreisarzt erblickte, der gerade mit ein paar andern Herren aus dem Herrenzimmer eintrat, blieb sie stehen und sah einen Augenblick an seiner korpulenten Gestalt auf und nieder, als wollte sie ihn anreden, machte dann aber einen Bogen um ihn herum und glitt still zum Zimmer hinaus.

Bald darauf saß sie im Wagen und rollte von dannen mit ihrem Mann und ihrem Gast.

Rings umher lag das weiße Mondlicht auf Pfützen und Dünen; aber drinnen im Wagen war es anfänglich so dunkel, daß der eine nur undeutlich das Gesicht des andern unter-

scheiden konnte. Sie saßen jeder in seine Ecke zurückgelehnt und gaben sich den Anschein, als schlummerten sie. Aber bei einer Biegung des Weges fiel der Mondschein plötzlich auf Frau Lindemark, ohne daß sie es merkte. Der untere Teil ihres Gesichtes war von dem Pelzwerk ihres Mantels verdeckt. Es war nicht viel weiter von ihr sichtbar als ihre runden Wölfinnenaugen, die — weit offen und fast grün in dem weißen Licht — vor sich hinstarrten mit einem Ausdruck so wild von Haß, so grausam von ohnmächtiger Mordlust, daß Kandidat Glob bei dem Anblick zu zittern begann. Es war ihm, als habe ihn der Tod selbst im Nacken angehaucht.

Am nächsten Vormittag verabschiedete sich Kandidat Glob von Großhof. Er war aus vielen Gründen ungeduldig, wegzukommen. Er hatte wieder eine schlaflose Nacht verbracht trotz der Beruhigung, die es ihm in der Tat gewährte, Herrn von Hacke unter solider Bewachung zu wissen. Der Gedanke, welcher Gefahr er sich ausgesetzt hatte, indem er die Eifersucht dieses tollen Menschen erregte, ließ ihn unter dem dicken Federbett in kalten Schweiß ausbrechen. Einmal war es ihm sogar so vorgekommen, als werde mit denselben kleinen dumpfen Schlägen wie die, womit Herr von Hacke ihn in der vorhergehenden Nacht aus dem Bett geholt hatte, an seine Fenster gepocht.

Er hatte versucht, sich einzuschläfern, indem er weiter in der Märchendichtung „König Tag und Königin Nacht" las, und schließlich war er auch wirklich, mit dem Buch in der Hand, in eine Art Schlummer gefallen. Das Grausen in der berühmten Szene mit dem gehängten Weib im Erlengestrüpp, das ihn neulich so stark und süß geschüttelt hatte, ge-

wann diesmal keine Macht über ihn. Die ganze Anhäufung von Schrecken am Schluß des ersten Aktes des Dramas machte ihn nur gähnen.

Sobald der Tag zu dämmern begann, sprang er aus dem Bett. Noch während die Lichter auf dem Nachttisch brannten, stand er völlig angekleidet und reisefertig am Fenster und sandte durch die Bäume des Parks einen Abschiedsblick über die Heidefelder und die überschwemmten Wiesen, hinüber zu den graugrünen Dünen in der Ferne. Rings um ihn her bullerte der Sturm ganz so wie an den vorhergehenden Tagen, pfiff und schrie und fauchte durch jeden Spalt und jedes Schlüsselloch im ganzen Hause, so daß es war, als befinde man sich mitten in einem ungeheuren Orgelwerk. Jedesmal, wenn eine Tür irgendwo im Hause geöffnet wurde, fuhr der Wind quer durch das ganze Gebäude, schlug andere Türen auf, warf eine zweite ins Schloß und verstärkte alle hohlen und pfeifenden, schreienden und zischelnden Laute, als habe jemand auf das Pedal des Orgelwerkes getreten.

Welch eine Hölle! — dachte er und preßte die Hand vor seine Augen. Welch Schicksal, dazu verdammt zu sein, jahraus, jahrein in diesem Schreckensreich zu leben ... Ach, wie hatte er ihn satt, diesen unnützen Lärm, diese leere und unfruchtbare Wildheit!

Auf seinem Wege zu den Zimmern hinüber traf er Mamsell Steensen; sie stand auf der Diele und bürstete Lindemarks Wagenpelz.

„Will der Gutsbesitzer verreisen?" fragte er im Vorübergehen.

„Ja, er will wohl zum Pfarrer hinüber. Der Leutnant ist ja über Nacht gestorben."

„Gestorben?"

„Ja ... oder wie man es nun nennen will. Der Har=

desvogt und der Kreisarzt sitzen da in dem Herrenzimmer."

Das taten sie wirklich. Und da man ihnen schon mit Portwein aufgetischt hatte, waren sie beide sehr mitteilsam.

Es sei ein trauriges Ende für so einen Mann aus einer der besten Familien des Landes! Hacke habe sich den größten Teil der Nacht ruhig verhalten, trotz der ihm aufgedrungenen Bewachung, die Befehl erhalten hatte, ihn nicht zu verlassen. Er hatte freilich nicht zu Bett gehen wollen, sondern dagesessen und in einem Buch gelesen. Gegen Morgen, als die beiden Männer wahrscheinlich eingeschlafen waren, hatte er sich dann hinausgeschlichen und sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Der kleine, rundbäuchige Hardesvogt fügte hinzu, daß der Dünenassistent sich offenbar schon seit längerer Zeit mit dem Gedanken getragen habe, sich das Leben zu nehmen.

Bei der gerichtlichen Haussuchung hatte man unter seinen sehr gewissenhaft geordneten Papieren ein Taufattest gefunden mit den am Rande geschriebenen und später wieder ausgestrichenen Worten: „Und gestorben 3. September 1878."

Auf seinem Tisch hatte ein altes Gesangbuch und Probst Dinesens Hauspostille „Das Trostbuch" gelegen, das er schon vor längerer Zeit von den Leuten geliehen hatte, bei denen er wohnte. Es war dies Buch gewesen, in dem er in der Nacht gelesen hatte.

Lindemark, der einen Augenblick draußen gewesen war, kam jetzt wieder herein. Er hatte durch ein Sprachrohr, das von der Eßstube nach den Schlafzimmern hinaufging, seiner Frau die Begebenheit mitgeteilt. Er war tief erschüttert und konnte nirgends Ruhe finden.

„Was sagen Sie, Kandidat Glob!... Ist es nicht schreck-

lich!" wiederholte er einmal über das andre, während er seine Wanderung im Zimmer auf und nieder fortsetzte. Und mit einer auffallenden Nachsicht, einem zu sehr übertriebenen Mitgefühl begann er von dem Verstorbenen und seinem bedauernswerten Lebensabschluß zu reden.

Als ihm Glob, nachdem die beiden andern Herren gefahren waren, seinen Entschluß mitteilte, zu reisen, versuchte er keine Überredungen mehr; und als der Kandidat dann eine Bemerkung machte, daß er so früh am Tage wohl kaum Gelegenheit haben würde, sich von der gnädigen Frau zu verabschieden, so antwortete er, das gehe wohl nicht gut an ... er wolle ihr schon seinen Gruß überbringen.

„Sie werden begreifen, daß diese traurige Nachricht meine Frau sehr ergriffen hat. Herr von Hacke war ja doch ein Freund des Hauses ... wir haben beide große Teilnahme für ihn gehabt. Er war trotz all seiner Unzulänglichkeiten ein Mensch, den man lieb haben mußte."

Glob sah zur Seite und schwieg.

Noch ehe sein Gast das Haus verlassen hatte, fuhr der Gutsbesitzer in einem Einspänner fort, um zu dem Pfarrer hinüberzukommen und ihm die Neuigkeit mitzuteilen.

Der Kandidat hatte sein Anerbieten, sich von dem Verwalter nach der Stadt fahren zu lassen, nicht annehmen wollen. Er hatte das Bedürfnis, eine Weile ganz allein mit sich selbst zu sein und hatte beschlossen, zu Fuß eine gute Meile über die Heide bis an einen Krug der großen Landstraße zu wandern, von wo er dann am Nachmittag mit dem Postwagen weiter kommen konnte.

Er stand gerade mit dem Stock in der Hand da und gab dem Mädchen die letzte Anweisung in bezug auf seine Reisetasche, die ihm nachgeschickt werden sollte, als die alte Steenssen gelaufen kam und mit Anzeichen von Unruhe den Be-

scheid überbrachte, daß die gnädige Frau ihn gerne sehen und mit ihm reden wolle, ehe er reiste.

Er fühlte sich gar nicht wohl bei dieser Aufforderung. Sein physiologisches Interesse war für diesmal zur Genüge befriedigt. Übernervös, wie er selbst geworden war, ängstigte er sich vor dem Eindruck, den ihr Zustand auf ihn machen würde.

Er traf sie im Wohnzimmer, wo sie auf und nieder ging, in einem lose sitzenden Morgenrock und mit ungekämmtem Haar. Als sie ihn sah, ging sie ihm gleich entgegen, ergriff seine Hand, bat ihn, Platz zu nehmen und setzte sich selbst in einen Lehnstuhl. Freilich war sie sehr verändert; die Züge waren erstarrt, die fast pupillenlosen Augen ertrugen das Licht des Fensters nicht, so daß sie die Hand darüber halten mußte, um sie zu schirmen.

Aber es lag nichts von der Wildheit über ihr, auf die er gefaßt gewesen war. Ihr Wesen war erstaunlich ruhig.

Sie sprach leise und die Worte hatten einen singenden Klang, so wie das unwillkürlich der Fall zu sein pflegt, wenn sich die Seele nach der Erregung und Spannung großer Entscheidungen in Ruhe streckt.

Es währte jedoch nicht lange, bis er bemerkte, daß sie keine rechte Gewalt über ihre Gedanken hatte. Die Worte entglitten ihr wie in einem unaufhaltsam rinnenden Strom ohne Übergänge.

Er habe wohl schon gehört, was geschehen war? Es war ein sehr trauriges Ereignis. Er habe Leutnant von Hacke ja gekannt, nicht wahr? Der Leutnant sei ein sehr ungewöhnlicher Mensch gewesen. Aber die Welt habe ihn nicht verstanden. Die Zeit sei nun einmal nicht für groß angelegte Persönlichkeiten. Daher habe man ihm auch nichts besseres wünschen können, als was jetzt geschehen war. Er sei ja auch

so allein gewesen. Kein Heim habe er gehabt. Keine wirklichen Freunde. Und mittellos sei er ja gewesen, der Ärmste, — ach, so völlig mittellos trotz seiner vornehmen Geburt und seiner vielen reichen Verwandten. Nein, es sei nur gut, daß er von seinem Leiden erlöst war. Ob er das nicht auch fände?

Kandidat Glob fing an, eine Bemerkung zu murmeln, aber sie hörte das gar nicht und fuhr fort zu reden.

Sie fragte ihn, warum er sich entschlossen habe zu reisen. Er wohne wohl in Kopenhagen? Ob seine Eltern noch lebten? Er habe doch nichts gegen Leutnant von Hacke gehabt. Er sei exzentrisch gewesen ... sehr exzentrisch. Aber er habe auch wohl viele Wunden im Kriege bekommen, am Kopf und rund herum am ganzen Körper. Aber nun habe er einen schönen Tod gefunden. Oh, es sei etwas stolzes um den Tod, wenn er das freiwillige Werk des Menschen sei.

Während sie fortfuhr zu reden, stand die alte Steensen hinter ihrem Stuhl und machte dem Kandidaten Zeichen zu, daß er gehen solle. Sie zeigte auf die Stirn und schüttelte trübselig den Kopf.

So erhob er sich denn und sagte Lebewohl.

„Sie sind gewiß ein guter Mensch", sagte sie und nahm seine ausgestreckte Hand zwischen ihre beiden. „Wie alt sind Sie eigentlich!"

„Dreiundzwanzig."

„Leben Sie in Kopenhagen?"

„Ja."

„Warum wollen Sie fort? ... Sie sollten hierbleiben." Sie hielt noch immer seine Hand umschlossen und sah sich plötzlich nach Steensen um.

„Mamsell ... Sie können gehen!" sagte sie, und ihre Stimme wurde plötzlich hart und gebietend.

Aber die alte Dienerin blieb stehen.

„Wollen gnädige Frau sich nicht umkleiden?"

„Ich sage Ihnen, Sie sollen gehen ... Ich mich umkleiden? Warum mischen Sie sich da hinein?"

Glob wurde plötzlich von einer großen Angst befallen. Er entwand ihr seine Hand, verneigte sich und ging schnell zum Zimmer hinaus.

Draußen aber blieb er stehen, um zu lauschen. Er hatte sie laut rufen hören, ehe die Tür sich noch ganz geschlossen hatte.

„Wozu haben Sie hier gestanden, Steensen? So eine ... steht sie da und lauert. Ich will ihr was zu lauern geben ... altes schweinsches Frauenzimmer, das ist sie. Glauben Sie etwa, ich wüßte es nicht, daß Sie eine Liebschaft mit dem Verwalter haben? Leugnen Sie es nicht. Ich kenne Ihre Geschichten, Jungfer Naseweis! Auch Kirstine hat Mannsleute bei sich. Ihr stinkt ja alle nach Mannspersonen, wenn Ihr hier in die Stuben hereinkommt. Raus mit dir! Raus mit dir — sage ich!"

... Wenige Minuten später war Kandidat Glob allein. Vor ihm lag die große, leere Heide, so weit das Auge reichte.

Und was nun? — fragte er sich selbst. Was nun? und wohin? Zurück zu Katharina ...?

Er hatte während des Fiebertraumes der Nacht oft seine verlassene Freundin vor sich gesehen. Sie hatte daheim auf der Diele in Christianshafen auf dem Puff gesessen, hatte ihre weichen Arme zärtlich nach ihm ausgestreckt und gesagt: „Komm nur zurück trotz alledem was geschehen ist. Sieh, ich habe vergessen und vergeben. Komm und ruhe dein müdes Haupt an meiner Schulter aus, und ich will alle deine verwirrten Gedanken von deiner Stirn streicheln und das Lächeln in deine Augen zurückküssen."

So hatte sie in Träumen zu ihm geredet — die gute kleine Katharina! Und im Grunde zweifelte er nicht daran, daß



sie ihm verzeihen würde, wenn er ihr eine offene Beichte ablegte und seine Verirrung eingestand. Vielleicht hatte sie noch niemandem gegenüber seines Abschiedsbriefes Erwähnung getan, so daß das alte Verhältnis ohne Auseinandersetzungen andern gegenüber wieder hergestellt werden konnte. Ehe ein Jahr um war, würden sie dann heiraten können. Katharina war ja nicht nur ein liebes und häusliches Mädchen, das eine exemplarische Hausfrau und Mutter werden würde, sie war außerdem auch eine ganz gute Partie... darüber hatte er sich seinerzeit vergewissert, indem er in der Steuerliste nachgesehen hatte.

Es würde ihm also ein ruhiges angenehmes Leben an Katharinas Seite beschieden sein. Sie könnten sich irgendwo in der Nähe von Kopenhagen ein kleines irdisches Paradies in ländlichen Umgebungen schaffen, wo er sich ganz der Ausübung seines Dichterberufes hingeben konnte. Hier würde er in seinen Mußestunden in seinem kleinen Garten graben und Tauben und Hühner füttern; und an schönen Sommerabenden, wenn Moore und Wiesen dampften, würden er und Katharina zärtlich umschlungen auf der Aussichtsbank sitzen und miteinander über seine Poesien reden.

So träumte er, während er hier den gewundenen Heideweg entlang ging, zwei tiefe Wagenspuren, die den unfruchtbaren Sand unter der Heidedecke offenbarten.

Zu seiner eigenen Verwunderung hatten diese Zukunftspläne nichts eigentlich Verlockendes für ihn. Es lag in diesem Traum von Glück, das einem Vaudevilleidyll glich, etwas, das ihm noch immer nicht munden wollte, ja, es war fast, als ob er jetzt weniger denn je imstande sein würde, sich bei einem solchen Dasein zu beruhigen.

Wie er so in diese Gedanken versunken dahinschritt, wurde er aufmerksam auf etwas, das sich am Horizont vor ihm ab-

hob. Es war ihm nicht sogleich möglich, klug daraus zu werden, was es war. Es fehlte in dieser großen Wüstenfläche jeder Maßstab zur Beurteilung von Größe und Entfernung — und es konnte ebensogut eine Kirche sein, wie ein Schaf oder ein Mensch. Erst als er den Krimstecher an das Auge setzte, sah er, daß es ein Fuhrwerk war, das sich langsam in derselben Richtung wie er den Weg entlang arbeitete.

Nach Verlauf einer halben Stunde hatte er es eingeholt.

Es war ein niedriger Bretterwagen mit einem Vorspann, das aus einem langhörnigen Ochsen und einem jämmerlich kleinen, weißen Pferd bestand. Ein Mann in mittleren Jahren mit einem Büschel roter Barthaare unter dem Kinn saß auf dem Kutschbrett und hinten im Wagen, der mit Tang angefüllt war, lag ein halb erwachsenes Mädchen, das ihn mit Augen anstarrte, die starr vor Schrecken waren.

Der Mann hielt den Wagen an. Seine kleinen, zusammengekniffenen Maulwurfaugen glühten förmlich vor leidenschaftlicher Neugier. Als sein erster Durst gestillt war, fragte er Kandidat Glob, ob er nicht mit ihm fahren wolle, da sie ja doch denselben Weg hatten.

Es war eine hohe, magere, gebeugte Gestalt, schief in den Schultern von harter Arbeit, aber munter und mitteilsam, als sein Mundwerk erst in Gang gebracht war. Während der Fahrt erzählte er Glob von seinem Heideacker, den er in Gemeinschaft mit seiner Frau und seinen Kindern urbar gemacht hatte. „Und bei dem Stück Arbeit haben wir ja die Glieder rühren müssen. Zuerst mußte das Heidekraut ausgerissen und verbrannt werden; dann mußte Tang aus ‚die See' geholt werden; und wenn der Boden wieder umgegraben und gereinigt war und einen Sommer brach gelegen hatte, und die Kuh ihn gedüngt hatte, erst dann konnte man ihn richtig in Angriff nehmen.

Nachdem sie eine kleine Stunde gefahren waren, erreichten sie das Heim des Mannes, eine aus Lehm zusammengeklerte Hütte, die ganz allein in der braunen Wüste dalag. Glob wurde zu einem Schluck Bier eingeladen, und um den Mann nicht zu verletzen, nahm er die Einladung an, obwohl er längst genug hatte von seinem einfältigen Gerede.

An dem östlichen Giebel des Hauses lag ein Stückchen Garten, von einem Heidetorfwall umfriedigt; ein Sandfleck mit einigen halbwelken Kohlpflanzen. Der Mann machte Glob darauf aufmerksam und erzählte mit Stolz, daß da im Sommer auch ein Beet mit Nelken sei, und „dann wäre es so schön". Die Tür zu der Wohnung war so niedrig, daß selbst Glob sich ein wenig bücken mußte, und drinnen in der Stube, die die einzige der Familie war, wurde fast der ganze Raum von einem Himmelbett, einer Bettbank und einem Tisch ausgefüllt. Die Wände waren von ungekalktem Lehm, dafür aber mit einem Überfluß von kräftig kolorierten biblischen Bildern in versilberten und vergoldeten Papprahmen geschmückt. Das Christuskind in einer blaugemalten Krippe, Christus auf der See und am Kreuz und zur Rechten Gottes des Vaters auf einem kirschroten Thron sitzend.

Neben dem Bett erhob sich eine kleine, müde aussehende Frau und gab dem Fremden die Hand. Sie hatte einen Säugling an der Brust und zwei einjährige Kinder hingen ihr am Rock, während es ringsumher auf dem Fußboden und auch auf der Bank von dickbäuchigen, sommersprossigen und rothaarigen Kindern in allen Altern wimmelte.

Mit einer resoluten Bewegung fegte der Mann die eine Hälfte der Bettbank frei von der Brut und bat seinen Gast, Platz zu nehmen.

„Ob er nicht durstig sei, er dürfe sich wirklich nicht genieren. Sie hätten sowohl Bier als Milch und übrigens auch noch ei-




nen Schluck Kirschwein von der letzten Kindtaufe. Überhaupt ginge es ihnen sehr gut. Es fehlte selten an Brot im Hause, und käme es auch hin und wieder einmal vor, so hätten sie ja die Kartoffeln; und seine Kartoffeln, darauf wollte er Gift nehmen, so was geb' es nich' in Kopenhagen!"

Während er sprach, nahm er bald das eine, bald das andre von den Kindern auf seinen Schoß, wischte sie mit ausdrucksvoller Vaterfreude mit dem Finger unter der Nase ab, gab seinem Gast umständlich Bescheid über ihr Alter, ihre Namen und über verschiedene höchst private Geschehnisse bei ihrer Geburt, während er sie alle aus dem Bierkrug trinken ließ, den die Frau zwischen sie gestellt hatte.

Glob saß still da und sah den glücklichen Mann an, sah seine schiefe abgezehrte Gestalt, sein hohlwangiges Gesicht, seine unförmlichen, von der Arbeit mißhandelten Hände an... und der Anblick dieser fröhlichen Genügsamkeit, dieser dehmütigen Dankbarkeit machten ihn noch wehmütiger und noch einsamer. Als er sich erhob, um zu gehen, wollte der Mann ihn absolut überreden, noch ein wenig zu bleiben. Er konnte sich offenbar nicht vorstellen, daß sich irgend jemand dort, wo er selbst so glücklich war, weniger wohl fühlen konnte. Aber gerade alle die Freude des Mannes fiel dem Kandidaten schwer auf die Brust. Er mußte fort. Und wieder stand er allein auf der großen, leeren Heide.

Die Erzählung ist aus. Es bleibt uns nur noch übrig, dem geduldigen Leser eine vertrauliche Mitteilung darüber zu machen, wer diesen kleinen Bericht niedergeschrieben hat und über die Gründe, weswegen er jetzt veröffentlicht wird. Offen gestanden, es ist nicht zum wenigsten

um dieser Nachschrift willen geschehen, daß der Betreffende damals zur Feder gegriffen hat.

Vorerst jedoch ein paar zerstreute Aufklärungen aus zweiter Hand über das spätere Lebensschicksal einzelner der aufgetretenen Personen.

Über Leutnants von Hackes Begräbnis berichtete der Hauslehrer auf Sandberghof, der ergrauende Studentenhumorist Langer, in einem unfrankierten Brief an Kandidat Glob, der nach seiner Rückkehr nach Kopenhagen an ihn geschrieben hatte, um Nachricht zu erhalten, sie sei „großmächtig mit ff" gewesen. Namentlich die anwesenden jungen Damen wären ganz ängstlich mit Seufzern und Zärtlichkeit angefüllt gewesen. Ihre Herzen seien so angeschwollen, daß man während der Predigt die Korsettstangen eine nach der andern rings umher in der Kirche habe springen hören.

Von Frau Lindemark erfuhr er einige Jahre später auf anderm Wege, daß sie eine kurze Zeitlang ganz geisteskrank gewesen sei. Sie habe Tag für Tag an einem bestimmten Fenster in den dunkelen Stuben von Großhof gesessen, die weiße Hand sinnend unter dem Kinn und mit einem leeren und öden Blick zu den fliegenden Wolken emporgestarrt. Aber dann eines Tages hatte sie angefangen zu weinen. Das Muttergefühl war in ihr erwacht und war ihr zur Rettung geworden. Nach mehrmonatlichem, freiwilligem Aufenthalt in einer Nervenklinik war sie geheilt nach Hause und zu den Kindern heimgekehrt. Nur in ihren Gefühlen für den Mann war keine wesentliche Veränderung eingetreten. Die Angst, die man gehegt hatte, daß die Scham einen Rückfall hervorrufen würde, wenn ihr die Art und Weise ihrer Verirrung ganz klar würde, erwies sich im Ganzen als unbegründet. Sie nahm freilich das Zusammenleben mit ihrem Manne wieder auf, ging sogar mit ziemlich zügelloser Leidenschaft darin auf




und gestattete ihm wieder, sie auf alle Weise zu verhätscheln. Im innersten Innern aber lebte sie beständig in der Vorstellung, daß sie sich durch ihre Ehe herabgewürdigt habe. Nie gab sie die selbstbeschmückende Einbildung auf, daß ihr Mann seinerzeit durch niedrige List und sklavenähnliche Verschlagenheit die Unerfahrenheit ihrer Jugend mißbraucht und sie dadurch in seine Gewalt bekommen habe. Auch der Trieb zur Selbsterhöhung, der sich als Heldenkultus äußert, lebte gleich ungeschwächt in ihr fort. Sie war während ihres Aufenthaltes in der Klinik ein wenig religiös beeinflußt worden, und bald nach ihrer Heimkehr hatte sie ihre stille Anbetung von der Erinnerung von Herrn von Hacke auf einen jungen, aus Bauerngeschlecht stammenden Kaplan mit roten Wangen überführt, in dem sie sofort einen Heiligen sah, der zum Märtyrer für die Sache der Kirche vorherbestimmt war. Er enttäuschte sie übrigens schrecklich, indem er sich mit einer Hofbesitzertochter verheiratete und — statt den Bluttod auf dem Missionsfelde in Indien zu sterben — eine fette Buchweizenpfarre auf Fünen antrat.

Das Schicksal der kleinen Katharina hatte Kandidat Glob bessere Gelegenheit aus eigener Anschauung kontrollieren zu können. Kopenhagen ist ja freilich eine große Stadt, aber doch nicht größer, als daß man kaum in eine Straßenbahn treten könnte, ohne auf diesen oder jenen zu stoßen, den man am liebsten vermeiden will. Das junge Mädchen tröstete sich übrigens schnell. Sie verheiratete sich schon im Laufe des Winters mit einem wohlhabenden Krämer in Gammelholm. Zu Anfang, wenn sie und der Kandidat Glob einander begegneten, tat sie so, als sähe sie ihn nicht, und wenn sie von ihrem Verlobten begleitet war, so schmiegte sie sich in einem Anfall von Zärtlichkeit, der jedoch einen etwas krampfhaften Eindruck machte, in seine Arme. Später, als sie eine Frau hoch

in den Dreißigern geworden war, rundlich wie die Mutter, rotwangig und überernährt, ward sie weniger kurzsichtig und erwiderte — wenn auch mit großer Feierlichkeit — seinen ehrerbietigen Gruß. Eines Tages, als sie einander zufällig in einem Laden begegneten, wechselten sie sogar ein paar Worte über das Wetter und den Schmutz auf der Straße, worauf sie ihm die Hand gab. Er fühlte, es solle bedeuten, daß sie ihm verziehen habe.

Was nun schließlich Kandidat Glob selbst anbetrifft, so ist es an der Zeit zu offenbaren, was der aufmerksame Leser vielleicht schon lange von selber verstanden haben wird, daß er diese kleine Reiseerinnerung aus den Tagen der Jugend niedergeschrieben hat. Er (ich) will jetzt in aller Eile dieses mein kleines Selbstbekenntnis abschließen: „ich bin jetzt vierzig Jahre alt, bin Privatlehrer und Schulbuchverfasser und habe außerdem eine kleine Anstellung an einer der Bibliotheken. Daß ich mich daneben — unter viel Widerstand von the professionals — in die Schönliteratur eingedrängt habe, wird einem Teil der Leserwelt bekannt sein; und obwohl ich dies in aller Bescheidenheit erwähne, so fühle ich doch, daß es einer weiteren Entschuldigung und Erklärung bedarf, wenn ich mich nun wieder erkühne, nach der wohlwollenden Aufmerksamkeit des bücherkaufenden Publikums zu angeln und die Kritik mit dieser Unbedeutendheit von meiner Hand zu belästigen.

Die Sache ist die: schon lange habe ich bei mir selbst erwogen, ob ich der Leserwelt nicht eine zuverlässige und völlig offene Darstellung meines innern Menschens schulde. In unsern Tagen, wo sich die Literatur mehr und mehr zu einer öffentlichen Beichte, einer Art freiwilligen Prangers für den Verfasser und seine Lebensschicksale entwickelt, sollte ein Skribent, dem das Urteil des Publikums nicht gleichgültig ist,

sicher jegliche altmodische Zurückhaltung aufgeben und dem Leser einen ungenierten Einblick in die geheimen Kammern seines Herzens gewähren. Wenn die augenblickliche Dichtermode ausdrücklich einen entblößten Adamsapfel und eine ausgeschnittene Weste fordert, die der Dichterbrust gestattet, frei und männlich zu schwellen, so bildet man nur eine lächerliche Figur in zugeknöpftem Bratenrock und steifem Vatermörder. Nicht nur der erste, sondern auch der letzte Held einer Mode ist ihr Narr.

So habe ich mich denn in erster Linie selbst gefragt, ob nicht meine Freunde in den Leserkreisen einen vollgültigen Anspruch auf eine unverschleierte Darstellung der Gründe haben, weswegen ich, obwohl vierzig Jahre alt und in einer anständigen Lebensstellung, mich nicht verheiratet habe; und ich bin zu der Erkenntnis gelangt, daß ich um meiner eigenen Würde willen der Öffentlichkeit ein diesbezügliches Geständnis nicht vorenthalten darf. Man könnte sich sonst vielleicht die unvorteilhafte Meinung von mir bilden, daß ich keine Frau habe bekommen können, oder — was noch schlimmer wäre, daß ich ein unglücklich Verliebter bin, der unter den Qualen einer verschmähten Liebe leidet, überhaupt eine tragische Gestalt, die ihr zerrissenes Innere unter der Maske einer mephistophelischen Sorglosigkeit verbirgt.

Nun weiß ich ja, daß ich ganz anders auf die Gewogenheit des bücherkaufenden Publikums rechnen könnte, falls ich — gleich meinen geachteten Kollegen — die Welt in schlauer Weise eines blutenden Herzens Auserkorene, eine Rosamunde oder eine Messalina ahnen ließe, unter deren kleinem seidenen Fuß ich mich hilflos im Staube winde, oder deren Falschheit ich mit der Leidenschaft eines verwundeten Löwen entschleierte. Ich fühle mich jedoch durchaus nicht versucht, mich zu vermummen — am allerwenigsten als Löwe. Ehr-

lich gestanden, ich wünsche nichts weiter zu sein, als was ich bin! ein ruhig dahinlebender Normalmensch, ein Philister, wenn man will, dessen Herz nicht nur für den Augenblick ohne zärtliche Stellen ist, sondern das überhaupt niemals eine besondere Neigung gehabt hat, sich zu entzünden; ein sehr zufriedener, teetrinkender Junggeselle, der in seiner sicheren Einsamkeit seinen Spaß daran hat, seine Mitmenschen zu beobachten, und der hin und wieder einmal, wenn Bibliotheksdienst, Schulunterricht, die Arbeit an meinem griechischen Wörterbuch es gestatten, sich ein paar Nachtstunden abstiehlt, um kleine Erinnerungen und Betrachtungen niederzuschreiben.

Ich habe nun hier eine Begebenheit aus meinen jungen Jahren mitgeteilt, habe der Wahrheit gemäß und gewissenhaft alles niedergeschrieben, dessen ich mich noch von dem Ereignis erinnere, das damals die ernsthafteste Bedeutung für mich erhielt, und das wohl auch seither dazu beigetragen hat, meine Lebensanschauungen zu entwickeln und zu reifen. So ist denn dies eine Erzählung, die darauf hoffen darf, nach jeder Richtung hin den Forderungen, die die Zeit an die Literatur stellt, entgegengekommen zu sein. Es herrscht heutzutage nach nichts eine solche Nachfrage wie nach soliden Lebensanschauungen und ich gestehe, daß ich wohl auch in diesem Punkt viel zu lange die berechtigten Ansprüche der Leserwelt auf Offenheit überhört habe. Mit Recht fordert jeder aufgeklärte Leser, der eine müßige Stunde damit vertreibt, das Buch eines Schriftstellers zu durchblättern, daß er eine wohlbegründete und leicht anzueignende Lebenauffassung mit in den Kauf bekommt, am liebsten in Form irgendeiner prophetischen Verkündigung, und am allerliebsten eine neue und ganz verschiedene mit jedem Buch desselben Schriftstellers, so daß man erkennen kann, daß er ein wahrer Dichter von Gottes-

gnaden ist, hilflos umhergeworfen von Stimmungsstürmen und Eingebungen des Augenblicks.

Auf dieser Grundlage habe ich denn in diesem Buch das Siegel vor meinem Munde gebrochen und unvorbehalten meine Anschauung vom Universum und dem Menschenleben dargelegt. Aber ich habe es nun auch um meines eigenen Rufes willen getan, damit sich nicht die Ansicht über mich bilden soll, als hätte ich unter Schweigen verbergen wollen, daß ich keine Lebensanschauung besitze, oder — was noch schlimmer wäre, daß die, die ich habe, eine von diesen unergründlich tiefen ist, die sich gar nicht in Worten ausdrücken lassen. Freilich weiß ich, daß ich mir ganz andre Hoffnungen darauf machen könnte, Ansehen beim Publikum zu gewinnen, und namentlich unsern vielen doktorgelehrten Literaturdolmetschern zu gefallen, falls ich — gleich mehr oder weniger geachteten Kollegen — mich als einsamer unverstandener Geist darstelle, als schlafloser Grübler, qualvoll angefüllt mit zu großen Gedankenschöpfungen — eine schwer gebärende Sphinx, die in der Muße der Einsamkeit neue Weltanschauungen für das nächste Jahrtausend ausbrütet.

Trotzdem habe ich auch nach diesen Richtungen hin der Versuchung, mich zu verkleiden, widerstanden, weder als so ein prophetischer Windmacher oder wie jene andern Dichter von Gottes und Rezensenten Gnade. Offen gestanden, trotz aller in tiefsinnige Doktormäntel vermummten Toren ziehe ich es vor, zu sein, was ich bin: ein Mensch, der vor allen Dingen die Klarheit des Gedankens und das maskuline Gleichgewicht der Seele liebt — ein Pedant, wenn man will, bei dem die Ernährungs- und Erneuerungsprozesse seines eigenen geistigen Lebens ruhig und regelrecht verlaufen, ohne irgendeine durch krankhafte Gärung hervorgerufene Aufgedunsenheit mit dazu gehöriger Angsterfülltheit und Stimmungskolik

und den unaufhörlichen Wurmbissen der Reue; und der sich auf alle Fälle nicht gestattet, das Wort zu ergreifen, ohne sich davon überzeugt zu haben, daß der Pulsschlag normal und die Zunge nicht belegt ist.

Was im übrigen mich selbst und meinen Lebenslauf anbetrifft ... ja, brauche ich da eigentlich noch mehr hinzuzufügen? Nicht wahr, jetzt kennt der verehrteste Leser mich zur Genüge.

Falls sie zufällig in Kopenhagen wohnen und dort eines Morgens kurz vor neun einen ältern, bebrillten Herrn erblicken sollten, der in größter Hast um die Ecke der Klostergasse biegt, mit einem Regenschirm und einem Packen Schreibhefte unter dem Arm, — dann bin ich es auf meinem Wege zur Schule. Kommen Sie dann um die Mittagszeit in die Königliche Bibliothek und sehen Sie dort einen Mann sich zwischen den Bücherstapeln herumtummeln als der Konfuseste von all den vielen Konfusen, die dort beschäftigt sind — so soll es, wie man behauptet, ebenfalls meine Wenigkeit sein. Und wenn Sie endlich in einer stillen, nächtlichen Stunde durch die öde, widerhallende Nordstraße gehen, und dort in einem sonst dunkelen Hause ein einziges erleuchtetes Fenster hoch oben unter dem Dache sehen, so bin ich ebenfalls wieder derjenige, der dort oben an dem Schreibpult steht, die Hand unterm Kinn und träumt ... von einer neuen Zeit und einem neuen Geschlecht träumt, bei der die großen Passionen kein unheimliches Delirium sind, das rettungslos mit Selbstmord oder Wahnsinn oder auch mit beiden Teilen endet, für das aber die Leidenschaft ein heiliges Bad der Wiedergeburt ist, das die Sinne adelt, die Willen stählt, die Schwingen des Geistes ausspannt, so daß sie sich auf Adlerweise in stolzem und ruhigem Fluge emporheben ... träumt, während ich über das Pult gebeugt stehe, die Teetasse vor mir, und meinen




bescheidenen Beitrag zu einem solchen Zukunftsgeschlecht liefere, indem ich Aufsätze verbessere, Bücherkataloge verfasse und hin und wieder, wie ein andrer Herr Klexmichel, diese kleinen belehrenden oder moralisierenden Schulmeistererzählungen niederschreibe — ... gar nicht zu reden von meinem so lange angekündigten griechischen Wörterbuch zum Schulgebrauch und zu häuslichen Übungen, das jetzt seiner Vollendung naht und hierdurch im voraus allen Interessenten ehrfurchtsvoll empfohlen sein soll. —

Inhalt

Umschlag u. Titelzeichnung von F. H. Ernst Schneidler
Gedruckt in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

